





ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.





Erster Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet**, Der Hüttenbesitzer. — 3. **Conway**, Aus Nacht zum Licht. — 4. **Praed**, Zéro. — 5. 6. **Gréville**, Wassilissa. — 7. **Aïdé**, Vornehme Gesellschaft. — 8. 9. **Ohnet**, Gräfin Sarah. — 10. **Braddon**, Unter der roten Fahne. — 11. **Halévy**, Abbé Constantin. — 12. **Verga**, Ihr Gatte. — 13. 14. **Reade**, Ein gefährliches Geheimnis. — 15. **Theuriet**, Gérards Heirat. — 16. **Gréville**, Dosia. — 17. **Kraszewski**, Ein heroisches Weib. — 18. 19. **Norris**, Eheglück. — 20. **Kielland**, Schiffer Worse. — 21. **Colombi**, Ein Ideal. — 22. **Conway**, Dunkle Tage. — 23. **Boyesen-Spielhagen**, Novellen. — 24. **Vincent**, Die Heimkehr der Prinzessin. — 25. 26. **Delpit**, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet**, Der Steinbruch. — 3. **Lindau**, Helene Jung. — 4. **Bret Harte**, Maruja. — 5. Die Sozialisten. Untrennbar. — — 6. **Halévy**, Criquette. — 7. **Wilbrandt**, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — 8. **Valera**, Die Illusionen des Dr. Faustino. — 9. 10. **Farjeon**, Zu fein gesponnen. — 11. **Kielland**, Gift. — 12. **Kielland**, Fortuna. — 13. 14. **Ohnet**, Lise Fleuron. — 15. **Farina**, Aus des Meeres Schaum. — 16. **Frey**, Auf der Woge des Glücks. — 17. 18. **Croker**, Die hübsche Miß Neville. — 19. **Feuillet**, Die Verstorbene. — 20. **Hopfen**, Mein erstes Abenteuer u. a. G. — 21. 22. **Alexander**, Ihr ärgster Feind. — 23. **v. Glümer**, Ein Fürstensohn. Zerline. — 24. **Bret Harte**, Von der Grenze. — 25. 26. **Conway**, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang. Band 1. 2. **Remin**, Die Versaillerin. — 3. **Braddon**, In Acht und Bann. — 4. **Schjörring**, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. **Malot**, Lieutenant Bonnet. — 7. **About**, Pariser Ehen. — 8. **Marryat**, Hanna Warners Herz. — 9. 10. **Boyesen**, Eine Tochter der Philister. — 11. **Gréville**, Zavelis Büßung. — 12. 13. **Ohnet**, Die Damen von Croix-Mort. — 14. **Pasqué**, Die Glocken von Plurs. — 15. 16. **Daudet**, Fromont jun. und Risler sen. — 17. **Hopfen**, Der Genius und sein Erbe. — 18. **Reade**, Ein einfach Herz. — 19. 20. **Malot**, Baccart. — 21. **Norris**, Mein Freund Jim. — 22. **Sienkiewicz**, Hanna. — 23. **de Tinseau**, Das beste Teil. — 24. 25. **Conway**, Lebend oder tot. — 26. **de Bonnières**, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang. Band 1. 2. **Haggard**, Eine neue Judith. — 3. **Ohnet**, Schwarz und Rosig. — 4. **Feuillet**, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. **Remin**, Jahre des Gärens. — 7. **Lafontaine**, Gute Kameraden. — 8. **Lie**, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. **Malot**, Zita. — 11. **Gréville**, Die Erbschaft Xenias. — 12. **Voß**, Kinder des Südens. — 13. 14. **Fogazzaro**, Daniele Cortis. — 15. **Farjeon**, Die Herz-Neune. — 16. 17. **Ohnet**, Sie will. — 18. **v. Wolzogen**, Die Kinder der Excellenz. — 19. **Farina**, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. **Daudet**, Der Nabob. — 23. **Burnett**, Der kleine Lord. — 24. **Theuriet**, Der Prozeß Froideville. — 25. 26. **Braddon**, Stella.

Fünfter Jahrgang. Band 1. 2. **Hopfen**, Robert Leichtfuß. — 3. **Daudet**, Der Unsterbliche. — 4. **Ouida**, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. **Memini**, Marchesa d'Arcello. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. **v. Glümer**, Alessa. Keine Illusionen. — 9. 10. **Philips**, Wie in einem Spiegel. — 11. **Kielland**, Schnee. — 12. **Clarette**, Jean Mornas. — 13. 14. **Wood**, Auf der Fährte. — 15. **v. Roberts**, Satisfaktion. — 16. **Gravière**, Die Scheinheilige. — 17. 18. **Ohnet**, Doktor Rameau. — 19. **Peschkau**, Frau Regine. — 20. **de Maupassant**, Zwei Brüder. — 21. 22. **Farina**, Mein Sohn. — 23. **Gréville**, Dosias Tochter. — 24. **Lie**, Der Lotse und sein Weib. — 25. 26. **Daudet**, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Die tolle Komteß. — 3. **de Tinseau,** Eine Sirene. — 4. **Philips,** Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter,** Mr. Barnes von New York. — 7. **Theuriet,** Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway,** Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet,** Letzte Liebe. — 11. **Voß,** Die Sabinerin. — 12. **Memini,** Mia. — 13. 14. **Croker,** Diana Barrington. — 15. **v. Heigel,** Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan,** Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet,** Die Könige im Exil. — 19. **Philips,** Die verhängnisvolle Phryne. — 20. 21. **Ohnet,** Sergius Panin. — 22. **Serao,** Achtung Schildwache. — 23. **Rabusson,** Salonidylle. — 24. 25. **Gunter,** Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray,** Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Roberts,** Preisgekrönt. — 3. **Ohnet,** Die Seele Pierres. — 4. **Theuriet,** Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aïdé,** Imogen. — 7. **Daudet,** Port Tarascon. — 8. **Hope,** Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galitzin,** Ohne Liebe. — 11. **Norris,** Die Erbin. — 12. 13. **v. Wolzogen,** Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète,** Mein Pfarrer und mein Onkel. — 15. **Voß,** Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard,** Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau,** Noras Roman. — 19. **de Renzis,** Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Tinseau,** Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery,** Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Theuriet,** Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delpit,** Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis,** Verhängnis.

Achter Jahrgang. Band 1. 2. **Croker,** Irgend ein Anderer. — 3. **Gordon,** Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Feuillet,** Künstlerehre. — 5. 6. **Böhlau,** In frischem Wasser. — 7. **Norris,** Die geprellten Verschwörer. — 8. **Gordon,** Daphne. — 9. 10. **Remin,** Ein Genie der That. — 11. **Poradowska,** Mischa. — 12. 13. **v. Wolzogen,** Der Thronfolger. — 14. **Colombi,** Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet,** Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter,** Miß Niemand. — 18. **Heyse,** Marienkind. — 19. **Villinger,** Schwarzwaldgeschichten. — 20—22. **Daudet,** Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet,** Der Affenmaler. — 25. 26. **Masterman,** Schwer geprüft.

Neunter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet,** Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage,** Meine offizielle Frau. — 4. **Jehren,** Sein Genius. — 5. 6. **Croker,** Ein Zugvogel. — 7. **Filon,** Violette Merian. — 8. **Lay,** Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon,** Ein puritanischer Helde. — 11. **Coppée,** Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte,** In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley,** Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway,** Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Tinseau,** Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot,** Heimatlos. — 20. **v. Heigel,** Baronin Müller. — 21. **Mairet,** In guter Hut. — 22. **Eckstein,** Das Kind. — 23. 24. **Warden,** Das Haus am Moor. — 25. **Serao,** Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Toudouze,** Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Cherbuliez,** Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch,** Das wandernde Licht. — 4. **St. Aubyn,** Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin,** Schatten. — 6. 7. **Croker,** Unerwartet. — 8. **Franzos,** Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen,** Die Möwe. — 11. **Simmy,** Geopfert. — 12. **Dick-May,** Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow,** Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant,** Die Herzogstochter. — 16. **Daudet,** Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims,** Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts,** Lou. — 20. **Lie,** Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi,** Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz,** Jean von Kerdren. — 24. **Villinger,** Unter Bauern. — 25. 26. **Savage,** Prinz Schamyls Brautwerbung.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
20. Jahrgang. • Band 21.

In der Gewalt der Umstände.

Roman von

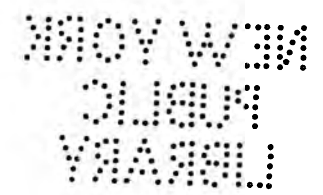
Archie Armstrong.

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen
von F. Mangold.

Erster Band.

Die Umstände spielen mit den Menschen, während diese mit den Umständen zu spielen glauben.

Stuttgart 1904.
Verlag von J. Engelhorn.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Im Beginn der Saison des Jahres 189 . . wurde Miß May Daryll von Lady Frereson in die Londoner Gesellschaft eingeführt, das heißt, diese stellte sie bei der ersten Galacour nach Ostern bei Hofe vor, gab ihr zu Ehren einen Ball in ihrer am Lowndes Square gelegenen Wohnung, dem im Juni ein zweiter folgen sollte. Daß Miß Daryll diese Bälle und noch vieles andre bezahlte, war ein öffentliches Geheimnis, während sich die böse Welt in mehr als bloßen Andeutungen darüber erging, daß der Betrag, den der Vormund der jungen Dame an Lady Frereson für ihre Dienste als Anstandsdame entrichtete, den Wert dieses Vorzugs beträchtlich übersteige. Bei der herrschenden Notlage der Landwirtschaft hätte sich wohl jemand aus wirklich vornehmen Kreisen gefunden, statt nur einer übrigens ganz achtbaren Persönlichkeit, deren verstorbener Gemahl seine Freunde dadurch überrascht hatte, daß er bei Gelegenheit eines längst vergessenen Geburtstages Ihrer Majestät geadelt worden war. Später wurde indessen von den Neugierigen, die sich um solche Dinge kümmern, entdeckt, daß der alte Herr in Devonshire, von dem Miß Daryll gelegentlich sprach und bei dem sie zu

wohnen schien, wenn sie sich nicht in London aufhielt, gar nicht ihr Vormund, sondern ihr Adoptivvater war, und wenn dieser sein Geld zum Fenster hinauswerfen wollte, so hatte niemand das Recht, ihm Vorwürfe darüber zu machen. Soweit sich nach dem, was die Welt sah, urteilen ließ, war er jedenfalls willens, es für eine junge Dame zu verschwenden, die dessen in jeder Hinsicht würdig war, und wenn sie auch tatsächlich eine vermögenslose Waise war, so waren ihre Aussichten doch viel zu glänzend, als daß man sie hätte übersehen können.

Der Kürze wegen nannten sie die meisten Leute eine Erbin, und diese Bezeichnung bringt jede junge Dame, die nicht geradezu abstoßend ist, auch in den Ruf der Schönheit. Wenn aber sonst Erbinnen in der Regel rätselhafter- und unerklärlicherweise meist unschön sind, so hatte Miß Daryll, die im strengen Sinne des Wortes ja keine Erbin war, das Recht, eine bemerkenswerte Ausnahme von dieser Regel zu bilden. Ihr Haar hätte sich mit einem Heiligenschein vergleichen lassen, wenn es nicht besser als ein solcher dazu geeignet gewesen wäre, Hüte zu tragen, wie sie die durch May Darylls geläuterten Geschmack in Schranken gehaltene Mode daraufzusetzen liebte. Ihre Augen waren von etwas unbestimmter Farbe — zwischen grau und blau — und diese verlor, wie ihre Freundinnen wenigstens behaupteten, dadurch nichts von ihrer Wirkung, daß ihre Eigentümerin sich in gewissem Maße ihrer Macht bewußt war, und ihre Hautfarbe war ebenso über jeden Tadel, wie über jeden Verdacht erhaben. Nur die Natur konnte sie ihr

verliehen, und nur die sorgfältigste Pflege konnte sie so erhalten haben, wie sie war. Niemand hatte May jemals überhitzt auf einem Lawntennisplatze gesehen, und wenn zur Zeit ihres Eintritts in die Welt das Radfahren der Damen schon Mode gewesen wäre, so würde sie ohne Zweifel die Taten andrer kühl und gleichgültig mitangesehen haben. Zu Pferd war sie eine sehr schöne Erscheinung, allein sie ließ sich nur selten im Hyde Park sehen. Auch in den Berichten über die Hetzjagden von Devon und Sommerset war ihr Name zuweilen genannt worden, aber wahrscheinlich hatte der Berichterstatter sie nur beim Rendezvous bemerkt, denn sie bestritt, daß sie eine leidenschaftliche Reiterin sei oder überhaupt etwas in übertriebenem Maße tue.

Das waren die Umstände, unter denen sie einige Saisons mitgemacht, wobei sich gleichzeitig der Kreis ihrer Bekannten so erweitert hatte, daß sie für gewöhnlich der Begleitung Lady Feresons entraten konnte, wenn sie auch deren Wohnung am Lowndes Square noch alljährlich als Absteigequartier benutzte und natürlich immer auf Lady Fereson zurückgreifen konnte, falls sich keine andre Anstandsdame fand. Lady Fereson war, wie allgemein zugegeben wurde, keine sehr lebhafte Gesellschafterin für ein junges Mädchen von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, das eine lebhafte Umgebung liebte und diese Neigung dadurch bewies, daß sie eine plötzliche und dauernde Freundschaft — sie dauerte viele Monate — mit einer Dame anknüpfte, die in einem etwas übertriebenen Rufe von Lebhaftigkeit stand.

Eine noch ziemlich junge und leidlich hübsche Witwe,

die sich nicht von Kopf zu Füßen in Krepp oder einen andern Ersatz für Sack und Asche hüllt und die Trümmer eines gebrochenen Herzens nicht auf dem Ärmel trägt, erfreut sich in der Regel eines solchen Rufes. Warum, das ist schwer zu erklären. Die Leichtfertigkeiten, die ihr zugeschrieben werden, sind gewöhnlich derart, daß diejenigen, welche aus Erfahrung darüber sprechen können, ehrenhalber zu schweigen verpflichtet sind. Und Ehre — nun, Ehre ist Ehre!

Miß Darylls beste Freundin war eine gewisse Mrs. Lightfoot, eine Witwe, und zwar keineswegs eine „verlassene, einsame Witfrau“, sondern ein veilchenäugiges, dunkelhaariges Idyll von verlassener Weiblichkeit, die sich mit vollendetem Geschmack zu kleiden wußte, ohne anscheinend auf die Kosten zu sehen, während in ihrer Unterhaltung gerade so viel Menschenfeindlichkeit zum Ausdruck kam, daß manche sie für eine Weltverächterin hielten, während andre eine Andeutung darin finden wollten, daß sie als Jack Lightfoots Frau Erfahrungen genug gesammelt habe, um sie die größte Vorsicht walten zu lassen, ehe sie sich neue Fesseln anlegen ließ.

„Nichts geht über ein ruhiges Leben,“ sagte sie einmal zu May, die in dieser Saison sich selbst und alles andre ernst nahm, „und die Ehe ist nichts weniger als ein Ruheport.“

Ihre Ehe mit Jack Lightfoot war allerdings nicht ruhig gewesen. Immer rastlos und erregt, kümmerte er sich um alles, nur nicht um seine Frau, und als er beim Rennen von Rootilpore den Fehler machte, der ihm das Leben kostete, war alle Welt darüber einig,

daß kein andrer infolge eines so geringfügigen Versehens den Hals gebrochen haben würde.

„Wenn er es nur ruhig abgewartet hätte, als er sah, daß er nicht durchkommen konnte, wäre alles ganz gut gegangen, und er hätte vielleicht sogar gewonnen,“ sagte seine Witwe vierzehn Tage später, als sie sich auf der Heimreise von Indien befand und froh war, den strahlenden Orient gegen ein Klima zu vertauschen, wo sie sich in angemessener Kühle halten konnte, denn ihrer Ansicht nach war das Leben ohne schöne Hautfarbe wertlos.

In London unterhielt sie sich immer vortrefflich, und mit gewissen Einschränkungen auch auf dem Lande; indessen liebte sie die Freuden des Landlebens nur in homöopathischen Gaben. Ein paar Stunden unter grünen Bäumen und auf schattigen Wegen entzückten sie, und man hielt sie von der Vorsehung besonders dafür bestimmt, auf dem Bocke eines Wagens zu sitzen, wo sie sich bildhübsch ausnahm. Da sie überdies etwas von Pferden verstand, langweilte sie den an ihrer Seite sitzenden, die Zügel führenden Herrn nicht durch alberne Fragen und Antworten. Infolgedessen war sie sehr gesucht, allein sie gewährte ihre Gunst ziemlich unparteiisch bis zu dem Tage, wo sie an der Seite Lord Betchworths zu einer Fahrt nach Hurlingham aufbrach und dieser die ihm Anvertrauten wieder zurückbrachte, noch ehe sie eine halbe Meile zurückgelegt hatten, wobei eine Dame in Tränen schwamm und die linke Tür seiner Kutsche zersplittert war. Von diesem Augenblick an war Lord Betchworth, wie er sich selbst ausdrückte, „nicht mehr

im Rennen," und zwar erklärte er das für ungerecht, denn er trug keine Schuld an dem Unfall. Wenn Mrs. Lightfoot auch bleich gewesen war, so hatte sie doch bei dem Zusammenstoße selbst keine Furcht verraten. Tatsächlich war ihr Schreck auch nicht so groß gewesen, daß er sie verhindert hätte, einige Tage später die Einladung des Majors Bittlestone zu einer Fahrt anzunehmen.

„Gefällt dir Major Bittlestone?" fragte May Daryll an dem Tage, den er zu der Spazierfahrt festgesetzt hatte, während sie aus dem Fenster schaute, um zu sehen, ob sein Vierspänner noch nicht in Sicht sei. Sie hatte bei Mrs. Lightfoot in deren Wohnung gefrühstückt und wartete nun, um sie abfahren zu sehen.

„Ja, er gefällt mir sehr gut," antwortete Mrs. Lightfoot offen. „Er ist so groß und ruhig."

„Groß genug ist er freilich," entgegnete May, „und ich habe große Männer auch recht gern; was aber seine Ruhe anlangt" — sie zuckte die Achseln — „so spricht er überhaupt gar nicht mit mir."

Aber Mrs. Lightfoot, die diese Unterlassungssünde vielleicht nicht für einen unverzeihlichen Fehler hielt, lächelte nur freundlich.

„Das ist gewiß nicht deine Schuld, Liebe," sagte sie, „und du würdest ihn wahrscheinlich ganz liebenswürdig finden, wenn du ihn so gut kenntest, wie ich."

„Ich muß immer denken, daß er eine sehr annehmbare Partie für dich wäre," entgegnete May Daryll, indem sie sich umwandte und ihre Freundin ansah. „Du hast ihn gern, und er hat Vermögen."

Eine schwache Röte stieg in Mrs. Lightfoots Wangen empor, die ihr sehr gut stand, aber sie errötete nur, weil sie es nicht verhindern konnte. Oft hatte sie die Frage erwogen, ob Major Bittlestone sie liebe, und wenn sie mit sich selbst zu Rate ging, so mußte sie zugeben, daß seine Schweigsamkeit in diesem Punkte jedenfalls übertrieben war. Statt demnach zu antworten, setzte sie sich hin und dachte nach, während sie die Spitzen ihrer kleinen Glanzlederstiefelchen betrachtete. Stets war sie tadellos beschuht, und wenn das jederzeit wünschenswert ist, so wird es beim Fahren auf einem hohen Bock zur unerläßlichen Notwendigkeit. Daß viele Herren darauf achten, wie eine Dame beschuht ist, während der Rest ihres Anzugs, worauf sie Stunden eifriger Sorgfalt verwandt hat, für sie weggeworfen ist, wußte sie sehr wohl. Einen Augenblick fühlte sie sich geneigt, Mays Aufmerksamkeit auf diese praktischen Punkte zu lenken, denn diese wartete auf irgend eine Antwort, allein sie fühlte, daß sie doch eine unzulängliche Verteidigungswaffe bildeten.

„Ich bin immer der Ansicht gewesen, Sir Henry Waterville wäre eine sehr gute Partie für dich, liebe May," sagte sie deshalb statt dessen. „Er hat dich gern, und du hast Vermögen."

„Er hat das nie gesagt," erwiderte May in vollkommen gelassenem und ruhigem Tone, „und ich habe kein Vermögen."

„Aber du wirst einmal einen ganzen Haufen Geld bekommen. Vielleicht ist es das, was ihn abhält," sagte

Mrs. Lightfoot. „Es gibt solche Männer. Du hast ihn doch gern, nicht wahr?“

„Wenn er diese Frage an mich richten sollte, ist es an der Zeit, sie zu beantworten,“ erwiderte May. „Du erwartest doch nicht, daß ich ihm einen Antrag mache?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Mrs. Lightfoot. „Ich glaube, es kommt ebenso häufig vor, daß die Frauen den Antrag stellen, als umgekehrt, aber in den meisten Fällen spricht sich keines von beiden in klaren Worten aus. Man läßt sich eben vom Strome zusammentreiben.“

„Ich muß mich nun nächstens nach Sir Henry Watervilles Wohnung zum Tee treiben lassen,“ versetzte May lächelnd. „Mrs. Topham und Guy Pendrell kommen, und für viel mehr ist kein Platz da.“

„Wenn Nelly Topham dort ist und einen Herrn findet, der sie unterhält, dann könnt ihr alle zum Fenster hinausspringen, ohne daß sie etwas merkt. Ihr beide mögt also sprechen, was ihr wollt,“ antwortete Mrs. Lightfoot, „zudem ist die Saison fast vorüber.“

„Der Nachmittag auch,“ sagte May. „Du wirst Major Bittlestone Tee vorsetzen müssen, ehe ihr abfahrt.“

„May,“ antwortete Mrs. Lightfoot, „ein Mädchen, das einen so mit seiner Selbstbeherrschung ärgern kann, wie du, ist mir noch nie im Leben vorgekommen. Du erreichst immer alles, was du dir wünschest, und das hat dich erschrecklich unabhängig gemacht.“

„Aber ich erreiche gar nicht alles, was ich wünsche, wirklich nicht,“ entgegnete May in fast weinerlichem

Tone, „ich mache nur kein großes Wesen darum. — Das klingt wie das Trappeln von vier Pferden. Adieu, ich werde wohl in Oxford Street eine Droschke finden. — Gott sei Dank, daß er gekommen ist!" fügte sie bei sich hinzu, während sie die Treppe hinablief.

Und während Mrs. Lightfoot ihren Schleier vor dem Spiegel vorband, beklagte sie die widerspruchsvollen Neigungen der Männer und Frauen.

„Wenn sie fast den Weg einschlagen, den man sie führen möchte, aber doch nicht ganz, so ist das nur um so ärgerlicher. Ja, könnte eins von ihnen das andre nicht leiden, so käme nicht so viel darauf an."

Nachdem sie ihrem Spiegel diese Rede gehalten hatte, ging sie hinunter, begrüßte den Major Bittlestone mit einem ernsten Blicke und stieg die Leiter hinan, um den Platz an seiner Seite einzunehmen.

Während der Fahrt durch Mayfair, die ziemlich schweigsam verlief, hielten sie in Park Street und vor dem Junggesellenklub an, dort, um ein junges Mädchen, hier, um einen Herrn aufzunehmen. Mrs. Lightfoot war wegen ihres feinen Takts als Anstandsdame bekannt, denn sie schenkte den zeitweilig unter ihrer Obhut stehenden jungen Leuten nicht mehr Beachtung, als sie selbst von ihnen beachtet sein wollte, und dafür sah sie sich dadurch belohnt, daß die jüngeren Glieder ihres Geschlechts ihr Benehmen sehr nachsichtig beurteilten. An diesem besondern Nachmittage hatte sie allerdings das Gefühl, daß sie zwei Paar Ohren und Augen, die unmittelbar hinter ihr waren, gern entbehrt hätte, allein sie hoffte, daß sie anderweitig zu ihrer Zufrieden-

heit beschäftigt sein würden. Vielleicht war es auch des Anstands halber im ganzen gut, daß noch jemand anwesend war. Von einem Manne, der die bestgekleidete Dame seiner Bekanntschaft auf dem Bocke eines Vierspänners durch Piccadilly fährt, kann man nicht gerade behaupten, daß er ihre leuchtende Erscheinung unter den Scheffel stelle. Während sie durch die genannte Straße rollten, sprach Major Bittlestone keine Silbe. Die Straßen waren so belebt, wie in der Höhe der Saison, und sein Vordersattelpferd war etwas frisch. Erst als sie St. James Street halbwegs hinunter waren, brach er sein Schweigen.

„Erinnern Sie sich ...“ hörte sie ihn mit seiner tiefen Stimme sagen, und das war ein vielversprechender Anfang, wenn auch der Ort schlecht gewählt war. Ebenso wurde sie sich bewußt, daß er ihr in die Augen schaute, dann aber sah sie, wie er seine Blicke lebhaft wieder nach vorne richtend die Lippen aufeinander preßte, und nun hörte sie, wie er die Bremse anzog, und bemerkte, daß er den Wagen in unglaublich kurzer Zeit zum Stehen gebracht hatte. Was weiter geschah, darüber hätte sie nie mit Bestimmtheit zu sprechen vermocht, denn, obgleich sie das keinem andern Menschen gegenüber zugab, mußte sie doch sich selbst gestehen, daß sie die Augen geschlossen hatte. Als sie sie wieder öffnete, lagen beide Vorderpferde in einem zappelnden Haufen auf dem Pflaster, der Wagen und die Stangenpferde standen beinahe auf ihnen, und diese fingen an, auszuschlagen. Die Bedienten waren mit bestürzten Gesichtern nach vorn geeilt, allein sie waren

augenscheinlich im Zweifel, wo sie zuerst zugreifen sollten. Und Major Bittlestone? Besorgt blickte sie zu ihm auf. Mit ziemlich demselben Ausdruck gleichmütigen Interesses, den sein Gesicht gezeigt, als er sie angeredet hatte, schaute er auf die Verwirrung hinab, und ganz entschieden war seine Stimme ebenso gelassen, wenn auch etwas lauter, als er den zur Linken stehenden Bedienten anredete, während der andre sich bemühte, die Köpfe der gestürzten Tiere emporzuhalten, um sie zu beruhigen.

„Strängen Sie das Vordersattelpferd ab.“

Der Mann war ganz gewandt, wenn man ihm sagte, was er tun solle, und er hing das Ortscheit der Sattelseite ab.

„Nun das Handpferd,“ sagte sein Herr in demselben gelassenen Tone, und der Mann lief auf die andre Seite, um den Befehl auszuführen.

Sowie dies geschehen war, löste Major Bittlestone die Bremse, beruhigte seine Stangenpferde und ließ sie den Wagen zurückstoßen. Die Tiere waren anfänglich etwas schwierig und kamen beinahe zu Falle, allein sie taten ihre Arbeit willig und schoben den Wagen ein paar Schritte bergauf, so daß sie vor den Hufen der Vorderpferde in Sicherheit waren. Unverletzt sprangen diese im Augenblick auf, und Mrs. Lightfoot hatte sich kaum klargemacht, daß die Gefahr vorüber und daß nicht auch diese Spazierfahrt vorzeitig zu Ende gekommen war, als dieselbe ruhige Stimme wieder an ihr Ohr schlug.

„Hängen Sie das Handpferd wieder an — und nun das Sattelpferd — jetzt lassen Sie sie los.“

Sie meinte die Worte: „Gut gemacht, Bits!“ von einer Männerstimme zu hören und erhaschte einen Schimmer von May Darylls Hut am Fenster eines ersten Stocks zu ihrer Linken zeitig genug, um ihr lächelnd zunicken zu können, und dann setzte sie sich zurecht, um ihre eigenen Gedanken und den Bericht zu genießen, den die junge Dame hinter ihr von ihren Empfindungen erstattete, wobei sie vollständig zu erwähnen vergaß, daß sie sich aufgerichtet, den Arm des an ihrer Seite sitzenden Herrn krampfhaft umklammert und laut aufgeschrieen hatte.

Major Bittlestone, der ziemlich ärgerlich aussah, als er den Schrei vernahm — die einzige Veränderung seines Ausdrucks, die Mrs. Lightfoot bemerkte — lächelte in den Bart, als er Bruchstücke dieses Berichtes hörte.

„Wer war denn die junge Dame an dem Fenster?“ fragte er plötzlich. „Ich muß sie schon irgendwo getroffen haben.“

„May Daryll, eine meiner besten Freundinnen,“ antwortete Mrs. Lightfoot, die May seit drei Monaten kannte.

„Vermögen?“ fragte der Major lakonisch.

„Sie ist von einem alten Herrn adoptiert worden, einem Onkel, wie sie ihn nennt. Er gibt ihr schon jetzt reichlich, und ich denke mir, daß er ihr wohl alles hinterlassen wird.“

„Alte Herrn tun nicht immer das, was man von ihnen erwartet,“ antwortete Major Bittlestone, „und sie lassen sich manchmal Zeit mit dem Sterben.“

„Sind Sie der Ansicht, daß Sir Henry Waterville

ein reiches Mädchen nur des Geldes wegen heiraten würde?" fragte sie.

„Wenn das seine Art wäre, so würde er es schon längst getan haben," entgegnete der Major und fügte nach einer Pause hinzu: „Ich habe es ihm oft geraten."

„Würden Sie es denn tun?" fragte Mrs. Lightfoot, „ich meine, wenn Sie aufs Geld sehen müßten?"

Major Bittlestone lächelte.

„Einem Freunde einen guten Rat zu geben," antwortete er, „den man selbst nicht befolgen würde, ist sehr leicht. Wenn jemand einen andern um Rat fragt, so sollte er ihn auch annehmen; wenn er das nicht tut, ist der, der den Rat gegeben hat, ein Esel."

„Gefällt er Ihnen?" fragte Mrs. Lightfoot neugierig.

Bittlestone nickte.

„Es wird allerhand über ihn gemunkelt," fuhr sie fort, „natürlich von andern Männern . . ."

Allein Bittlestone hatte wieder mit seinem Vordersattelpferde zu tun, das infolge der Angriffe einer aufdringlichen Fliege unruhig wurde, und als die Fliege vertrieben war, schien der Major die Bemerkung der Dame vergessen zu haben.

„Meinen Sie nicht, daß er das Mädchen, das ihn heiratete, glücklich machen würde?" fragte Mrs. Lightfoot zehn Minuten später gerade heraus, ohne weitere Erklärung auf denselben Gegenstand zurückkommend.

Bittlestone lächelte geheimnisvoll.

„Die Ehe," sagte er, „ist ein wunderliches Ding." Und dann schien er der Ansicht zu sein, daß dieser tiefsinnige Ausspruch für sie beide Stoff genug zum Nach-

denken enthalte, denn er fuhr während der nächsten halben Stunde schweigend weiter. Als Mrs. Lightfoot ein paarmal zu ihm aufblickte, bemerkte sie, daß er ganz freundlich und zufrieden aussah, und auch sie wurde sehr nachdenklich.

Erst als sie einen luftigen Teil des Angers von Wimbledon erreicht hatten, wo die Pferde in flottem Trabe dahinflogen und das junge Mädchen in eine Geschichte von einem Balle vertieft war, die, obgleich sie nur für die Ohren des neben ihr sitzenden Herrn bestimmt zu sein schien, Mrs. Lightfoot ebenso interessierte, erst da neigte der Major seinen Kopf Mrs. Lightfoot zu und nahm das Gespräch wieder auf.

„Neun Frauen von zehn würden geschrieen haben. Warum taten Sie das nicht?" fragte er.

Ehe das Mädchen hinter ihr ihre Geschichte angefangen hatte, war Mrs. Lightfoot damit beschäftigt gewesen, sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was Lord Betchworth dem Fleischerburschen zugeschrieen hatte, der vor zehn Tagen, als sie neben seiner Herrlichkeit auf dem Bocke saß, mit ihnen zusammengestoßen war. Lord Betchworth war in seiner Wut sehr wortreich und deutlich gewesen, so daß der im Augenblick zum Schweigen gebrachte Fleischergeselle beschlossen hatte, sich ihn in Zukunft zum Muster zu nehmen, während Mrs. Lightfoot trotz ihrer fünfjährigen Erfahrung an der Seite Jack Lightfoots etwas entsetzt gewesen war.

„Neun Männer von zehn würden geflucht haben," antwortete sie deshalb, so viel Ausdruck als möglich in ihre Augen legend. „Warum haben Sie das nicht getan?"

„Ich nehme alles gern gelassen hin," antwortete er.

„Ich auch."

Sein Gespann ging prachtvoll; er nahm die Zügel in die rechte Hand, und sie blickte etwas ängstlich zu ihm auf.

„Gut," entgegnete er mit einem verlegenen Lächeln, „Sie wissen ja, was ich sagen will."

Da sie nicht antwortete, sah er noch verlegener aus.

„Wollen Sie?" fragte er sodann ganz unvermittelt in einem Tone, der ihr noch lauter vorkam als der, womit er vorhin die beiden Bedienten angeredet hatte, und den das junge Mädchen hinter ihr deutlich hätte vernehmen müssen, wenn sie nicht von ihrer eigenen Unterhaltung so in Anspruch genommen gewesen wäre, daß sie nichts andres hörte. Und Mrs. Lightfoot war trotz aller ihrer Erfahrung und ihrer Geistesgegenwart so überrascht, daß sie nur lächeln und leise murmeln konnte: „Das will ich meinen." — — —

„Ich habe keinen Schimmer," gestand er, als sie am Abend zusammen im Restaurant des Savoytheaters speisten, „was ich heute gesagt habe, unmittelbar bevor Sie mir versprachen, meine Frau zu werden."

„Strängen Sie das Vordersattelpferd ab," lautete die rätselhafte Antwort, worauf der nachdenkliche Blick, womit er sich den Strom seiner Beredsamkeit zurückzurufen suchte, noch nachdenklicher wurde.

Zweites Kapitel.

May Daryll hatte Mrs. Topham auf der schattigen Seite der St. James Street eingeholt, sie über den Fahrdamm gelotst und sich nach ihrer Ankunft in Sir Henry Watervilles Wohnung ans Fenster gesetzt, fünf Minuten ehe Major Bittlestones Wagen die Straße herunterkam und die Pferde ein paar Schritte vor ihr stürzten.

Als Sir Henry in einem Tone, der über die halbe Straße hörbar war, „Gut gemacht, Bits!" ausrief, fügte sie so leise, daß nur er es vernehmen konnte, hinzu: „Gut gemacht, Mrs. Lightfoot!"

„Sie wären ebenso ruhig sitzen geblieben, als Mrs. Lightfoot," sagte Sir Henry, „aber ich glaube nicht, daß ich Sie so gut aus der Klemme gezogen haben würde, als Bittlestone. Den Mann beneide ich immer."

„Ich dachte, Sie hätten so viel von allem, was Sie sich wünschen, daß Sie niemand beneideten," entgegnete May.

„Ich?" rief Sir Henry Waterville. „Ich habe durchaus nicht alles oder irgend etwas, was ich mir wünsche; ich mache nur kein großes Wesen darum."

Das erinnerte sie an etwas, was sie selbst am nämlichen Nachmittage gesagt hatte, aber es erschien ihr

nicht ganz leicht, das auszusprechen oder ihn zu fragen, was er sich denn noch wünschen könne. Was sich die Londoner Gesellschaft über Sir Henry Waterville erzählte, wußte Sie ziemlich genau, nicht weil sie sich etwa besonders danach erkundigt hätte, sondern weil ihre Freunde und andre offenbar wünschten, daß sie es erfahre. Die Gesellschaft schien zu dem Schlusse gelangt zu sein, daß Sir Henry es seit etwa einem Jahrzehnt außerordentlich angenehm gefunden habe, mit einem ungewöhnlich vorteilhaften Äußern, aber einem geringeren Anteil an den Gütern dieser Welt, als nach Ansicht der Gesellschaft einem Herrn von Adel gebührte, den Freiherrn zu spielen. Die Schönheit hatte er von seiner Mutter geerbt, die Güter dieser Welt aber hatte sein Vater dem sichern Schutze des Hausgesetzes zu entziehen gewußt, in der Hoffnung, daß sie ihm hundertfältigen Nutzen einbringen sollten, eine Hoffnung, die sich jedoch nie verwirklicht hatte, außer auf den Prospekten, worauf Sir Giles Watervilles Name als Direktor glänzte.

„Als wir uns dahin verständigten, das Majorat aufzuheben, wußte ich nur, daß mein Alter auf seine Weise spielen wollte, und dann tat ich es auf die meine,“ pflegte Sir Henry oft zu sagen, und man konnte häufig hören, wie er hinzufügte, daß er für sein Geld mehr Genuß gehabt habe als sein Vater. Jedenfalls war es bekannt, daß Sir Giles einige Jahre, nachdem sein Sohn mündig geworden war, die ewige Ruhe bei seinen Ahnen in dem Familiengewölbe gefunden hatte, das das einzige hypothekenfreie Stück unbeweglicher

Habe bildete, das ihm seine Vorfahren hinterlassen hatten. Sir Henry dagegen hatte sich im Besitze eines Einkommens gesehen, das ihn befähigte, mit seinem Schneider und der Dienerschaft der Häuser, die er besuchte, auf gutem Fuße zu stehen, und das ihn so lange von jedem ernsten Bestreben, es zu vermehren, abhielt, bis ein solches ernstes Streben ihm, wenn möglich, noch widerwärtiger geworden war als zuvor. Immer hatte er behauptet, daß sein Freiherrntitel zwar gesellschaftlich nützlich, im übrigen aber eine kostspielige Last sei. Seine verfügbaren Aktiva in der City oder auf jenem andern Markte zu vermehren, wo Freiherrntitel einen hohen Preis haben, selbst wenn ihre Träger nicht mehr jung und hübsch sind, hatte er stets abgelehnt. Nicht etwa, daß sein Ruf derart gewesen wäre, daß man auf Weiberfeindschaft hätte schließen können. In der Tat hatte May Daryll beobachtet, daß die Damen, unter deren schirmenden Fittichen sie ihn in der Gesellschaft traf, sie mit dunklen Andeutungen auf gewisse Vorkommnisse vor ihm warnten, die sie verstehen würde, wenn sie erst mehr Erfahrung hätte. Dabei bemerkte sie aber, daß gerade diese nämlichen Damen, namentlich wenn sie nur wenig älter waren als sie selbst, großes Vergnügen daran zu finden schienen, die geheimnisvollen Gefahren herauszufordern, wovor sie sie so ängstlich zu bewahren bestrebt waren. Persönlich hielt sie ihn für einen ziemlich verschlossenen Mann mit ernstem, ehrerbietigem Benehmen, und seine Art zu sprechen berührte sie niemals unangenehm. Stets war er „ganz nett", das versicherte sie wiederholt, wenn sie geradezu gefragt

wurde, und diese Antwort schien den Fragestellern, die, wie wohl kaum bemerkt zu werden braucht, ihrem eignen Geschlechte angehörten, zu genügen, so daß ihr gestattet wurde, ihre weiteren Ansichten für sich zu behalten.

„Bittlestone wird sie heiraten," sagte Sir Henry Waterville nach einer Pause.

„Wenn sie ihn nimmt," entgegnete May Daryll. „Sie werden doch wohl zugeben, daß Frauen manchmal ‚nein' sagen."

„Nicht, wenn sie ziemlich deutlich zu erkennen gegeben haben, daß sie ‚ja' sagen wollen," antwortete Sir Henry.

„Sie hat ihn gern und hat das Recht, das zu zeigen," erwiderte May. „So lassen sich die Leute vom Strome treiben." Der verständnislose Blick in seinen Augen ließ sie erröten, als sie weiter erklärte: „Ich meine, daß, wenn sie sich wirklich verloben, keins von beiden genau weiß, wie und wann es geschehen ist. Einen bestimmten Augenblick, wo eine entscheidende Frage gestellt und beantwortet worden wäre, gibt es nicht."

„Sie wissen ja sehr genau Bescheid," antwortete er.

„Durchaus nicht," versetzte sie, „ich habe mich noch nie treiben lassen."

Als sie diese Antwort gab, sah er mit einem sehr ernsten Ausdruck auf sie herab, und sie schaute zu ihm auf und begegnete seinen Augen mit einem festen Blick, aber er brachte die Unterhaltung mit beinahe sichtbarer Anstrengung auf den früheren Gegenstand zurück.

„Ich wollte nur sagen, daß Major Bittlestone sie heiraten kann, ohne seine Pferde abschaffen zu müssen."

„Und sie kann ihn heiraten und sich auch ferner geschmackvoll kleiden,“ antwortete May mit einem unbehaglichen Gefühle, daß sie in der falschen Richtung treibe.

„Nichts geht über die Möglichkeit, seinen Idealen entsprechend leben zu können, selbst in der Ehe,“ sagte Sir Henry trocken. Dann nahmen einige der andern Gäste seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

May Daryll war an diesem Nachmittage nicht zu allgemeiner Unterhaltung aufgelegt, aber soweit sie daran teilzunehmen genötigt war, entledigte sie sich ihrer Aufgabe mit Ehren. Sie beklagte, daß die Saison zu Ende gehe, erklärte, wie sie, bis die Besorgung der Wintertoilette sie wieder nach London führen würde und dann wieder bis zum nächsten Frühjahre, in einem Dorfe von Devonshire begraben sein werde, und stellte jeden Geschmack für ländliche Vergnügungen, die das Leben erträglich machen könnten, in Abrede. Die, die sie näher kannten, wußten, daß der ältliche Verwandte, bei dem sie lebte und den noch niemand zu Gesicht bekommen hatte, nicht immer zu Hause war, daß er jedoch, wenn das der Fall war, verlangte, daß auch sie anwesend sei. Ferner wurde von Leuten erzählt, die im südlichen Teile von Devon bekannt waren, wo May Daryll mit ihrem Adoptivvater wohnte, daß Mr. Haggerston aus verschiedenen Gründen in der Gesellschaft der Grafschaft nicht die Stelle einnehme, wozu ihn sein Reichtum und sein Herkommen berechtigten, während die jungen Herren, für die May oder ihr mögliches Vermögen ihre Reize hatten, von ihren Eltern

nicht immer ermutigt würden, sich ihr zu nähern, wenn auch kein bestimmter Vorwurf gegen sie erhoben wurde.

Als alle andern mit Ausnahme von Mrs. Topham und Mr. Guy Pendrell, die zusammen in einer Ecke saßen und sich um niemand kümmerten, gegangen waren, hatte May Daryll noch einige Augenblicke Gelegenheit, mit Sir Henry Waterville zu sprechen, und sie wurde sich bewußt, daß sie die Unterhaltung, die sich um Pralinen oder etwas dergleichen gedreht hatte, mit einer gewissen Gewaltsamkeit auf etwas andres zu bringen suchte.

„Sind Major Bittlestone und Mrs. Lightfoot schon zurückgekehrt?" fragte sie.

Sir Henry Waterville schien entschlossen, nichts ernst zu nehmen.

„Wenn sie zurückkehren," sagte er, „wollen wir sie fragen, ob er auf der Matte zu ihren Füßen gekniet und was das junge Mädchen hinter ihnen von der ganzen Szene gedacht hat."

Etwas von diesem Gespräche hatte Mrs. Topham in ihrer Ecke verstanden.

„Madge Lightfoot und Major Bittlestone haben sich schon vor zehn Jahren geliebt," sagte sie, sich in die Unterhaltung mischend. „Sie war reich, er aber hatte kein Vermögen; deshalb hat er nicht um sie angehalten, und sie hat Jack Lightfoot aus Ärger geheiratet."

„So?" fragte May. „Das war sehr töricht von ihr."

„Sie hätten sich sollen treiben lassen," sagte Sir Henry, Mrs. Topham ansehend, die indessen schon wieder zu sehr in eine Geschichte von einem gewissen Dick vertieft war, um ihm Gehör zu schenken.

„Madge ist mit Kapitän Lightfoot aus der Schule durchgegangen," flüsterte May, „und ich glaube nicht, daß sie den Major Bittlestone damals schon gekannt hat. Erzählen denn die Leute niemals die Wahrheit über einen?"

„Nicht häufig," entgegnete Sir Henry, „aber sie würden sehr unterhaltend sein, wenn sie es täten — für andre Leute. Außerdem mag Bittlestone sie gekannt, aber für zu jung gehalten oder sich wirklich durch das Geld haben abschrecken lassen."

„Er hätte wissen sollen, daß ihr Geld gar nicht mitsprach, wenn sie sich liebten," sagte May, „oder sie hätte ihm zu verstehen geben sollen, daß ihr nichts daran liege, ob er arm oder reich sei."

„Auf welche Weise?" fragte Sir Henry.

„Das ist allerdings ziemlich schwierig," gab May zu, „besonders wenn die Männer schwer von Begriffen sind." Bei diesen Worten wurde sie sehr rot, denn Sir Henry sah sie mit nachdenklichem, zweifelhaftem Ausdruck an und errötete ebenfalls ein wenig. Da kam Mrs. Topham durchs Zimmer auf sie zu.

„Müssen Sie wirklich schon gehen?" fragte Sir Henry Waterville.

„Ja, ich werde wohl gehen müssen," erwiderte Mrs. Topham, „Mr. Pendrell will mich nämlich heute abend ins St. Jamestheater führen. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich das Stück, das da gespielt wird, schon vor drei Wochen gesehen, aber das hat ja wohl nichts zu sagen, nicht wahr?"

„Nein, durchaus nicht," antwortete Sir Henry

ernst, indem er die Tür öffnete. „Ich will mit Ihnen bis Piccadilly gehen und Sie dort in eine Droschke setzen."

Als sie in St. James Street waren, blieb er stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden.

„Werden Sie morgen in Hurlingham sein?" fragte May.

„Leider bin ich verhindert," entgegnete er.

„Wirklich?"

„Ich habe einem Bekannten versprochen, mit ihm zu frühstücken und dann ein Pferd anzusehen."

„Läßt sich das nicht aufschieben?" sagte May. „Ich gehe mit Mrs. Lightfoot und kann mitbringen, wen ich will. Major Bittlestone will uns hinfahren."

Sir Henry Watervilles Achselzucken wäre unbemerkbar gewesen, wenn sie ihn nicht so genau beobachtet hätte.

„Ach, bitte, kommen Sie doch!" bat May mit weicher Stimme.

Er nickte leicht, aber seine Hand war nicht ganz sicher, als er ein zweites Streichholz an seine Zigarette hielt.

„Gut, dann will ich Bittlestone benachrichtigen," sagte er, „und Sie und ich wollen zusammen Tee trinken."

„Danke Ihnen," murmelte sie mit einem kleinen Knicks.

„Dieses Mädchen richtet mit ihren blauen Augen ebenso viel aus, als die meisten andern," flüsterte Mrs. Topham — die sich umgewandt hatte, um zu

sehen, ob sie kämen — dem jungen Mr. Pendrell zu, „aber Belladonna ist auf die Dauer doch sehr gefährlich.“

„Mrs. Toghet,“ wie ihre nächsten Freunde sie hinter ihrem Rücken nannten, war nicht immer milde, wenn sie zufällig einmal etwas beobachtete, aber sie hatte das Zittern der sonst so festen Hand Sir Henrys nicht bemerkt. — —

Am Abend dieses Tages schickte May Daryll ein Briefchen an Mrs. Lightfoot, um sie an die Einladung nach Hurlingham zu erinnern und ihr Versprechen der Pünktlichkeit zu wiederholen.

„Ich will nur hoffen, daß ich heute nachmittag nicht allzu frei gewesen bin,“ schrieb sie zum Schlusse. „Ich habe an Dich gedacht, und es überläuft mich siedend heiß, wenn ich mich an alles das erinnere, was ich gesagt habe. Deine sich treibenlassende May.“

Diesen letzten Satz überging Mrs. Lightfoot mit Stillschweigen, als sie das Briefchen sofort beantwortete, ihre Verlobung mit Major Bittlestone anzeigte und die Hoffnung aussprach, am nächsten Tage ihrer Freundin Glückwünsche entgegennehmen zu dürfen.

Allein der nächste Tag brachte ein Telegramm von Süd Devon, das Mays Pläne in Hinsicht auf Tee und Treibenlassen in Hurlingham über den Haufen warf, wie solche unerwartete Telegramme ähnliche Pläne schon häufig vernichtet haben. Mit einigen Worten der Erklärung und des Bedauerns schickte sie es an Sir Henry Waterville.

„Mr. Haggerston ist sehr krank nach Hause zurück-

gekehrt. — Doktor sagt, Sie sollten sogleich kommen. — Frau Pung."

„Mr. Haggerston," fügte May erläuternd hinzu, „ist, wie Sie wissen, der einzige Freund, den ich auf der Welt habe, und seine Haushälterin, die mir telegraphiert hat, ist nicht fähig, ihn allein zu pflegen. Er hat schon einmal einen Schlaganfall gehabt. Deshalb werde ich eine ausgebildete Krankenpflegerin mitnehmen, das meiste aber wohl selbst tun."

May Daryll hatte nicht ganz die Selbstbeherrschung, die Mrs. Lightfoot ihr zutraute oder die sie sich selbst wünschte; jedenfalls vergoß sie so viele Tränen auf der Fahrt, daß ein alter Herr, der ihr gegenübersaß, ganz teilnahmvoll wurde. Ob sie diese Tränen um das vergoß, was sie hinter sich gelassen hatte, oder um das, was vor ihr lag, hätte sie selbst kaum zu sagen vermocht. Wenn sie sich über ihre Gefühle hätte Rechenschaft geben können, würde sie wahrscheinlich gefunden haben, daß beide Ursachen im Verein mit dem Bewußtsein, daß sie kein Glück habe, dafür verantwortlich waren. Ein angenehmes Gefühl ist es nicht, wenn man sich klar macht, daß derjenige, der seit unsrer Kindheit unsre einzige Stütze war, uns zu verlassen im Begriffe ist, während ein andrer, der seine Stelle einnehmen und sie besser ausfüllen könnte als jener, noch nicht ganz bereit zu sein scheint, das Amt zu übernehmen.

An diesem Abend stand May Daryll am Bette des alten Mr. Haggerston und hörte mit zusammengepreßten Lippen, wie er nach Atem rang, während Frau Pung

im Hintergrunde schnaubte, was Max veranlaßte, sich umzuwenden und ihr mit einem gebieterischen Flüstern zu befehlen, das Zimmer zu verlassen. Dann ergriff sie die Hand des Kranken, allein es war so, wie es ihr bei ihrer Ankunft gesagt worden war: er sprach weder, noch kannte er sie, und am nächsten Morgen war er sanft entschlummert.

Drittes Kapitel.

An einem glühend heißen Julinachmittage wurden die sterblichen Überreste Jabez Haggerstons auf dem grünen Kirchhofe des schläfrigen, sonnigen Polyton im schläfrigen, sonnigen Süd Devon zur Ruhe bestattet.

Die Einwohner nahmen in großer Zahl an der Beerdigung teil, und zwar hauptsächlich die Frauen, da die Männer meist zur Arbeit auf den Feldern waren. Als die Erde auf den Sargdeckel polterte, versuchten viele, sich klar zu machen, daß sie niemals wieder ihre Uhren nach Haggerstons Vorbeikommen an ihren Häusern würden stellen können. Seit die Leute von seinem Tode gehört hatten, war er oft der Gegenstand ihres Gespräches gewesen, und dabei hatten sie gefunden, daß in Wahrheit niemand viel über ihn wußte. Immer hatte er einen blauen Gehrock und braune Beinkleider mit Stegen unter den Stiefeln getragen; stets hatte sein Zylinderhut dieselbe Form mit der stark nach oben gekrümmten Krempe gezeigt (wie er dem Doktor mitgeteilt, hatte er an dem Tage, wo „Wild Dayrell" als Sieger aus dem Derby hervorging, unter andern Wetten ein ganzes Gros dieser Hüte gewonnen. Er und Mays Vater, damals noch ein junger Mann, waren nach Epsom gegangen und hatten, wie Doktor Pentreath verstanden

zu haben glaubte, durch den Gleichklang des Namens veranlaßt, zusammen auf dieses Pferd gewettet); stets ging er pünktlich um zwölf Uhr die Dorfstraße hinauf, um Briefe in Empfang zu nehmen und die seinen zur Post zu bringen. Vor zwanzig Jahren hatte er Polyton House gekauft und seitdem zehn Monate von den zwölfen des Jahres hier verlebt; und nun war er tot und begraben. Das war alles, was sie über ihn zu sagen wußten, nachdem sie flüsternd über die niedrige Kirchhofsmauer und von andern günstig gelegenen Punkten aus der Beerdigung zugesehen und beobachtet hatten, wie der Schmied und die andern Träger gestöhnt und geschwitzt, während sie sich mit dem schweren Eichenholzsarge abgemüht hatten; wie Pfarrer Kerswell mit seiner wohllautenden Stimme die schönste Leichenrede gehalten, und May Daryll, die in ihrer Trauerkleidung sehr groß und schlank aussah, schmerzbewegt am Grabe gestanden hatte und anscheinend die Hauptleidtragende beim Begräbnis Jabez Haggerstons von Polyton House gewesen war.

Nach der Beerdigung zogen sich der Schmied und die andern, die den Sarg den weiten Weg vom Hause bis zum Grabe getragen hatten, ins Wirtshaus „Zum Pfluge" zurück, um ihren Durst zu löschen. Pfarrer Kerswell begab sich in die Sakristei und schlenderte von da nach Hause, um im Schatten des großen Maulbeerbaumes zu warten, bis es Zeit wäre, seinen Durst mit Tee zu stillen, und Miß Daryll fuhr in dem Wagen nach Hause, den sich die Leute jetzt als den ihren zeigten und worauf Kutscher und Bedienter in neuen dunkeln

Trauerlivreen glänzten. Nun drängte sich ein breitschulteriger junger Mann in kurzen Hosen und Strümpfen — von dem erzählt wurde, daß er vor einigen Tagen den ganzen Weg von London auf dem Fahrrad zurückgelegt habe, und der während der Feierlichkeit Miß Darylls gelbe Zöpfe mit achtungsvoller Bewunderung betrachtet hatte — durch die Menge und schritt auf ein rotes Backsteinhaus mit grünen Läden zu, das nicht weit von der Kirche lag. Langsamer, als es an Orten zu geschehen pflegt, wo Menschenansammlungen häufiger sind, zerstreuten sich die Zuschauer, um die Rückkehr der Mannsleute von der Arbeit zu erwarten.

An diesem Abend gab es in Polyton mehr zu erzählen als nach einem gewöhnlichen Sommertage. In jedem Hause wurde die Feierlichkeit beschrieben und was Miß Daryll getragen und wie sie ausgesehen, soweit sie den Leuten Gelegenheit gegeben hatte, sie zu beobachten. Daß sie vom Grame ganz gebeugt sei, wollten sie nicht recht glauben, ja, sie behaupteten, das sei offenbar nicht der Fall, und darüber könne man sich auch gar nicht wundern, denn der Verstorbene sei ein sauertöpfischer, finstrer alter Mann gewesen und habe ihr natürlich alles, was er besaß, vermacht. Hierauf stellten sie ihre Betrachtungen über den Umstand an, daß Frau Pung nicht bei der Beerdigung anwesend gewesen sei, und Frau Pungs Stellung war doch kaum die einer Dienerin gewesen, sie war eben Frau Pung. Irgend jemand — ein Schäfer, sagten die Leute, als das Gerücht von Tür zu Tür weitergetragen wurde — habe sie zu einer sehr

frühen Morgenstunde in einem ihrem verstorbenen Herrn gehörigen Wagen nach Exeter fahren sehen, und sie habe in ihren neuen Trauerkleidern einen ganz großartigen und durchaus nicht gramgebeugten Eindruck gemacht.

Daß sie, um ihrem entschlafenen Gebieter den letzten Zoll der Achtung zu entrichten, zum Begräbnis hätte bleiben sollen, darüber waren alle einig. Seit er in Polyton lebte, war sie seine Haushälterin gewesen, und wahrscheinlich auch schon vorher, aber sie hatte über diese Dinge nie gesprochen. Augenscheinlich war sie im Dorfe nicht beliebt. Eine harte Frau nannten sie die Leute, die sich immer für sich gehalten und zu scharf auf ihres Herrn Interessen oder ihre eigenen Nebeneinkünfte, wie sie es bezeichneten, gesehen hatte, als daß es ihren ärmeren Nachbarn hätte gefallen können. Wie die Dinge in Polyton House sich ohne Frau Pung gestaltet haben würden, vermochten sie kaum zu beurteilen, denn diese war nur bei ganz seltenen Veranlassungen auf ein paar Tage verreist und hatte dann immer eine Zeit gewählt, wo Mr. Haggerston einen seiner regelmäßig wiederkehrenden Ausflüge nach vermutlich heiteren Gefilden machte, und wo auch Miß Daryll abwesend war, so daß das Haus so gut wie geschlossen war. Wohin der alte Mr. Haggerston ging, wenn er Polyton verließ, konnte niemand von der Dienerschaft sagen. Frau Pung änderte in solchen Fällen die Aufschriften der eingehenden Briefe ab und schickte sie ihm nach. Miß Daryll aber ging immer nach London, das wußte jedermann. Dort besorgte sie sich ihre

schönen Kleider, die einige junge Damen der Nachbarschaft zu schwachen Versuchen der Nachahmung begeisterten. Nur einer Gelegenheit entsann man sich, wo sie während Frau Pungs Abwesenheit geblieben war und hausgehalten hatte. Damals brauchte man nur an der Hintertür zu bitten, wenn man Suppen und eingemachtes Obst für Kranke haben wollte, und mehr als ein von Mr. Haggerston abgelegtes Kleidungsstück hatte einen neuen Besitzer gefunden. Als Miß Daryll, ohne viele Fragen zu stellen, mit mildtätiger Hand gab, wenn sie Gelegenheit dazu hatte, und sich nach Frau Pungs Rückkehr ohne weiteres zurückzog, hatte sie dem Dorfe einen kurzen Augenblick gezeigt, wie es hätte sein können; aber auch ohne dies erfreute sie sich der Achtung, die einer hübschen jungen Dame immer entgegengebracht wird, wenn sie sich nur ein wenig Mühe gibt, sie zu verdienen. Stets hatte sie ein Wort oder ein Lächeln bereit, und sie beeinträchtigte die gute Wirkung davon nie durch ungehöriges Eindringen in andrer Leute Angelegenheiten. Daß sie Kinder, wenn sie sauber waren und sie nicht anfaßten, gern hatte, war bekannt, und sie redete oft freundlich mit alten Leuten, falls diese nicht darauf bestanden, ihr mit widerlichen Krankheiten behaftete Gliedmaßen zu zeigen.

Die Folge war, daß das Dorf jetzt der Herrschaft der neuen Besitzerin mit Befriedigung entgegensah.

Inzwischen hatte May Daryll im Hause selbst Hut und Schleier abgelegt, die Rollvorhänge ihres kleinen Wohnzimmers in die Höhe gezogen und geklingelt. Wenn

sie die Klingel in Bewegung setzte, herrschte nie ein Zweifel darüber, von wem das Läuten ausgegangen sei, allein heute erscholl es mit einem Klange durchs Haus, worin das Bewußtsein der Herrschaft und des Besitzes zum Ausdruck kam.

„Tee!“ befahl sie kurz, als an Stelle des Haushofmeisters, der wahrscheinlich eben seine Trauerkleidung ablegte, der Bediente erschien. Hierauf blieb sie eine Weile an ihrem kleinen eingelegten Schreibtische stehen und las eine Abschrift von Mr. Haggerstons Testament durch. Dann und wann unterbrach sie das Lesen, um einen Blick in den langen, in einen Rahmen von Eichenholz gefaßten Spiegel zu werfen, der über dem Schreibtische hing, oder um sich mit leichtem Finger übers Haar zu fahren, das von Natur oder durch künstliche Mittel gekräuselt war und der Aufmerksamkeit bedurfte.

Haggerstons Testament war kurz und ohne weitere Erklärung verständlich. Er setzte sie zur Universalerbin ein, und diese Bestimmung war in so wenige juristische Redensarten gehüllt, daß sie sie ohne Schwierigkeit verstand. Eine Tatsache wurde besonders erwähnt: die Erbin wurde bezeichnet als „May, meine Adoptivtochter, das Kind meines entschlafenen Freundes Gilbert Daryll und dessen Ehefrau Ellen, Tochter des verstorbenen Sir George Egleton von Bulthorpe in der Grafschaft Rutland“. Daß einige von ihren Nachbarn jede Gelegenheit benutzten, zu erklären, sie sei nicht Mr. Haggerstons Tochter, wußte sie, und daß die naheliegende Frage: „Aber wer ist sie dann?“ unter solchen Umständen mit

einem traurigen Kopfschütteln beantwortet wurde, das weitere Erkundigungen abschneiden sollte, war ihr ebenfalls bekannt.

„Wahrscheinlich hat er gefürchtet, ich würde meine Verwandten kennen lernen wollen, wenn ich gewußt hätte, wer ich bin," sagte sie halblaut für sich, denn da sie häufig allein war, hatte sie sich angewöhnt, mit sich selbst zu sprechen.

Dabei war sie sich aber doch bewüßt, daß, wie lästig Verwandte in greifbarer Gestalt auch sein können, es doch für eine junge Dame gewisse Vorteile mit sich bringe, Verwandte in mehr oder minder achtbarer Stellung zu haben, zumal für ein Mädchen, das in dieser ganz angenehmen, aber nun einmal am Hergebrachten klebenden Welt allein steht.

„Einen gewissen Mr. Egleton habe ich einmal irgendwo getroffen. Oder war es ein Kapitän Egleton? Ob es wohl gut wäre, wenn ich versuchte, ihre Bekanntschaft zu machen?" murmelte sie.

In diesem Augenblick erschienen der Haushofmeister und der Bediente mit dem Teebrett, das mit glänzendem Silber und Porzellan bedeckt war. May ließ sich auf einen Sessel sinken und sah sich befriedigt um, denn sie liebte den Luxus.

„Sowie Mr. Veel kommt, führen Sie ihn hierher," sagte sie. „Ach, dieser langweilige Mr. Veel," fügte sie hinzu, als sich die Tür wieder geschlossen hatte. Zum Besprechen von geschäftlichen Angelegenheiten mit einem ältlichen Sachwalter war es eigentlich zu heiß. Im übrigen verstand sie das Testament und hatte das Veel

auch gesagt, als er sie am Tage nach Mr. Haggerstons Tode besucht und ihr eine Abschrift dagelassen hatte, die sie mit Muße studieren sollte. Jetzt hatte sie weiter nichts nötig, als etwas bar Geld für die laufenden Ausgaben, bis das Testament gerichtlich für gültig erklärt war und sie Schecks für größere Beträge auf eigene Rechnung ziehen konnte. Selbst das bare Geld war nicht so eilig und hatte Zeit bis zu ihrer Rückkehr nach London. In dem schwarzen Kleide, das sie sich telegraphisch bestellt hatte, konnte sie sich nicht mehr sehen lassen. Zwei Tage hatte sie es schon getragen, und ihre Jungfer, die beste, die sie jemals gehabt hatte, war nicht im stande, dem Rock einen einigermaßen erträglichen Faltenwurf zu geben. Bei einem jährlichen Einkommen von viertausend Pfund konnte man sich doch wohl gestatten, mit Geschmack und Abwechslung zu trauern, und es lagen außerdem noch einige andre triftige Gründe vor, die einen mehrtägigen Aufenthalt in London, bevor alle Welt aufs Land gereist wäre, wünschenswert erscheinen ließen.

„Viertausend jährlich!" murmelte sie, ihren Tee schlürfend. „Da kommt der alte Veel," fügte sie mit einem Seufzer hinzu, als Rädergerassel hörbar wurde und das Summen der Insekten am sonnigen Fenster übertönte.

Hierauf holte sie ihre Abschrift des Testaments hervor, legte sie einem auf dem Tischchen an ihrer Seite stehenden Porzellanamor in die Arme und setzte sich wieder hin, als die Tür geöffnet wurde.

„Mr. Morden Carthew," meldete der Bediente und

zog sich hastig wieder in den Gang zurück, was er nach sechsmonatlicher Ausbildung durch Mr. Haggerstons Haushofmeister nicht getan haben würde, wenn ihm nicht ein Aufleuchten des Ärgers, beinahe der Entrüstung in Miß Darylls Augen gesagt hätte, daß er unwissentlich einen Fehler gemacht habe und daß es geraten sei, sich so bald als möglich zu drücken.

„Wirklich!“ war alles, was Miß Daryll sagen konnte, sogar zu sich selbst.

Viertes Kapitel.

Morden Carthew mußte diesen Ausruf gehört haben, denn wenn sie ihn auch nur für sich getan hatte, so war er doch ziemlich laut gewesen, aber sie gab durch nichts zu erkennen, daß sie sich bewußt sei, er habe ihn gehört, oder daß ihr etwas daran liege, wenn es der Fall wäre.

Mr. Carthew war ein brünetter, sauber rasierter Herr von etwa dreißig Jahren, dessen Haar an den Schläfen schon etwas dünn wurde. Außerdem war er groß, eckig und, wie aus manchen Anzeichen zu schließen war, auch muskulös. Eine große Blödigkeit schien ihn zu beherrschen, und wenn Miß Darylls Benehmen kein Vergnügen über sein Kommen verriet, so lag auch in dem seinen nichts, woraus man hätte schließen können, daß er eine angenehme Stunde erwarte.

„Guten Tag, Mr. Carthew," sagte sie endlich, aber ohne ihm die Hand zu reichen.

„Sie sind überrascht, mich zu sehen," beeilte er sich zu antworten. „Sie wußten wahrscheinlich nicht, daß ich wieder in Exeter wohne. Ich bin nämlich als Geschäftsteilhaber in die Firma Fenders, Beel & Co. eingetreten, das heißt," fügte er mit einem verlegenen Lächeln hinzu, „ich bin die Kompanie."

„Meine Angelegenheiten besorgt Mr. Beel," antwortete May eisig.

„Mr. Beel ist sehr leidend," fuhr er fort. „Ich weiß, daß er Mr. Haggerstons Geschäfte gewöhnlich besorgt, aber er wird wohl noch einige Wochen das Haus hüten müssen, und da ich mit dem Teile unsrer Praxis beschäftigt bin, der die Familienangelegenheiten betrifft, so mußte ich hierherkommen."

„War es denn notwendig, daß mich schon so bald jemand aufsuchte?" fragte sie, um gleich hinzuzufügen, als ob seine Antwort von keinem Belange sei: „Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?"

„Es tut mir sehr leid, daß ich Sie habe stören müssen," entgegnete er entschuldigend.

„Danke Ihnen," erwiderte May Daryll.

„Sie sind ärgerlich über mein Kommen," fuhr er fort. „Ich sah, wie Sie rot wurden."

„Mr. Carthew," versetzte May, „das Erröten ist eine Sache der Hautfarbe, nicht des Gewissens — und es ist heute sehr warm."

„Vor einem Jahre habe ich Sie dadurch verletzt, daß ich mir herausnahm, Ihnen einen Heiratsantrag zu machen, Miß Daryll, aber das ist mir eine Lehre gewesen."

„Hoffentlich werden Sie das jetzt nicht wiederholen," konnte sie zu murmeln nicht unterlassen, allein er ließ sich nicht unterbrechen. Je länger er sprach, um so fester wurde seine Stimme, und das zierliche Stühlchen, worauf er saß, krachte, als er sich vorbeugte.

„Ich hätte meinen Kopf darum gegeben, wenn ich

nicht hätte zu kommen brauchen, das schwöre ich Ihnen, aber ich wußte, daß Sie der Hilfe bedürfen würden, und da irgend jemand Ihnen das eröffnen muß, was ich Ihnen zu sagen habe, meinte ich, es sei besser, wenn es von jemand geschähe, der Sie kennt, selbst wenn es jemand wäre, den Sie geringschätzen."

„Wenn Sie doch nicht so furchtbar ernst sein wollten!" entgegnete May. „Sie sind viel netter, wenn Sie das nicht sind. — Noch eine Tasse Tee gefällig?"

Als er die frisch gefüllte Tasse unberührt ließ, sah sie ihn besorgt an.

„Etwas Törichtes werde ich nicht wieder sagen," sprach er beruhigend. „Einmal habe ich es getan, doch habe ich dafür büßen müssen."

„Sie taten es bei einer Gartengesellschaft, und ich war es, die darunter zu leiden hatte, denn Sie hatten es so eingerichtet, daß mindestens zwei alte Damen sahen, was Sie taten, und eine von ihnen auch jedenfalls alles verstehen konnte, was Sie sagten," erwiderte May. „Ich muß mich dagegen verwahren, mich öffentlich lächerlich machen zu lassen, aber wir wollen diese peinliche Geschichte vergessen und wieder Freunde sein," schloß sie in versöhnlichem Tone.

„Ich bin als Freund gekommen," antwortete er.

„Sie wollten geschäftlich über Mr. Haggerstons Testament mit mir sprechen. Da ist es."

Seine Augen richteten sich mit gleichgültigem Ausdruck auf den Porzellanamor, in dessen dicken Armen das Papier lag, während eine Photographie Sir Henry Watervilles es traurig zu betrachten schien.

„Ich kenne es auswendig,“ fügte sie hinzu. „Es setzt mich zur Universalerbin ein, und ich habe bisher nicht gewußt, daß sich Advokaten so verständlich ausdrücken können.“

Sein Stuhl krachte wieder, als er sich vorbeugte und die Ellbogen auf die Kniee stützte.

„Benutzen Sie die Gelegenheit, mir alles zu sagen, was Sie mir zu sagen haben,“ fuhr sie fort, „denn ich gehe morgen auf ein paar Wochen nach London. Wahrscheinlich werde ich schließlich dieses Haus vermieten oder verkaufen und ganz nach London übersiedeln.“

Die Tasse Tee, die er getrunken, hatte Carthew sehr erhitzt, so daß ihm Schweißperlen auf der Stirn standen.

„Mein Einkommen wird wohl zwischen vier- und fünftausend Pfund jährlich betragen,“ sprach May weiter. „Für jetzt werde ich wohl eine Gesellschaftsdame irgend welcher Art annehmen müssen. Alt braucht sie ja gerade nicht zu sein, und ich werde sie sehr liebenswürdig behandeln. Vielleicht könnte ich ein armes Mädchen erlösen, das ein paar ungezogene Rangen erziehen soll, oder eins, das von einem furchtbaren alten Weibe gequält wird. Erzieherinnen und Gesellschaftsdamen tun mir immer so leid.“

Wieder krachte sein Stuhl, denn Carthew war groß und schwer.

„Wird mein Einkommen größer sein, als viertausend jährlich?“ fragte sie. „Natürlich kann ich auch ganz gut mit weniger auskommen.“

„Miß Daryll,“ erwiderte Carthew endlich, „ich fasse die Sache nicht in der Weise an, wie es ein Rechtsanwalt

tun sollte, aber, auf Ehre, ich vermöchte es nicht. Sie tun mir so furchtbar, furchtbar leid."

„Was in aller Welt meinen Sie denn?" rief sie aus, indem sie sich auf ihrem Stuhle aufrichtete. „Ist irgend etwas mit dem Gelde nicht in Ordnung? Ist das Testament ungültig?"

„Es war vollkommen gültig, bis Mr. Haggerston — heiratete."

May Daryll mußte sich an ihren Stuhl klammern.

„Ich verstehe Sie nicht," sagte sie. „Heiratete? War er denn überhaupt verheiratet?"

„Verheiratung macht ein Testament ungültig," erwiderte er kurz. „Dieses Testament ist vor zehn Jahren errichtet worden, und Mr. Haggerston hat kurz vor Weihnachten letzten Jahres geheiratet."

„Geheiratet? Onkel hat geheiratet? — Aber wen denn?"

„Seine Haushälterin, Frau Pung."

May fuhr in die Höhe.

„Das kann ich nicht glauben!" rief sie aus. „Frau Pung!"

„Sie sind am 20. Dezember in Essex getraut worden. Wir haben das Kirchenbuch nachgesehen und den Pfarrer und einen der Trauzeugen befragt. Er war doch damals von Hause abwesend, nicht wahr?"

„Ja, allerdings, vor Weihnachten war er verreist," antwortete May mit verstörtem Blick.

„Wohin?"

„Wohin er reiste, sagte er niemals. Frau Pung schickte ihm die Briefe unter der Adresse seines Klubs

nach, wenn sie hier war, aber damals ist sie selbst erst einen Tag vor ihm angekommen, und er kehrte am heiligen Abend zurück."

„Dessen entsinnen Sie sich?"

„Ganz genau," entgegnete sie. „Ach Onkel, Onkel!"

„Er war doch nicht mit Ihnen verwandt, nicht wahr?"

„Nein; ich habe ihn nur aus Bequemlichkeit Onkel genannt. Also werde ich gar nichts bekommen?" antwortete sie. „Mein Vater war, soviel ich weiß, vor vielen, vielen Jahren sein Freund — viel jünger als er. Er erwähnt ihn im Testament."

Bei diesen Worten reichte sie die Urkunde Mr. Carthew, der sie durchlas, während sich May nachdenklich auf ihrem Stuhle zurücklehnte.

„Makulatur?" fragte sie, als er die Abschrift zu Boden fallen ließ und May ansah. Sie war sehr bleich, und ihre blaugrauen Augen sahen größer aus als je. „Die gemeine, schreckliche Frau Pung! Wie konnte er das nur tun! Und sie bekommt alles?"

„Wenigstens viel," erwiderte Carthew, „wenn auch nicht alles. Von einem neuen Testament ist nichts bekannt, und folglich fällt das unbewegliche Vermögen — Häuser und Ländereien, wissen Sie — falls sich nicht noch ein Testament findet, an seinen Vetter und einzigen bekannten Verwandten, den Oberst Haggerston, der auch als nächster Blutsverwandter die Hälfte des beweglichen Vermögens erbt. Aber Frau Pung wird einschließlich des vertragsmäßigen Witwengeldes doch immerhin etwas über zweitausend Pfund jährlich haben."

„Wie haben Sie denn das alles erfahren?"

„Frau Pungs Advokaten haben an uns geschrieben, und wir haben uns mit dem Oberst Haggerston in Verbindung gesetzt und alles getan, was wir konnten, um die Wahrheit der gegnerischen Behauptungen festzustellen. Ihnen haben wir bis jetzt nichts gesagt, weil wir Sie nicht eher beunruhigen wollten, als bis wir unsrer Sache ganz sicher waren."

Daß er die beiden letzten Nächte um ihretwillen im Eisenbahnwagen verbracht hatte, erwähnte er nicht.

„Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, ein Abkommen zu treffen," sagte er nach einer Pause. „Die Erben sollten es doch für eine Ehrenpflicht halten, Ihnen zu helfen."

„Mr. Carthew," antwortete May Daryll, „ich habe Oberst Haggerston kennen gelernt, und er ist nicht der Mann, von dem ich eine Gunst erbitten möchte, und was Frau Pung anlangt ..."

„Nun?"

„Puh ...!" erwiderte May.

Das war eine mehr ausdrucksvolle, als feine Betätigung ihrer Empfindungen, aber Worte fehlten ihr.

„Sie sind sehr mutig," entgegnete er.

„Das will ich auch sein," versetzte sie, „und ehe ich von Oberst Haggerston oder von Frau Pung etwas annehme, sterbe ich lieber Hungers."

„Aber ihre eigenen Verwandten?" fuhr er mit einem Blick auf das Testament fort. „Die Angehörigen Ihrer Frau Mutter ..."

„Soviel ich weiß, haben sie sie verleugnet," sagte

May, „und ich werde von ihnen nichts erbitten; ich werde überhaupt von niemand etwas erbitten."

„Was wollen Sie denn aber tun?"

„Eine Stelle als Erzieherin oder Gesellschafterin annehmen. — Ach, wie sehr habe ich diese immer bedauert!" antwortete sie. „Oder ich könnte für Zeitungen schreiben oder zum Theater gehen."

„Sie haben viel Mut," sagte der Anwalt noch einmal, indem er sich erhob.

„Bitte, gehen Sie noch nicht," versetzte sie. „Bleiben Sie, bis ich Zeit gehabt habe, meine Gedanken ein wenig zu ordnen. Etwa hundert Pfund habe ich von meinem Taschengeld erspart, und die Sachen hier in diesem Zimmer gehören auch alle mir. Sie werden doch etwas einbringen, so daß ich zu leben habe, während ich mich nach einer Stelle umsehe. Würde Mr. Beel mir ein Zeugnis geben, falls ich ein solches bedarf?"

„Bei Gott!" rief Carthew, „Sie besprechen diese Angelegenheit, als ob der Verlust von fünftausend Pfund jährlich nicht mehr bedeute, als der eines Regenschirms. Ein starker Mann würde sich hinsetzen und weinen."

„Ein starker Mann würde mit den Füßen stampfen und fluchen, wenn ihm das auch nicht viel hülfe," entgegnete May bitter. „Ich will nicht weinen, ich will überlegen, aber ich kann Frau Pung nicht aus meinen Gedanken los werden."

„Haben Sie denn gar nichts gemerkt?" fragte er.

„Nicht das Geringste. Er war doch ein Gentleman und sie ein Dienstbote."

Mr. Carthew antwortete nicht, sondern nickte nur

gedankenvoll, denn er hatte etwas läuten hören, Mr. Haggerston habe sich, mochte er nun ein Gentleman sein oder nicht, in Hinsicht auf die Gesellschaft, worin er verkehrte, nicht immer sehr wählerisch gezeigt. Sein häufiges Verschwinden in eine von Polyton verschiedene Welt sei weiter nichts gewesen, als eine vorübergehende Rückkehr zu deren Freuden, soweit sein vorschreitendes Alter ihm gestattete, diese noch zu genießen.

„Ihr Benehmen nach seinem Tode erschien mir freilich eigentümlich," fuhr May fort, „aber nun erklärt es sich. Deshalb schrieb sie so viele Briefe und empfing Besuche. Weshalb sie indessen vor der Beerdigung abgereist ist, ohne etwas zu sagen, kann ich nicht begreifen."

„Vielleicht ihr böses Gewissen!" meinte er.

„Das hatte sie ganz bestimmt," antwortete May, „und das war auch der Grund, weshalb sie in der letzten Nacht so viel umhergegeistert ist."

„Wo?"

„Im ganzen Hause. Ich hörte jemand auf dem Gange und sah hinaus. Da sah ich sie im Schlafrock in die Bibliothek hinuntergehen, wo der Sarg stand. Ich folgte ihr und konnte hören, wie sie weinte und betete. Sie sprach etwas von Vergebung, wissen Sie."

„Ich weiß gar nichts," entgegnete Carthew und sah noch mehr beunruhigt aus als vorher, „außer, daß das ganze eine sehr eigentümliche Geschichte ist. Erzählen Sie mir mehr. Hat sie gewöhnlich gekocht?"

„Frühmorgens brachte sie ihm in der Regel seinen Tee. Natürlich hatte sie Gelegenheiten genug . . . Sie glauben doch nicht etwa . . ."

„Um Gottes willen sagen Sie nicht, daß ich irgendwelche Andeutungen gemacht hätte," erwiderte Carthew. „Nicht wahr, das versprechen Sie mir?"

„Beleidigung?"

„Verleumdung," versetzte er hastig. „Jedenfalls wollen wir für jetzt keinem Menschen etwas davon sagen."

„Mir würde es nichts nützen, selbst wenn sie gehenkt würde, nicht wahr?" fragte May. „Aber bleiben Sie doch noch ein wenig; ich möchte über meine Angelegenheiten mit Ihnen sprechen. Meinen Sie, daß ich eine Anzeige in eine Zeitung setzen lassen sollte?"

„Das wollen wir später überlegen," sagte er. „Mr. Beel kennt eine Menge Leute, und der Pfarrer wird Ihnen auch behilflich sein."

„Nicht, wenn Mrs. Kerswell ein Wort mitzureden hat. Wegen eines Zeugnisses werde ich mich an Sie halten müssen, Mr. Carthew. Sie dürfen nicht vergessen, daß eine Familienmutter stets persönliche Empfehlungen verlangt."

„Die sollen Sie haben," antwortete er, und jetzt war sein Benehmen natürlicher und weniger gezwungen als vorher. „Wenn ich ernst und ledern genug bin, Sie zu langweilen, werde ich wohl auch auf die anspruchsvollsten Eltern den gewünschten Eindruck machen."

„Haben Sie mir meine Ungezogenheit von vorhin vergeben?" fragte May. „Ich kann Ihnen nur danken, aber ich werde Ethel Kerswell nicht sagen, wie lange Sie hier geblieben sind."

Sein Erröten war vielsagender, als das ihre vor-

hin gewesen war, und es brachte ihm Tränen in die Augen.

„Ich werde es ihr jedenfalls erzählen," antwortete er. „Man erwartet mich im Pfarrhause zum Essen und Übernachten."

May mußte trotz allem lachen — mit den Augen wenigstens. „Dann ist es also abgemacht?" fragte sie.

„Ja," entgegnete er verlegen, „soweit wir beide in Betracht kommen. Ihre Eltern wissen noch nichts — das heißt, wir haben ihnen noch nichts gesagt."

„Dann haben Sie also in diesem Falle ihren Antrag nicht in Gegenwart der ganzen Gemeinde gemacht?" meinte May. „Demnach habe ich Sie doch etwas gelehrt, wie Sie vorhin sagten."

„Wie es gekommen ist, weiß ich selbst nicht," erwiderte er, noch tiefer errötend. „Ich glaube, wir . . ."

„Ihr ließt euch treiben," fiel ihm May ins Wort. „Das ist etwas, dessen eine Menge Leute fähig zu sein scheinen," fügte sie mit einem Seufzer hinzu, als er sie überrascht ansah.

„Natürlich werde ich ihr alles erzählen," sagte er nervös.

„Von der Gartengesellschaft? Um Gottes willen, tun Sie das nicht. Sie weiß es wahrscheinlich, und wenn nicht. . . . Ich habe nicht so viele Freundinnen, als daß ich eine entbehren könnte. Besten Dank für Ihr Kommen, Mr. Carthew," schloß sie, ihm die Hand reichend.

„Sie sind ein merkwürdiges Geschöpf," sagte er, als er die Hand ergriff, und sein Ausdruck bewies, daß er im Ernst sprach.

„Das will ich auch sein,“ erwiderte sie. „Au, vergessen Sie meine Ringe nicht! Die arme Ethel! Hoffentlich tun Sie ihr nicht so wehe. . . . Aber natürlich drücken Sie ihr jetzt nicht mehr die Hand.“

Tiefer errötend als je, ergriff Carthew seinen Hut und ging.

„Die arme Ethel!“ murmelte May, als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. „Er paßt so recht für sie.“

Nachdem seine Schritte auf dem Fahrwege verhallt waren, ließ sie sich wieder auf ihren Stuhl sinken, nahm Sir Henry Watervilles Photographie von dem Tischchen an ihrer Seite und sah sie an. Dann ließ sie sie auf ihren Schoß fallen und lehnte sich schluchzend zurück.

Fünftes Kapitel.

In einer stillen Landgemeinde kommt eine Beerdigung als Unterhaltungsgegenstand gleich nach einer Hochzeit, und so hatte der hochwürdige Stuart Kerswell viele Fragen über Mr. Haggerstons Leichenbegängnis zu beantworten, als er im schattigen Pfarrgarten von Polyton mit Frau und Tochter beim Tee saß. Wenn er die Fragen, die diese stellte, ausführlicher beantwortete als die seiner Frau, so darf man nicht übersehen, daß, wenn zwei Damen gleichzeitig sprechen und ein Mann seinen Durst zu löschen wünscht, er nicht immer auf beide achten kann, und Leichenbegängnisse im Bunde mit heißem Wetter machen einen Menschen durstig.

„Ja, ja," sagte der Pfarrer endlich zu Mrs. Kerswell, „wie ich höre, erbt sie seinem Testamente zufolge sein ganzes Vermögen."

„Dann hoffe ich, der liebe Gott erhält sie lange genug am Leben, daß sie einen guten Gebrauch davon machen kann," murmelte Mrs. Kerswell.

„Liegt denn irgendwelche Veranlassung vor, sie für kränklich zu halten?" fragte der Pfarrer mit einer gewissen Schärfe des Tones. Beerdigungen und Hitze schienen ihn reizbar zu machen.

„Sie sieht zart aus,“ entgegnete Mrs. Kerswell, „wie das bei Blondinen häufig der Fall ist. Ihr unzufriedener Ausdruck hängt wohl auch damit zusammen.“

„Puh,“ erwiderte der Pfarrer. „Mit dem alten Manne eingesperrt zu sein, niemals eine Menschenseele zu sehen, könnte wohl jedes hübsche junge Mädchen mißvergnügt machen.“

„Lieber Mann,“ entgegnete Mrs. Kerswell, indem sie eine Krume von ihrem Kleide ablas und in ihre leere Tasse fallen ließ, „du selbst warst es, der mir gesagt hat, sie sei schwächlich, als ich die Ansicht aussprach, sie könne bei der Gemeindearbeit helfen.“

„Ich habe nur von der Möglichkeit gesprochen, daß es so sein könne,“ versetzte der Pfarrer, „aber ich hatte gar keine Veranlassung, es als Tatsache zu behaupten.“

„Eine Klasse in der Sonntagsschule könnte sie jedenfalls übernehmen,“ meinte Mrs. Kerswell.

„Sie ist ein sehr hübsches Mädchen,“ antwortete der Pfarrer achselzuckend, „das schönste in unsrer Gegend.“

Das war zwar keine logische Antwort, aber sie hatte die Wirkung, die Gedanken seiner Frau einem andern Arme desselben alles in sich aufnehmenden Stromes zuzuwenden, und da er in Hinsicht auf den Schnitt moderner Trauerkleidung nicht als Sachverständiger gelten konnte, wurde ihm gestattet, den Trauermarsch aus „Saul“ friedlich vor sich hin zu summen. Allein Mrs. Kerswell schien an diesem Nachmittage nicht einmal mit ihrer sanftäugigen und sanftmütigen Tochter

auskommen zu können, deren eifrigstes Bestreben im Leben dahin ging, weder ihrem Vater noch ihrer Mutter zu widersprechen.

„Sie kann sich erlauben, zu tragen, was ihr gefällt,“ sprach Ethel Kerswell endlich beinahe fest, als ob sie damit ihre Ansicht über den Fall kurz und bündig zusammenfassen wolle, „und jedermann weiß, daß May Daryll immer geschmackvoll gekleidet ist,“ schloß sie mit einem leisen Seufzer, der auf eine unwesentliche Übertretung des zehnten Gebotes schließen ließ.

„Ob sich Morden Carthew ihr jetzt wohl wieder nähern wird?“ fragte Mrs. Kerswell boshaft.

„Mr. Carthew spricht jetzt, glaube ich, gar nicht mehr mit ihr,“ antwortete Ethel, indem sie mit einer ihrer Natur sonst ganz fremden Grausamkeit eine Spinne in ihrer Tasse ersäufte. „Sie kennt auch noch eine Menge andrer Herrn.“

„Soooo!“ entgegnete ihre Mutter. „Einen einzigen mit Zustimmung ihres Vormundes zu kennen, ist genug für jedes junge Mädchen.“

„Aber der eine genügt ihnen nie, wenn sie mehr kennen lernen können,“ warf Mr. Kerswell dazwischen, „und in May Darylls Falle muß sie die Herren, mit denen sie bekannt ist, in London getroffen haben. Von den Männern, die den alten Haggerston hier besuchten, war keiner ihrer Beachtung wert.“

„Mr. Haggerston hat sie nie auf ihren Reisen begleitet,“ erwiderte Mrs. Kerswell. „Kein Mensch weiß, was die beiden getrieben haben, wenn sie von hier fort waren.“

„Zufällig weiß ich," versetzte der Pfarrer, „daß sich Miß Daryll in London immer bei Leuten aufgehalten hat, deren gesellschaftliche Stellung und Erfahrung sie ganz besonders dazu geeignet machten, ein junges Mädchen in ihre Obhut zu nehmen, und was den alten Haggerston anlangt, so konnte er doch wohl hinreisen, wohin es ihm gefiel."

„Für meinen Geschmack war er viel zu verschlossen," sagte Mrs. Kerswell.

„Aber meine Liebe," antwortete Mr. Kerswell, „du kannst doch nicht erwarten, daß dir jedermann in der Gemeinde seine Privatangelegenheiten anvertraue?"

Nachdem er so seinen Gefühlen Luft gemacht hatte, setzte er seinen Hut auf und ging auf die Gartentür zu, eine Richtung, die Ethels braune Augen in der letzten Zeit wiederholt genommen hatten.

Obgleich die Gartenmauer zu hoch war, als daß ihn irgend etwas als vielleicht sein Hut hätte verraten können, war Morden Carthew in der Tat vor etwa einer halben Minute vorbeigegangen, und als der Pfarrer auf die staubige Straße hinaustrat, sah er sich fünfzig Schritte hinter ihm.

Carthew ging in so tiefe Gedanken versunken die Dorfstraße hinauf, daß er über ein kleines Kind stolperte, das von der Tür seiner elterlichen Hütte aus eine Forschungsreise auf Händen und Knieen angetreten hatte. In dem Glauben, es sei ihm ein Hund zwischen die Füße geraten, hätte er das Kind beinahe mit einem Tritt in den Graben befördert, allein er erkannte seinen Irrtum noch zur rechten Zeit, bat höflich um Entschuldi-

gung und warf dem Kinde ein kleines Geldstück zu, das es sofort in den Mund steckte. Sodann ging er weiter, ohne zu ahnen, daß ein junger Mann in Kniehosen von der andern Seite der Straße den kleinen Zwischenfall mit außerordentlichem Vergnügen beobachtet hatte. Doch wandte er sich um, als ihm klar wurde, daß ihn jemand, und zwar schwerlich das Kind, das er beinahe getreten hatte, mit Steinen warf.

„Haben Sie sich das unterstanden, Herr?" fragte er ärgerlich.

„Bewahre! Der Stein ist aus den Wolken gefallen, gerade wie du."

„Billy Pentreath!"

„Morden Carthew!"

„Was in aller Welt treibst du denn hier?"

„Nichts, ich mache Ferien. Und du?"

„Nichts, ich mache einen Spaziergang."

Bei diesen Worten schüttelten sich die beiden die Hände. Mr. Pentreath war ein lustig aussehender junger Mann mit rundem Gesicht, von dessen Nase sich infolge des ungewohnten Aufenthalts in der Sonne die Haut abschälte. Als er jetzt seine Hand in die Tasche seiner Joppe steckte, konnte man darauf wetten, daß er eine Pfeife zum Vorschein bringen werde, und er zog tatsächlich deren zwei hervor, die er versuchte, worauf er diejenige stopfte, welche am besten zog. Den dazu nötigen Tabak hatte er anscheinend in der gewöhnlich für Eisenbahnkarten bestimmten Tasche seiner Joppe.

„Ich halte mich bei meinem Onkel, Doktor Pentreath, auf," erklärte er. „Meine Wohnung habe ich in Lon-

don, aber er hat mich gebeten, hierherzukommen und seine Praxis zu übernehmen, denn er wird alt."

„Ist er der hauptsächlichste Arzt hier?" fragte Carthew nachdenklich.

„Ich weiß nicht, wie viele Ärzte dieser feine Ort deiner Ansicht nach ernähren soll," sagte Pentreath, indem er sich umsah. „Meines Onkels bester Kunde ist heute nachmittag beerdigt worden, und du hast soeben beinahe einen von seinen billigen umgebracht."

„Ich möchte deinen Onkel gern sprechen," entgegnete Morden Carthew.

„Dann komm mit," erwiderte Pentreath. „Ich werde als Beirat meinen Senf dazu geben, sonst könnte unsre Grafschaft entvölkert werden. Wo fehlt es denn? An der Leber? Du siehst ein bißchen gallsüchtig aus."

„Nein, es ist eine Geschäftssache, die ich mit ihm zu verhandeln habe," versetzte Carthew. „Ich habe mich in Exeter als Rechtsanwalt niedergelassen, und er kann mich über etwas aufklären, was ich zu wissen wünsche."

„Du hast von jeher ‚wissen wollen', weißt du," sagte Pentreath. „Guten Tag, Herr Pfarrer," fügte er hinzu, seine Mütze vor Mr. Kerswell abnehmend.

Dieser, ein so vergnügter und rosiger Herr, wie nur jemals einer auf einer Landpfarre ein Bäuchlein angesetzt hat, schüttelte den beiden jungen Herren warm die Hand.

„Wann kommen Sie denn zu uns?" fragte er Carthew, indem er seine Augen zusammenkniff.

„Sobald ich kann," antwortete Morden Carthew

augenscheinlich aufrichtig. „Wir sind auf dem Wege zu Doktor Pentreath.“

Da auch Mr. Kerswell dorthin wollte, schritten sie alle drei zusammen dem roten Backsteinhause oberhalb der Kirche zu.

Als sie aus dem hellen Sonnenschein draußen in den Hausflur traten, erschien dieser dunkel, aber wie ein Bild in einem Rahmen sahen sie durch die vor ihnen liegende offene Hintertür ein Stück sonnenbeschienenen Rasens, worauf der weißhaarige alte Doktor im Schatten seiner Linde saß, eine lange Pfeife rauchte und dann und wann einen Schluck aus einem großen Glase nahm, während auf einem aus Weiden geflochtenen Tische an seiner Seite ein silberner Teekessel dampfte, um den Brötchen, Schlagsahne und alles, was in den westlichen Grafschaften zum Nachmittagstee gehört, nebst einigen Flaschen und Siphons aufgestellt war.

„Das muß ich sagen,“ rief Doktor Pentreaths Neffe beinahe ehrfurchtsvoll, „ihr lebt zwar ruhig hier unten, aber nicht schlecht. Sieht das nicht lustig aus, wenn man von London kommt mit all der Arbeit in schmutzigen Spelunken und einem großen Krankenhaus? Ein guter alter Junge!“ fügte er mit einem Blick auf seinen Onkel hinzu. „Er verbietet seinen männlichen Kranken geistige Getränke und sagt seinen weiblichen, sie sollten keinen Tee trinken, und dabei schluckt er selbst Tee und Whisky nach Herzenslust. Kommt her, ich bin durstig.“

Bei William Pentreath war Durst ein ständiges Leiden, und das war ein Glück, da die beiden andern Herren

ihres Wirtes warme Begrüßung zwar erwiderten, aber zu seinem großen Leidwesen seiner Gastlichkeit nur geringe Gerechtigkeit widerfahren ließen. Der Pfarrer nahm aus Höflichkeit einen Pfirsich an, und Carthew eine Zigarette von seinem Freunde.

„Das ist die schädlichste Form des Rauchens," sagte der alte Arzt. „Das Einatmen überhitzten Dampfes reizt die Schleimhäute, und ihr bringt euch zollweise mit Nikotin, Tabakfasern und Stückchen von Reispapier ums Leben. Ebenso schlimm, als wenn man sich mit Alkohol umbringt."

„Aber, lieber Onkel," erwiderte der Neffe, während er seine Zigarettendose wieder einsteckte und sich eine Pfeife stopfte, „Zigaretten stehen in demselben Verhältnis zu Zigarren und Pfeifen, wie das Kokettieren zur Liebe und Ehe."

„Und sind auch ebenso ungesund," knurrte der alte Doktor.

„Ebenso harmlos," wandte sein Neffe ein, „wenn man's mit Maß treibt, und ebensowenig nachhaltig. Beides regt das Herz etwa gleichviel an. Nebenbei, Carthew, hat mir nicht irgend ein Vögelchen vorgepfiffen, du seist verlobt, oder etwas Ähnliches?"

Mit einem besorgten Blick auf Ethels Vater, der vielleicht gern gewußt hätte, was „etwas Ähnliches" bedeuten sollte, schüttelte Morden Carthew den Kopf.

„Na, ich habe mir auch gleich gedacht, daß nichts daran sei," sagte Pentreath mit einem Ausdruck der Erleichterung, worauf sich Carthew hastig dem alten Arzte zuwandte.

„Ich möchte mir eine Frage über Ihren verstorbenen Patienten Haggerston erlauben, Herr Doktor. Im Totenschein haben Sie als Todesursache Hirnblutung angegeben. Einen Zweifel darüber haben Sie wohl nicht?"

„Nicht den geringsten."

„Etwas außergewöhnlich, nicht wahr?"

„Ganz und gar nicht."

„Ist er denn nicht sehr plötzlich gestorben?"

„Er war schon vor langer Zeit gewarnt worden. Mir ist bekannt, daß er mindestens schon einen Schlaganfall gehabt hat, es können aber auch mehrere gewesen sein. Nur in Romanen und auf der Bühne fallen die Leute ohne vorherige Anzeichen tot hin."

„Aber angenommen . . ." begann Carthew.

„Warum soll ich etwas annehmen, wenn ich weiß, wie die Sache zusammenhängt?" meinte der alte Arzt etwas empfindlich. „Ich sage Ihnen, es war einfach ein Fall von Blutaustritt ins Hirn, weder etwas Außerordentliches, noch etwas Ungewöhnliches. Das Blut hätte vielleicht noch einmal resorbiert werden können, allein das ist nicht geschehen, und es hätte ihm im besten Falle nur eine Gnadenfrist von ein paar Wochen oder Monaten verschafft, und dann wäre er infolge eines neuen Anfalles doch gestorben. Angenommen! Warum soll ich etwas annehmen?"

„Das ist recht, Onkel, gib's ihm ordentlich," flüsterte der Neffe unehrerbietig, während er sich Whisky und Sodawasser einschenkte.

Der alte Herr wandte sich nach ihm um, als ob er jemand suche, der ihn verstünde.

„Mein lieber Will, wir sprechen von einem alten Manne von siebzig Jahren, der eine zügellose Jugend hinter sich hatte, und dessen Arterien verkalkt waren. Willst du dir die Mühe geben, deinem Freunde zu erklären, daß sein Tod unter diesen Umständen ganz natürlich war und daß er wahrscheinlich schmerzlos gestorben ist, wenn auch die Krankheitserscheinungen schrecklich mitanzusehen waren? Herr Carthew scheint zu glauben, daß ich mich getäuscht hätte.“

„Hast du noch etwas zu bemerken, mein Sohn?“ fragte der junge Pentreath, indem er sich nach Morden Carthew umdrehte und das Auge, das im Augenblick durch seine gehobene Nase und das Glas seinem Onkel verborgen war, zusammenkniff.

„Es tut mir sehr leid,“ sagte Carthew, um Entschuldigung bittend, „aber wenn nun jemand an seinem Tode ein Interesse hatte?“

„Kein Mensch hatte Interesse daran, außer Miß Daryll,“ entgegnete der Arzt, „und Sie werden doch wohl schwerlich andeuten wollen, daß sie ...“

„Ich weiß nicht, ob es nicht besser wäre, wenn ich mich offen ausspräche,“ antwortete Carthew. „In ein paar Tagen wird es ja ohnehin allgemein bekannt sein, und deshalb darf ich es Ihnen auch wohl gleich sagen. Mr. Kerswell wird alles, was wir hier sprechen, vertraulich behandeln, das weiß ich.“

Kerswell nickte, und Morden Carthew wiederholte in seiner kurzen, juristischen Sprechweise die Tatsachen und die sich aus Mr. Haggerstons Verheiratung ergebenden Folgen, wie sie ihm bekannt waren.

„Bei Gott!“ rief der Doktor, „das ist eine eigentümliche Geschichte, aber wenn ein Frauenzimmer in Betracht kommt, kann man sich immer auf etwas Tolles gefaßt machen.“

„Miß Daryll wollte es zuerst gar nicht glauben.“

„Ich aber glaube es,“ sagte der junge Pentreath plötzlich, „denn ich war dabei.“

„Rede doch keinen Unsinn!“ antwortete Morden Carthew mit der Offenheit eines Schulgefährten und Universitätsfreundes. „Aus der Art, wie du die Stirn runzeltest, hätte ich fast geschlossen, du sprechest im Ernst.“

„Die runzle ich immer, wenn ich nachdenke,“ entgegnete der junge Pentreath ganz gelassen, „und manchmal auch, wenn ich meinen Kranken imponieren will. Ich wußte, daß ich den Namen Haggerston schon gehört hatte, und als mein Onkel den alten Herrn beschrieb, war es mir, als ob ich mich seiner erinnerte: blauer Rock mit seidenen Brustaufschlägen, eine Art brauner Säcke an den Beinen und ein sehr verdrehtes Ding von einem Hute. Ich kann dir das Dorf in Essex nennen, Oak ... Ash ... es schwebt mir auf der Zunge.“

„Little Ashley?“ ergänzte Morden Carthew.

„Richtig. Ich hielt mich dort zur Entenjagd auf, und als ich eines Morgens nach Hause kam und beim Frühstück saß, wurde ich zu einem alten Herrn gerufen, der sich in den Daumen geschnitten hatte. Ich ging also hin und verband ihn. Er hatte einen niederträchtigen, krummen, spatelförmigen Daumen und knotige

Gelenke, nicht die Spur von Herzlinie, dagegen sehr entwickelte Verstandeslinie und alle möglichen Linien an seinem kleinen Finger, die ich nicht erklären konnte."

„Was soll denn das alles heißen?" fragte der alte Pentreath scharf.

„Das ist Chiromantie, Onkel," erwiderte sein Neffe, ohne sich im geringsten zu schämen.

„Und der Junge nennt sich einen Mann der Wissenschaft," brummte der alte Herr mit einem verächtlichen Kopfschütteln.

„Nemo omnibus horis sapit," murmelte Mr. Kerswell.

„Bah," entgegnete der alte Arzt, „wenn Will das gesagt hätte, könnte ich ihm verzeihen."

„Ich lehnte ein Honorar ab, weil ich nicht am Orte ansässig war," fuhr William Pentreath ganz heiter fort, indem er sich an Morden Carthew wandte, „und wurde deswegen zur Hochzeit eingeladen. Der alte Mann schien trotz seines verletzten Daumens in sehr lustiger Stimmung zu sein. Du weißt doch, mein lieber Morden, daß, wenn der Daumen nach innen gebogen ist und die Finger sich ihm zubiegen, weiter nichts fehlt als ein komisches gewisses Kreuz am dritten Gelenke des kleinen Fingers, das ich nicht recht erklären kann . . ."

„Ich verstehe gar nichts davon," unterbrach ihn Morden Carthew, „und die Hände des Verstorbenen unterschieden sich gar nicht von den Händen andrer Leute. Hast du die Einladung zum Hochzeitsmahl angenommen?"

„Nein, Geburten und Todesfälle entsprechen mehr

meinem Berufe, und ich mußte auch nach London zurückkehren. Ich habe aber die Braut gesehen."

„Wie sah sie denn aus?"

„Na, nach meinem Geschmacke war sie nicht, aber ihm wird sie wohl gefallen haben. Sie war, was höfliche Leute ‚von gesetztem Alter' nennen, hatte eine etwas rötliche Nase, graue Locken und alle Anzeichen einer etwas reizbaren Gemütsart. Der Wirt schwor darauf, daß die beiden sich schon gezankt hätten und daß die Braut mit einem Messer nach ihrem Herzallerliebsten geworfen habe, wodurch eben die Verletzung am Daumen herrühre."

„Ich wette eine Guinee gegen eine Stachelbeere, daß das Frau Pung war," sagte der alte Pentreath.

„Mrs. Jabez Haggerston," verbesserte Carthew bitter. „Wie konnte sich der alte Mann dazu verleiten lassen!"

„Quem Deus vult perdere," zitierte der Pfarrer leise, worüber der alte Arzt den Kopf schüttelte.

„Heutzutage darf man jungen Herren nicht mit lateinischen Zitaten kommen," knurrte er. „Mädchen könnten Sie wohl eher verstehen."

„Wer einen solchen Daumen und kleinen Finger hat, der ist dazu bestimmt, jemand zu bestehlen," murmelte William Pentreath.

Mr. Kerswell sah ihn mit einem zweifelhaften Blick an. Anfänglich hatte der junge Mann einen guten Eindruck auf ihn gemacht, aber ein Mensch, der sich mit Chiromantie abgab, war ihm etwas Neues, und er war nicht ganz sicher, ob es nicht seine Pflicht als Geistlicher sei, seine Mißbilligung offen auszusprechen. Des

alten Doktors Tadel ging mehr aus Vernunftgründen als aus religiösen hervor, und er drückte ihn durch wiederholtes verächtliches Grunzen aus.

Als jedoch Carthew später die mutige Art schilderte, wie May die Nachricht aufgenommen hatte, und ihren Entschluß, sich weder von denen, die Haggerstons Vermögen unter sich zu teilen hatten, noch von ihren eigenen Verwandten, noch überhaupt von irgend jemand helfen zu lassen, nickte er beifällig, und seine gute Laune kehrte wieder.

„Eine mutige junge Dame," sprach der alte Herr, „aber Haggerston hatte doch Freunde."

„Nur uns," entgegnete der Pfarrer, „und ich glaube nicht, daß sie von irgend einer andern Seite viel Hilfe finden wird. Die Leute, die zu ihm hierherkamen, haben mir immer den Eindruck gemacht, als ob sie aus ihm herauspressen wollten, was zu erlangen war. Viel habe ich nicht von ihnen zu sehen bekommen, wenn sie auch noch so lange blieben."

„Kirchengänger waren sie vielleicht nicht," sagte der alte Arzt, „aber mich haben sie manchmal besucht. Eines von ihnen, der an chronischer Alkoholvergiftung litt, entsinne ich mich noch ganz bestimmt. Mir kamen sie immer vor, als ob sie einer Vergangenheit angehörten, von der Haggerston sich noch nicht ganz losgemacht hatte."

„Nicht ganz?" fragte Morden Carthew.

„Nein, nicht ganz," antwortete der alte Doktor in einem Tone, dem deutlich anzuhören war, daß er nicht weiter über den Gegenstand sprechen wollte.

„Ich entsinne mich einiger fade aussehender Men-

schen, denen ich vorgestellt worden bin," sagte der Pfarrer, „mit denen ich aber nur wenig gemein hatte, obgleich sie in der Regel einen ganz gebildeten Eindruck machten. Einem bin ich mal mit Frau Pung begegnet. Haggerston und seine Freunde scheinen also in dieser Hinsicht verwandte Neigungen gehabt zu haben."

„Wahrscheinlich hatten sie bemerkt, daß sie den alten Mann durch die Person leichter ihren Wünschen geneigt machen konnten, und das kann uns jetzt, wo wir das Ende der Geschichte kennen, kaum noch wundern," entgegnete der alte Arzt. „Lange wird sie wohl nicht Mrs. Haggerston bleiben, und wir wollen nur hoffen, daß auch Miß Daryll in der Ehe Heilung für die Leiden finde, die ihr der alte Haggerston hinterlassen hat."

„Sie ist ein hübsches Mädchen," meinte der junge Pentreath, „aber sie ist nicht dazu gemacht, mit Entbehrungen zu kämpfen, wenn man aus ihrem Haar und ihrer Gestalt einen Schluß ziehen darf, denn weiter habe ich bei der Beerdigung nichts von ihr zu sehen bekommen."

„Sie können ihr in meinem Hause vorgestellt werden," erwiderte der Pfarrer trocken, „und das ist jedenfalls besser, als sie jetzt zum Gegenstande des Gesprächs zu machen."

„Ihr Gesicht habe ich nicht sehen können," fuhr der junge Pentreath, der sich nicht so leicht irre machen ließ, jedoch fort, „aber ich möchte darauf schwören, daß ich ihren Namen schon einmal gehört habe. — Donnerwetter, da fällt mir ein, Carthew, war es nicht Miß Daryll, mit der du . . ."

Allein Carthew beeilte sich, den Pfarrer nach dem Hause zu führen, und gab keine Antwort.

„Nein," sagte der Pfarrer, als sie zusammen nach Hause gingen, „sie ist nicht dazu gemacht, mit Entbehrungen zu kämpfen." —

Am Abend besprach Morden Carthew sich mit Ethel Kerswell lange über Miß Darylls Zukunft, so daß selbst Ethel, das gutherzigste kleine Mädchen von der Welt, schließlich erklärte, genug zu haben, und andeutete, daß ihre eigenen Interessen doch von ebenso großer Wichtigkeit seien, als die Miß Darylls. So war es also zu spät geworden, eine so wichtige Frage gründlich zu erörtern, und da Ethels Geheimnis den Reiz der Neuheit verloren hatte und ihr Gewissen schwer bedrückte, versprach Morden, es ihrem Vater bei einer Pfeife in dessen Studierstube zu enthüllen. Der alte Pfarrer verriet nicht die Überraschung, die Morden erwartet hatte, und sie kamen zu einer durchaus befriedigenden Verständigung, natürlich vorbehältlich Mrs. Kerswells Genehmigung.

Diese Dame war nach und nach zu der Überzeugung gelangt, daß ihr Mann niemals eine hohe Würde in der Kirche erreichen werde. Das war eine Enttäuschung für sie, denn wenn sie sich auch sagen mußte, daß er schwerlich einen guten Bischof abgeben würde, so hegte sie doch nicht den geringsten Zweifel darüber, daß sie sich in hervorragendem Maße zur Frau eines Bischofs eigne, und sie hatte sich immer mit der Hoffnung getröstet, einst die Schwiegermutter eines Mannes zu werden, der das Vorrecht hätte, eine Schürze und

schwarze Gamaschen zu tragen*), und wenn es auch nur in den Kolonieen wäre. Morden Carthews Aussichten in seinem Berufe waren jedoch unzweifelhaft gut, und ein Vergleich mit den zurückgehenden Einkünften kirchlicher Ämter fiel zu ihren Gunsten aus.

So kam es, daß Ethel Kerswell am nächsten Tage im stande war, Morden Carthew spazieren zu führen und ihn mit stolzer Besitzermiene May Daryll als ihren Verlobten vorzustellen. Diese sprach den beiden im Garten, wo sie, sich fächelnd, auf und ab ging, ihren Glückwunsch aus.

„Sie ist hier," erklärte sie kurz, nachdem sie Morden Carthew nachdrücklich versichert hatte, daß er derjenige sei, welcher sich als den glücklicheren Teil ansehen dürfe, eine halb schmeichelhafte Form des Glückwunsches, die in der Regel beiden Verlobten gefällt.

„Wer ist hier?" fragte Ethel.

„Die Pung," antwortete May. „Sie ließ sich als Mrs. Haggerston melden, und dann erklärte sie mir, daß sie sich in einem Hause, das von Rechts wegen ihr gehöre, überhaupt gar nicht anmelden zu lassen brauche. Ich wandte ihr den Rücken und ging in den Garten."

„Wahrscheinlich hat sie erwartet, daß sie als Witwe alles erhalten werde," sagte Morden Carthew. „Wie steht's denn mit Oberst Haggerston?"

---

*) Die hohen Würdenträger der Episkopalkirche tragen schwarze Gamaschen und kleine weiße Schürzen, ähnlich denen der Freimaurer im Logenanzug. Anm. d. Übers.

„Er wollte heute morgen von Exeter herüberkommen," entgegnete May. „Da ist er schon! Rasch, hierher!"

Und hinter einem Rhododendronbusch stehend, sahen sie den Wagen, worin ein sonnverbrannter Mann mit grauem Haare saß, vorbeifahren.

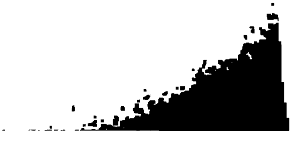
„Er sieht sehr gut aus," meinte Ethel Kerswell.

„Das habe ich schon öfter von ihm sagen hören," erwiderte May. „Wenn ihr es wünscht, werde ich euch vorstellen."

„Das ist unnötig," beeilte sich Morden Carthew zu sagen. „Holla! Wer ist denn dieser andre Erbe?"

Ein zweiter Wagen, der ins Tor fuhr, als sie sich diesem näherten, tauchte so plötzlich vor ihnen auf, daß sie diesmal kein schützendes Rhododendrongebüsch erreichen konnten. Morden Carthew erwiderte die Verbeugung des Fremden und fragte sich, ob der Gruß wohl Ethel Kerswell gegolten habe, oder ob die fast unmerkliche Kopfneigung May Darylls bedeuten solle, daß sie ihn für sich in Anspruch nehme.

Der Herr, der sich verbeugt hatte, ließ den Wagen halten und stieg aus. Der erste Eindruck, den er machte, war nicht übel, aber eine gewisse Steifheit beim Aussteigen strafte die Schwärze seiner Haare Lügen und veranlaßte Carthew, ihn genauer anzusehen. Da bemerkte er fatale Krähenfüße in den Augenwinkeln, die zu deutlich waren, als daß man sie hätte übersehen können, während seine Wangen eine verdächtige Röte und an andern Stellen eine unangenehm gelbliche Farbe zeigten. In seinem Auftreten lag eine gewisse Sicherheit, die allerdings etwas Gezwungenes hatte und wohl ein Ge=



fühl des Zweifels über die Aufnahme, die ihn erwartete, verdecken sollte.

„Guten Tag, Miß May,“ begann er.

„Mein Name ist Miß Daryll,“ antwortete May, während sie ihre Hand in Ethels Arm ruhen ließ und den Herrn so gleichgültig ansah, als wäre er ein Schiebkarren.

Sein Äußeres war ganz das eines hartgesottenen Sünders, und wahrscheinlich hatte er in seinem langen Leben schon manche Zurückweisung erfahren, so daß er sich nicht mehr dadurch verblüffen ließ. Außerdem konnte es auch nichts nützen, sich in einen Wortwechsel einzulassen, so lange ein junger Mann dabei stand, in dessen Augen ein solcher Blick lag, wie in denen Morden Carthews — ein Blick, der nicht ohne eine Beimischung von Belustigung war, aber einer Belustigung, die unter Umständen rasch vergeht. Demnach tat er das Beste, was er tun konnte: er setzte ohne die geringste Veränderung des Ausdrucks oder selbst der Farbe seinen Hut auf, kletterte wieder in den Wagen und befahl: „Fahren Sie weiter!“ in einem Tone, der beinahe so laut und beinahe so fest war als der Mays.

„Der Mensch hat schon mehr als einen Fußtritt empfangen,“ sagte Morden Carthew.

„Meine liebe May,“ sagte Ethel, „ich gäbe meine Augen darum, wenn ich dir das nachmachen könnte. Selbst Leute, die mir geradezu widerlich sind, nennen mich ‚Ethel‘, und ‚Miß Ethel‘ klingt, als ob ein Dienstbote mit mir spräche.“

„Das war Mr. Raymond Wilson,“ erklärte May,

„ein alter Freund Mr. Haggerstons, was indes wohl nur sagen will, daß Onkel zu gut war, ihn aus dem Hause weisen zu lassen, wenn er hierherkam, um Geld zu borgen. Einmal aber war er unvorsichtig und ließ sich in die Karten sehen, und darauf mußte ich erklären, daß ich das Haus verlassen würde, wenn er wiederkäme. Onkel war wütend, und danach hat sich dieser Mensch niemals wieder im Hause blicken lassen, aber ich entsinne mich, daß meine Jungfer davon sprach, er sei irgendwo mit Frau Pung gesehen worden. Diese wird ihn also wohl jetzt aufgefordert haben, sie hier zu treffen."

„Wo Aas ist, sammeln sich ..." begann Morden Carthew.

„In diesem Falle wird der Geier ganz besonders hungrig sein, und nach dem, was Onkel mir erzählt hat, vielleicht auch durstig," sagte May, „und ich werde wohl für jetzt mein Quartier im Garten aufschlagen müssen."

„Nicht doch," antwortete Ethel, „wir sind ja in der Absicht gekommen, dich einzuladen, nach dem Pfarrhause zu ziehen. Bitte, gehe gleich mit uns; dein Mädchen kann deine Sachen zusammenpacken und dir nachschicken."

„Mrs. Kerswell hat uns beauftragt, Ihnen zu sagen, wie sehr sie sich freuen würde, Sie aufzunehmen," fügte Morden Carthew hinzu.

„Mama ist wirklich herzensgut," fuhr Ethel etwas nervös fort, „nur liebt sie es, andre Leute zu gängeln."

„Ich brauche weiter von niemand gegängelt zu werden als von euch beiden," erwiderte May Daryll, „aber

hier kann ich wirklich nicht bleiben; das werdet ihr doch auch einsehen."

Wenn das auch nicht gerade ein warmer Ausdruck der Dankbarkeit war, so war sie trotzdem erkenntlich und ging mit ihnen. Später am Tage hörte sie von ihrer Jungfer, wie sich Oberst Haggerston rundweg geweigert habe, in Gesellschaft seiner neuen Cousine zu frühstücken, so daß diese und Mr. Wilson genötigt gewesen waren, sich mit belegten Brötchen und Sherry in der Bibliothek zu behelfen. Dazu hatten sie den Kochsherry bekommen, wie der Haushofmeister gesagt hatte, den sie bis zur Nagelprobe austranken, um sich dann in die Haare zu geraten. Ob wegen dieser dürftigen Erfrischungen, oder über etwas andres, hatte er infolge der Solidität der Bibliothektüren nicht in Erfahrung bringen können.

May nahm ein mäßiges Interesse an diesen Mitteilungen, war aber etwas enttäuscht. Es ist ja sprichwörtlich, daß Diebe sich veruneinigen, allein sie hatte kein Vertrauen in Sprichwörter. Dagegen hatte sie im stillen die Hoffnung gehegt, Mr. Haggerstons Witwe, an die sie nie anders denken konnte als an „Frau Pung", ebensowenig, als sie sie jemals anders nannte, werde bald Mrs. Raymond Wilson werden. Wenn man sieht, wie unsre Feinde von der Vergeltung ereilt werden, so ist das trostreich, selbst wenn man nicht die weitere Genugtuung hat, diese Vergeltung selbst herbeigeführt zu haben.

Sechstes Kapitel.

Einige Wochen blieb May im Pfarrhause von Polyton bei Kerswells und gewöhnte sich nach und nach an die Aussichten, die ihre Zukunft bot. Dabei bereitete sie sich mit Hilfe ihrer alten Schulbücher und des Pfarrers eifrig auf ihren neuen Beruf vor. Der Pfarrer verband ein gütiges Herz mit gesundem Menschenverstand und einer tüchtigen Bildung, und tat für sie, was nur wenige ihrer andern Freunde hätten tun können, indem er sowohl die Regel de tri, englische Syntax und ähnliche geistige Turnkünste mit ihr vornahm, die, wie er sagte, ihn wieder jung machten, als ihr auch beim Abfassen und Beantworten von Zeitungsanzeigen behilflich war. Mrs. Kerswell deutete manchmal an, die Gemeinde sei in Gefahr, vernachlässigt zu werden, und die Regel de tri sei für eine junge Dame, die eine Stelle als Gesellschafterin suche, nicht unentbehrlich. Den Gedanken, Gesellschafterin bei einer älteren Geschlechtsgenossin zu werden, hatte sich May indessen nach einer Woche des Zusammenlebens mit Mrs. Kerswell aus dem Sinne geschlagen. Sie war zu der Überzeugung gelangt, daß dazu entweder angeborene, oder durch Übung und Erziehung erlangte Eigenschaften erforderlich seien, die

sich anzueignen sie niemals hoffen durfte, während das Unterrichten der Jugend ihr näherzuliegen schien. Bei Erwähnung einer Laufbahn, die in der hintersten Reihe des Chors einer komischen Oper oder mit dem Abfassen des Modeberichts für irgend eine Wochenschrift beginnen und mit schauspielerischem oder schriftstellerischem Ruhme enden sollte, schüttelte Mr. Kerswell den Kopf. Zur Ausführung solcher Pläne wollte er die Hand nicht bieten, und May hatte die innere Überzeugung, daß ihm ein gewisses Maß von Einsicht nicht abzusprechen sei, obgleich sein Gesichtskreis nach fünfundzwanzigjährigem Leben in einem Dorfe von Devon etwas beschränkt war. Aber was ihr zukünftiger Beruf auch sein mochte, ein Kampf stand ihr jedenfalls bevor, und wenn die hochgebildeten Frauen, die sich mit May Daryll in ihrer Kindheit abgeplagt hatten, sie jetzt gesehen hätten, wie sie sich mit dreiundzwanzig Jahren abmühte, die Regeln der englischen Grammatik zu lernen oder mit zusammengebissenen Zähnen gemeine Brüche in ihren Vollwerken anzugreifen, so würden sie mit Genugtuung konstatiert haben, daß sie gerächt seien. Mrs. Kerswell behauptete, die einzige Befähigung der Hälfte aller Erzieherinnen, die sie gekannt, habe in ihrer vollständigen Unbrauchbarkeit zu irgend etwas anderm gelegen, allein May wollte Mrs. Kerswells Ansicht weder in tröstlichem noch in abschreckendem Sinn gelten lassen, da sie nicht recht wußte, wie sie gemeint war. Mit der Zeit werde sie schon vorwärts kommen, versicherte sie, denn wenn sie auch das Lernen an sich nicht liebte, so wußte sie doch, daß sie kein Narr war. Bei dem Worte Narr

zog Mrs. Kerswell die Augenbrauen in die Höhe, allein der Pfarrer war nicht anwesend, so daß sie sich nicht auf ihn berufen konnte, und sie war nicht ganz sicher, ob dieses Wort in der Bibel verdammt wurde, wenn es eine junge Dame auf sich selbst anwandte und nicht auf ihren Nächsten. Deshalb sagte sie lieber nichts.

Ethel Kerswell ermutigte May durch ihre warme Zustimmung und manche praktische Hilfeleistung, allein ihre Gedanken waren noch durch viele andre Dinge in Anspruch genommen. Täglich schrieb sie lange Briefe an Morden Carthew, der seine Sonntage meist im Pfarrhause zubrachte, aber außerdem noch mindestens wöchentlich zweimal in Geschäften, die mit Mr. Haggerstons Hinterlassenschaft zusammenhingen, nach Polyton kam. Pentreath deutete ganz offen an, daß die halben Tage, die sich Morden Carthew im Pfarrgarten aufhielt, auf der Kostenrechnung, die den Verwaltern des Nachlasses zu unterbreiten war, figurieren würden, und May Daryll war neidlose Zeugin von Ethels Glück. Pentreath tat, was er konnte, May zu zerstreuen, und er würde noch mehr getan haben, wenn sie es ihm gestattet hätte. Als Freund Morden Carthews besuchte er das Pfarrhaus ziemlich häufig. Die erschlaffende Luft von Süd Devon, sagte er, raube ihm alle Lust zu körperlicher Anstrengung, und bei seinem Onkel habe er niemals seine Ferien so genossen. Gerne wäre er an Mr. Kerswells Stelle getreten, um May Darylls Kenntnisse aufzufrischen, und als der Pfarrer eines Tages in dienstlichen Angelegenheiten abwesend war, erschien

er mit einem Arm voll Bücher, die er ihr stolz zeigte, im Pfarrhause.

May war gerade im Begriffe gewesen, ihm eine ganz verwickelte Aufgabe vorzulegen, wobei es sich um den Ankauf von Konsols zu einem Preise handelte, den sie ohne einen europäischen Krieg niemals wieder erreichen werden, und sie sah ein wenig beunruhigt aus, als er die Schnur seines Bücherpacks löste. Die Aufnahmefähigkeit ihres Hirns hatte ihre Grenzen, und außerdem konnte sie ihre alten Freunde in ihren zerschlissenen Einbänden nicht ohne Bedauern für neue Bücher aufgeben — so sagte sie wenigstens — allein Bill warf ihr einen Blick zu, der verschmitzt gewesen wäre, wenn nicht so viel Lustigkeit und Gutmütigkeit darin gelegen wäre. Hierauf teilte er die Bücher in zwei kleine Haufen, zeigte auf den einen davon und sagte: „Eselsbrücken, Miß Daryll," ein Ausdruck, den sie nicht verstand, bis er ihn ihr erklärte.

„Übersetzungen und Schlüssel, sehen Sie das nicht? Sie sagen zu Ihren Schülerinnen: ‚Liebe Kinder, das und das sind die Bücher, die wir zum Unterricht nötig haben. Eure Eltern müssen sie sofort beschaffen.' Die Eltern kaufen sie, oder Sie entnehmen den Büchern Ihre Aufgaben, was auf dasselbe hinausläuft. Alle diese Schlüssel halten Sie in Ihrem Schlafzimmer unter Verschluß, so daß Sie die Lösungen der Aufgaben, sowie alle Übersetzungen durcharbeiten können, ehe Sie sie zu korrigieren haben."

„Das scheint eine sehr hübsche Einrichtung zu sein," sagte Ethel Kerswell, die die vor ihr liegende umfassende

Sammlung erzieherischer Werke durchblätterte, „wirklich sehr hübsch, aber ist es auch recht?“

„Wenn es Ihre Schülerinnen täten, wäre es nicht recht,“ antwortete Pentreath, „aber die werden es eben nicht tun. Jungen in den öffentlichen Schulen schreiben manchmal etwas ab, aber im ganzen sehr wenig. Es wird nicht für ehrlich gehalten, und sie arbeiten doch alle im Wettbewerb. Mädchen schreiben nie ab.“

„Das kommt daher,“ erklärte Ethel stolz, „daß sie ehrlicher sind.“

„Ich war immer der Ansicht, daß sie es nicht tun, weil sie nicht wissen, wie man's machen muß,“ erwiderte Pentreath. „Ich habe davon gehört, als ich zur Ablegung meines kleinen Examens in Cambridge war und der Unterlehrer mit meinem Alten wetten wollte, daß ich durchfallen würde; darauf lief die Sache wenigstens hinaus. Wenn man sich um einen Ehrengrad bewirbt, tut man es natürlich nicht, und ich habe nie von einer Studentin in Girton oder Newnham gehört, die es getan hätte,“ fügte er mit einer Verbeugung gegen Ethel hinzu.

„Morden hat sich um einen Ehrengrad beworben,“ antwortete Ethel mit einem Blicke der Erleichterung.

„O, Carthew hat nie etwas Unrechtes getan,“ entgegnete Pentreath. „Er hat seine Examina alle infolge gewissenhafter Arbeit bestanden.“

Einen solchen Weg zum Erfolge hatte Pentreath in seinen Studententagen anscheinend niemals in Erwägung gezogen, obgleich er später für die mit seinem Berufe zusammenhängenden Prüfungen fleißig genug gearbeitet

hatte. Die zweifellosen Erfolge, die er dabei errungen hatte, erklärte er damit, daß er ein Hirn dazu mitgebracht habe, das nicht durch die Erwerbung von Kenntnissen, die weder nützlich, noch eine Zierde seien, ermüdet war, und er schien durch Ethels Mißbilligung etwas verletzt zu sein.

„Eselsbrücken sind herrliche Erfindungen,“ rief er begeistert, „für Schulmeister und unterrichtende Damen.“

„Sie meinen Hauslehrerinnen,“ antwortete May Daryll, „und Sie brauchen das Wort nicht zu scheuen. Ihre Eselsbrücken werden wenigstens eine von ihnen vor Wahnsinn und Verzweiflung bewahren. Ich danke Ihnen herzlich dafür.“

Wäre Pentreath in diesem Augenblick allein mit ihr gewesen, so würde er sich rasch und mit kurzen Worten erboten haben, sie vor Wahnsinn und Verzweiflung dadurch zu bewahren, daß er sie zur Mrs. Pentreath machte, aber er hatte diesen Wunsch so deutlich merken lassen, daß sich May wohl hütete, allein mit ihm zusammen zu sein. Unter Hinweis auf Mrs. Kerswells strenge Ansichten über diesen Punkt und ihre Pflicht, als Gast jeden Wunsch der Frau vom Hause zu achten, lehnte sie sein wiederholtes Anerbieten, sie auf ihren Wegen zu begleiten, stets ab.

Daß sie aller ihrer Freunde bedürfe, sagte sie sich selbst, und wenn sie Mr. Pentreath aus dem Zustande, den er selbst wahrscheinlich als elend bezeichnete, hätte erlösen wollen, so würde sie ihn nur noch elender gemacht und vielleicht seinen Beistand und seine heitere Gesellschaft ganz eingebüßt haben. Ein Korb hätte in diesem Falle

mit sehr deutlichen Worten überreicht werden müssen, das fühlte sie, und nur wenige Männer sind im stande, aus entschieden abgewiesenen Freiern gute Freunde zu werden, wie das mit Morden Carthew geschehen war. Aber auch er war das erst geworden, seit er sich mit Ethel getröstet hatte, und in Mr. Pentreaths Nähe gab es keine Ethel. Allein trotz seines „Hangens und Bangens in schwebender Pein" brachte er es fertig, sich und die andern bei guter Laune zu erhalten, und May kam zu dem Schlusse, daß das wahrscheinlich so bleiben werde, wenn sie ihm nicht gestattete, über einen gewissen Punkt hinauszugehen, ohne ihm ein „bis hierher und nicht weiter" zuzurufen. Sie hatte Gewandtheit in solchen Dingen und auch einige Erfahrung.

Die Beantwortung verschiedener Anzeigen führte zu keinem befriedigenden Ergebnis, denn alle, die überhaupt auf ihr Anerbieten eingingen, boten zu wenig und verlangten zu viel.

„Im Griechischen kann ich nicht unterrichten, und Haare machen oder in der Kinderstube helfen, will ich nicht," sagte May, „und ‚alle Annehmlichkeiten eines christlichen Heims' ohne Gehalt nützen mir nichts, wenn meine Kleider erneuert werden müssen."

So lagen die Dinge, als sie an ihre Freunde schrieb. Noch vor wenigen Wochen war ihr deren Zahl ziemlich groß erschienen, denn vielen hatte es ein großes Vergnügen gemacht, sie in London umherzuführen, besonders wenn sie zu den Kosten beitrug. Als es aber so weit kam, daß sie sich mit Tinte und Papier hinsetzte, war die Liste derer, an die sie sich überhaupt wenden konnte,

ziemlich kurz, und die Reihe derer, die auf ihre Briefe antworteten, noch kürzer. Vielleicht waren die andern verreist und ließen sich ihre Briefe nicht nachschicken. Das war wenigstens Ethel Kerswells Ansicht, und sie fand allgemeine Zustimmung.

Unter den erhaltenen Antworten war diejenige von Mrs. Lightfoot am kürzesten, aber am praktischsten. Sie telegraphierte von London: „Komm her und bleibe eine Woche bei mir.“ Und May reiste am nächsten Tage zu ihr.

Mrs. Lightfoot verlebte den August in der Stadt, um ihre Aussteuer zu beschaffen, obgleich sie die Ansicht ausgesprochen hatte, daß die Schwierigkeiten, worauf sie dabei in dieser Jahreszeit stoßen werde, eine Verschiebung ihrer Hochzeit notwendig machen würden. Deshalb war sie sehr schlechter Laune, denn die einzige Anprobiererin ihrer Schneiderin, der sie gestatten wollte, ihr nahe zu kommen, war zur Erholung nach Brighton gegangen, und die einzige Putzmacherin, die einen Hut nach ihrem Geschmack garnieren konnte — eine Dame, die durch die Notlage der Landwirtschaft und eine unkluge Heirat gezwungen war, ihre unzweifelhaften Anlagen in dieser Richtung auszunützen — hatte Konkurs angemeldet und war zu ihrem adeligen Vater zurückgekehrt. Ihre Verhältnisse hatte sie in einer solchen Verwirrung verlassen, daß der Massenverwalter bei seinen Versuchen, ihre Art der Buchführung zu begreifen, und bei den vergeblichen Bemühungen, ihren Schuldnern, die gehofft hatten, ihre Rechnungen durch Einladungen zum Diner oder Empfehlungen an Freunde zu begleichen, Geld abzuringen, graue Haare bekommen konnte.

Unter diesen Umständen hieß Mrs. Lightfoot May herzlich willkommen, nahm sie noch vor dem Diner mit, um sich beim Anprobieren von drei neuen Kleidern helfen zu lassen, und erklärte sich bereit, die Besprechung ihrer eigenen Angelegenheiten zu unterbrechen und diejenigen Mays in Erwägung zu ziehen, als sie nach dem Diner wieder im Salon waren.

May setzte ihre Pläne und Hoffnungen auseinander, während Mrs. Lightfoot ihren Kaffee schlürfte und nachdachte.

„Fast keine meiner Freundinnen scheint Kinder zu haben. Warum, weiß ich wahrhaftig nicht," sagte Mrs. Lightfoot, als May eine Pause machte, „und die, die welche haben, sind alle etwas verdrehte Schrauben."

„Mir liegt gar nichts daran, wie sie sind," entgegnete May, „das heißt, mir liegt in Wirklichkeit doch etwas daran. Sie müssen im stande sein, anständig zu bezahlen, und dann hätte ich gern, wenn sie einigermaßen nett gegen mich wären und mich in Ruhe ließen."

„Bürgen kann ich für niemand," antwortete Mrs. Lightfoot. „Die einzigen Leute, die mir im Augenblick einfallen, haben einen Sohn auf der Militärakademie in Sandhurst."

„Was hätte das mit mir zu tun?"

„O natürlich nichts," erwiderte Mrs. Lightfoot. „Hast du nichts von Sir Henry Waterville gesehen?" fuhr sie mit einem raschen Blick auf May fort.

„Nein," antwortete diese indessen ganz ruhig, „ich habe ihn seit meiner Abreise von London nicht wiedergesehen."



„Hast du ihm geschrieben?"

„Nein."

„Wirst du es tun?"

„Nein," erwiderte May. „Laß uns von etwas anderm sprechen."

„Du mußt ja natürlich am besten wissen, was du zu tun hast," entgegnete Mrs. Lightfoot, „und du hast ja jetzt kein Vermögen mehr, aber geradezu an den Bettelstab wirst du doch wohl nicht gebracht sein."

„Darauf würde es hinauslaufen, wenn er mich heiratete," sagte May. „Als Junggeselle hat er vielleicht genug zum Leben," fügte sie hinzu, als sie sah, daß ihre Freundin das Gespräch nicht fallen lassen wollte, „aber ich würde ihm nur eine Last sein; und als es noch möglich war, hat er niemals auch nur angedeutet, daß er mich haben wolle."

„Er schien dich doch ganz gern zu haben," antwortete Madge Lightfoot in ihrem entschiedensten Tone, „aber wie gesagt, du mußt ja selbst am besten wissen, was dir frommt."

„Hoffentlich werde ich ihn nie wiedersehen," entgegnete May mit weicher Stimme.

„Das heißt mit andern Worten, daß du ihn sehr lieb hast und daß du dir den Hals abschneiden möchtest, um es zu beweisen. Aber das werde ich nicht zugeben."

„Madge," rief May aus, „wenn du ihn hierher einlädst, verlasse ich augenblicklich das Haus."

„Dazu wärst du, glaube ich, wahrhaftig im stande," antwortete Madge, „und ich wüßte auch nicht recht, wie ich ihn einladen könnte. Vor ein paar Tagen war er

freilich noch hier in der Stadt auf dem Wege nach . . .
irgend einem Orte, wo eine gute Jagd ist."

„Welchem Orte?"

„Ich sehe gar keinen Grund, weshalb ich dir das sagen sollte, wenn du doch nicht an ihn schreiben willst."

„Ich will es auch gar nicht wissen," erwiderte May müde.

Mrs. Lightfoot blickte sie schweigend an. Anfänglich sah sie dabei so aus, als ob sie ärgerlich auf sie sei, als aber May gar keine Anstalten machte, das Gespräch fortzusetzen, sondern nur traurig die im Kamin stehenden Farne anschaute, verloren sich die harten Linien in Mrs. Lightfoots Antlitz, und auch ihr Ausdruck wurde traurig und nachdenklich. Vielleicht war es nur die Anstrengung des Denkens, was Madge Lightfoot einige Augenblicke ein trauriges Ansehen verlieh, denn es dauerte nicht lange, so erschien ein neues Licht in ihren Augen, das May bemerkt haben würde, wenn sie nicht so unverwandt die Farne angestarrt hätte. Einige ihrer Freunde nannten Madge Lightfoot eine mutwillige, hohlköpfige Frau, aber was auch das Licht in ihre Augen gebracht haben mochte, es veranlaßte sie jedenfalls zu ernstem Nachdenken.

„Kennst du die Chedburys?" fragte sie endlich, als ob ihr plötzlich etwas einfiele.

„Nein," antwortete May.

„Vielleicht ist das nicht der rechte Name, sondern Chedworth," fuhr Mrs. Lightfoot vorsichtig fort.

„Ich habe nie im Leben von ihnen gehört," entgegnete May aufsehend.

„Nicht einmal ihren Namen?“

„Nie.“

„Ich weiß nicht, warum ich dachte, er sei dir bekannt, aber wenn Mrs. Chedworth einen Londoner Arzt zu Rate ziehen will, kommt sie hierher und wohnt bei Lady Vibury, und dort habe ich sie getroffen. Wenn sie nicht über ihre Leiden stöhnt, klagt sie immer über ihre Angehörigen und was sie tun, aber nicht tun sollen, und über ihre Hauslehrerinnen und was sie nicht tun, aber tun sollten. Ich höre der Frau niemals zu, aber ich entsinne mich, daß sie neulich etwas von einer Erzieherin sprach.“

„Ich glaube nicht, daß ich Lady Vibury jemals getroffen habe,“ antwortete May.

„Das würde dir auch wenig nützen,“ entgegnete Mrs. Lightfoot. „Sie hat sich mit Mrs. Chedworth überworfen, denn sie mußte ihr schließlich erklären, ihr Haus sei kein Hospital für Cousinen vom Lande, die die Mittel hätten, im Gasthofe zu wohnen. Deshalb muß ich die Adresse der Dame ermitteln und direkt an sie schreiben.“

Und nun suchte Madge Lightfoot nach dem Gut der Familie Chedworth in „Burkes Verzeichnis der Großgrundbesitzer“, wobei sie nach Frauenart unverantwortlich mit dem Alphabet umsprang.

„Laß mich mal sehen,“ sagte May. „Ch kommt vor Cl.“

„Dein Buchstabieren kannst du dir für deine Schülerinnen aufsparen, mein liebes Kind,“ erwiderte Mrs. Lightfoot, indem sie das Buch auf den hinter ihr

stehenden Tisch legte. „Sie stehen nicht darin, aber es ist mir so, als ob ihr Gut nach ihnen benannt sei, oder sie nach dem Gute."

Nunmehr schrieb Mrs. Lightfoot einen Brief, dessen Abfassung einige Zeit in Anspruch nahm.

„Ich glaube, es wäre am besten, wenn du nach Devon zurückkehrtest und von deinem Landpfarrhause aus an sie schriebest, wenn sie dich haben wollen," sagte sie, als sie den Brief zusammenfaltete. „Das wird dem schlechten Eindruck entgegenwirken, den deine Freundschaft mit mir machen wird!"

„Willst du ihnen nicht sagen, daß ich eine arme aber ehrenwerte Verwandte bin?" schlug May vor. „Bitte, sei vorsichtig in dem, was du sagst, und vergiß nicht, daß ich nicht übermäßig gelehrt bin."

„Meine liebe May," erwiderte Mrs. Lightfoot, „du bist ein Ollendorf mit Goldschnitt in Unterröcken, und nun laß uns, bitte, über meine Angelegenheiten sprechen."

Mrs. Lightfoots Brief wurde nach der Post befördert, und dann sprachen die beiden Damen eine Stunde lang über Brautkleider, allein in dieser kurzen Zeit konnten sie den Gegenstand, der, wie sie vollkommen einig waren, Tage zu seiner Erschöpfung gebraucht haben würde, nur in seinen allgemeinen Umrissen streifen. Übrigens war es lediglich dieser Gegenstand, der bei ihrem Wiedereintritt in den Ehestand für Madge den Reiz der Neuheit hatte. Bei ihrer ersten Verheiratung war sie mit Hilfe Jack Lightfoots und einer Leiter aus dem Fenster eines im ersten Stockwerk gelegenen Pensionats

in Brighton geklettert und hatte heiße Tränen vergossen, als sie erfuhr, daß die Aussteuer, die ihr Zukünftiger ihr zu besorgen versprochen hatte, nur aus zwei Dutzend Paar Handschuhen, derselben Anzahl von Spitzentaschentüchern und einem Hute bestand, den zu tragen sie schluchzend aber bestimmt ablehnte. Ihr Haar hatte sie sich von einem Haarkünstler, dessen starke Seite Rasieren für zwei Pence pro Kopf war, zu einem Knoten aufstecken lassen, denn ein größeres Geschäft wagte sie nicht zu betreten. Der Stadtausrufer verkündete nämlich von Kemptown bis Howe eine genaue Beschreibung ihrer Persönlichkeit, und das machte es sogar notwendig, alle Schneiderinnen zu vermeiden, wie es auch ein Entkommen mit der Eisenbahn verhinderte, bis die Trauung vollzogen war. So kam es, daß sie erst an dem Tage, wo ihr neuerworbener Gatte wieder bei seinem Regiment einrücken mußte, vierzehn Tage bevor dieses nach Indien eingeschifft wurde, zur Würde von langen Kleidern gelangte, die ihre Knöchel verdeckten. Dies erzählte Mrs. Lightfoot jetzt zum ersten Male mit allen Einzelheiten, wenn sie May auch schon früher einiges davon mitgeteilt hatte, und diese stimmte ganz mit ihr darin überein, daß unter diesen Umständen ihre Hochzeit mit Major Bittlestone großartig gefeiert werden müsse, wenn sie auch ihre Unwissenheit über manche Einzelheiten der bei der Feierlichkeit zu beobachtenden Formen eingestehen mußte, namentlich darüber, ob es notwendig sei, daß ein Verwandter die Rolle des Brautvaters übernehme. Mrs. Lightfoot meinte, das würde seine Schwierigkeiten haben, da keiner ihrer Verwandten ein Wort mit ihr

gesprochen habe, seit die Leiter an dem Fenster in Brighton gefunden worden sei.

Nun vertieften sie sich in eine Unterhaltung über Verheiratung, Wiederverheiratung, Scheidung und ähnliche Gegenstände, wie sie Damen mit Sachverständnis, Romanschreiber dagegen, die die Lösung eines schwierigen Problems im Auge haben, nur oberflächlich behandeln können, weil ihnen die Tatsachen unbekannt sind. Ein paar Jahre des Lebens in Indien bieten einer Frau mehr Gesprächsstoff als derselbe Zeitraum in London, Mrs. Lightfoot aber hatte sowohl hier als dort Erfahrungen gesammelt. May war es einerlei, um was sich die Unterhaltung drehte, wenn nur ihre eigenen Angelegenheiten als erledigt angesehen wurden und nicht mehr zur Erörterung gelangten. Madge Lightfoot erwähnte sie nicht mehr, weder an diesem Abend, noch am nächsten Tage, den die beiden Damen zu Besuchen in verschiedenen Läden verwandten. Am folgenden Tage erhielt Mrs. Lightfoot einen Brief, doch nicht von Mrs. Chedworth, sondern von deren Mann, der erklärte, seiner Frau Gesundheitszustand erlaube ihr die Anstrengung des Briefschreibens nicht. Im übrigen hatten ihn Mrs. Lightfoots Angaben über May augenscheinlich befriedigt, und da infolge der Sommerferien und weil die letzte Erzieherin aus Gründen, die nicht erwähnt wurden, entlassen worden war, seit einem Monat keine Hauslehrerin in Chedworth Hall war, so hielt es May für klug, nach Polyton zurückzukehren, teils weil sie den von Mrs. Lightfoot angedeuteten Vorteil, ihre Briefe von einem Pfarrhause aus zu datieren, wahr-

nehmen wollte, teils weil sie wünschte, mit Mr. Kerswell die Form zu besprechen, die ihre Zeugnisse erhalten sollten. Im Verlaufe eines vierzehn Tage in Anspruch nehmenden Briefwechsels verbreitete sich Mr. Chedworth ausführlich über das, was er verlangte, aber er machte es nicht ganz klar, weshalb die Dame, die er suchte, mancherlei Fähigkeiten haben sollte, die mit ihrer Begabung als Erzieherin nichts zu tun hatten. Seine Hinweise auf Takt und Einsicht, Eifer und Vorsicht bewiesen, wie Mrs. Kerswell sagte, daß er etwas Ungewöhnliches verlangte, und das fand May in hohem Grade beunruhigend. Daß Mr. Chedworth so hohe Ansprüche stellte, schien, wie man aus einigen unklaren Andeutungen schließen konnte, mehr durch gewisse ältere Töchter veranlaßt zu werden, die nicht mit den zwei kleinen Mädchen von dreizehn und elf Jahren, welche May unterrichten sollte, verwechselt werden durften. Mit Kindern fertig zu werden, dazu fühlte sie sich fähig, aber der Gedanke, einen heilsamen und gesunden Einfluß auf junge Damen auszuüben, die voraussichtlich der Schulstube entwachsen waren, an Jahren aber ihr selbst nahestanden, erfüllte sie mit einem solchen Schrecken, daß sie die Unterhandlungen beinahe abgebrochen hätte, denn sie bezweifelte ihre Anlagen und war sich ganz klar, daß sie keine Lust hatte, es auf eine Probe ankommen zu lassen. Anderseits aber mochte sie eine ihr gebotene Gelegenheit auch nicht zurückweisen. Mrs. Lightfoot erklärte, sie habe gehört, die Chedworths seien die sehr angesehenen Nachkommen einer langen Reihe hochachtbarer Vorfahren, und sie ging sogar so

weit, ihr Wort zu verpfänden, daß sie persönlich sehr liebenswürdig seien, obgleich May ganz genau wußte, daß sie mit Ausnahme der Mutter kein einziges der Familienglieder kannte. Mr. Kerswell war indessen den Umständen gewachsen, und sein Zeugnis ließ Mr. Chedworth keinen Grund, Mays' Dienste abzulehnen. Auch Mr. Carthew schickte ein Zeugnis. Dieses war auf Papier geschrieben, das am Kopfe die hochachtbare Rechtsanwaltfirma trug, deren Teilhaber er war. May stöhnte, als sie diese Zeugnisse durchlas, die ihr die Schamröte in die Wangen trieben.

„Sie machen gerade eine solche Person aus mir, wie ich sie immer gehaßt habe," war alles, was sie sagen konnte.

Siebentes Kapitel.

Warm, trocken und staubig, weder für den Leib noch für die Seele besonders kräftigend, wie er in Süd Devon leicht ist, ging der Monat August hin. An einem glühend heißen Septembernachmittage erwartete May auf dem Bahnsteig in Exeter ihren Zug, und Mr. Pentreath sprach unverhohlen seine Meinung dahin aus, daß dieser, da alle Welt aus den Ferien nach Hause zurückkehrte, wahrscheinlich Verspätung haben und stark besetzt sein werde. May hörte ihm in düsterm Schweigen zu. An überfüllte Wagen ließ sie sich nicht gern erinnern, und seine augenscheinliche Befriedigung darüber, daß er sich ein paar Minuten länger ihrer Gesellschaft erfreuen durfte, berührte sie unangenehm. Die Reise nach dem Schauplatz ihrer Tätigkeit hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Wege zum ersten Bade des Jahres an einem kalten Tage; doch da der Sprung einmal getan werden mußte, schien er ihr um so leichter zu sein, je rascher sie alle Zuschauer los würde, um dann kopfüber ins Wasser zu springen und die Sache hinter sich zu haben. Mr. Pentreath sah gegen sonst recht ernst aus. Nach sechswöchentlicher Bekanntschaft mußte er Abschied von ihr nehmen, und um ein Haar wäre er, als er auf dem Fahrrade am Bahnhofe anlangte, von

Mrs. Kerswell gesehen worden, die May in die Stadt gefahren und mit ihrem Gepäck am Bahnhofe abgesetzt hatte. Dieser Umstand konnte seine gedrückte Stimmung erklären, aber nicht entschuldigen, wenn man bedenkt, daß nur seine Munterkeit und der Gedanke, daß diese im stande wäre, ihren eigenen Mut aufrecht zu erhalten, ihm die Erlaubnis verschafft hatten, ihr das Geleite zu geben. Für alles andre hätte auch ein Dienstmann genügt.

Schweigend, so daß es beinahe peinlich wurde, sahen sie einander an.

„Ich wollte,“ begann May endlich, indem sie die Blicke von ihm abwandte und das Geleise entlang sah, „ich hätte meine Erzieherinnen besser behandelt.“

„Die Damen haben Sie aber doch gewiß sehr lieb gehabt,“ rief Pentreath eifrig aus.

„Grund dazu hatten sie wahrlich nicht,“ entgegnete May kopfschüttelnd.

„Was das mit der Sache zu tun hat, sehe ich nicht ein,“ antwortete er. „Das Gerede von Wiedervergeltung ist doch dummes Zeug; sie tritt nie ein.“

„Wenn sie einträte, würde es unsern Feinden schlecht gehen,“ erwiderte sie grimmig, „aber eigentlich wollte ich nur sagen, daß ich froh wäre, wenn ich mehr gelernt hätte. Dann könnte ich wenigstens die kleinen Mädchen ohne Mühe unterrichten, während mir bei ihren Schwestern selbst Ihre Bücher nicht viel helfen werden.“

„Die können von Glück sagen, daß ...“ begann er, allein sie unterbrach ihn.

„Was mögen sie nur angestellt haben, daß sie noch der Erziehung bedürfen?“ sagte sie. „Und stellen Sie

sich mal vor, daß ich jemand beeinflussen soll! O, bitte, reden Sie keinen Unsinn."

„Ich habe ja noch gar nichts gesagt," verwahrte er sich. „Daß Sie auf meine Ansicht keinen Wert legen, weiß ich, aber Mrs. Kerswell sprach gestern abend von Ihnen und sagte: ‚Wenn man ihre Erziehung in Betracht zieht, ist sie wirklich ein wunderbares Geschöpf.' Das war für Mrs. Kerswell nicht übel, und Mr. Kerswell meinte: ‚Viele, die weniger versprachen, sind sehr würdige Frauen geworden.'"

„Was habe ich getan, um all das zu verdienen?" fragte May mit einem Seufzer, denn sie hatte gar nicht den Ehrgeiz, „eine würdige Frau" werden zu wollen.

„Wenn Sie mir nur gestatten wollten, Ihnen zu helfen und Sie vor der ganzen Geschichte zu bewahren," begann Pentreath. — So weit war er noch nie gelangt, und er sollte auch diesmal nicht weiter kommen.

„Da ist mein Zug," rief May hastig, „und Sie haben mir noch nicht einmal eine Zeitung besorgt."

Der Zug fuhr ein, und es gelang Pentreath nach einem kurzen aber heftigen Kampfe mit zwei andern Reisenden, ihr einen Eckplatz zu erobern. Sie müsse etwas zu lesen haben, behauptete sie, und als er eine Zeitung geholt hatte, war keine Zeit mehr, etwas zu sagen.

„Sie wissen doch, was ich damit meinte, als ich sagte, ich möchte Ihnen helfen," flüsterte er ernst.

„Keinen Schimmer. — Nehmen Sie sich in acht, oder Sie werden überfahren," rief sie, und er mußte vom Trittbrett auf den Bahnsteig springen, wo er mit

der Hand nach dem Fenster winkte, aus dem sie nur noch flüchtig herausnickte.

„Wie viel netter sind doch die Männer, wenn sie die Dinge nicht so furchtbar ernst nehmen," murmelte May bei sich, als sie sich auf die harte Bank setzte, um über die Unannehmlichkeit nachzudenken, dritter Klasse mit Leuten zusammen fahren zu müssen, für die Kinder und Schweiß vom Begriffe des Reisens unzertrennlich zu sein schienen. Das war eine neue Erfahrung für sie, und es kam ihr beinahe schlimmer vor als die Notwendigkeit, ihr Brot verdienen zu müssen, und fast so schlimm, als Kleider tragen zu müssen, die Mrs. Kerswell als ihrer Stellung angemessen bezeichnet hatte. May hatte Ethel Kerswell durch ihre Weigerung, die Schneiderin dieser jungen Dame zu beschäftigen, ernstlich gekränkt. — Nach einer Weile nahm sie ein französisches Geschichtenbuch vor, das Ethel ihr für ihre Schülerinnen gegeben hatte, und gelangte dabei zu der tröstlichen Gewißheit, daß sie wenigstens im Französischen und Englischen ihren Schülerinnen über sein werde. Hierauf griff sie zu der Zeitung, die ihr Pentreath gebracht hatte, aber sie las nicht darin, sondern saß da und dachte darüber nach, wie es wohl komme, daß ein Mann, der alles für eine Dame tat, was sie ihn tun lassen wollte, und der bereit war noch weit mehr zu tun, dafür kaum ein „schönen Dank" erntete (sie hatte tatsächlich vergessen, Pentreath zu danken und nahm sich vor, an Ethel zu schreiben und sie zu bitten, das Versäumte in ihrem Namen nachzuholen), und weshalb ein andrer Mann, der niemals einen Finger rührte, alles

hätte erreichen können, was er auch verlangte, während er sich nicht einmal die Mühe nahm, darum zu bitten. Allein es war nicht Pentreath und die Härte seines Loses, woran sie am meisten dachte, während der Zug durch Devon und Somerset nach Bristol flog.

Hinter Bristol kam eine Stunde Fahrt auf der Midlandbahn in einem Wagen, der den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt gewesen war, und dann, da alles — selbst eine Eisenbahnfahrt dritter Klasse — einmal ein Ende nehmen muß, hielt der Zug an der Station, wo sie aussteigen mußte. Ein Wagen erwartete sie. Der dazu gehörige Bediente fragte sie, ob sie nach Chedworth Hall wolle, und nahm ihre Sachen. Dabei legte er den Finger an den Hut, und das gewährte ihr einige Beruhigung, denn sie erinnerte sich nicht, daß die Bedienten in Polyton ihre Erzieherin durch Berührung des Hutes gegrüßt hätten. Sie würde selbst darauf gehalten haben, wenn sie nur auf den Gedanken gekommen wäre, denn von ihrem sechsten Jahre an hätte ihr niemand, nicht einmal Frau Pung oder ihre Gouvernante, etwas in den Weg gelegt. Sie hätte gute Lust gehabt, Mr. Chedworths Bedienten zu befehlen — oder ihn zu bitten — den Wagen an der Hintertür vorfahren zu lassen, damit sie unbemerkt ins Haus schlüpfen könne und die Familie erst am folgenden Tage zu sehen brauche, allein sie fürchtete, daß man darin ein Eingeständnis des Bewußtseins ihrer untergeordneten Stellung erblicken könne, und deshalb nahm sie davon Abstand. So wurde sie denn also vor die Vordertür gefahren und trat durch diese in einen alt-

modischen Hausflur. In einer Ecke stand ein Hutständer, woran verschiedene Hüte hingen, die alle dieselbe Form hatten, aber von verschiedenem Alter waren — weiße, harte Filzhüte mit flacher Krone, die Mr. Chedworth gehören mußten — und darunter eine Tuchmütze von auffallend moderner Form, die wahrscheinlich nicht die seine war. Jedenfalls bemerkte sie keine Anzeichen, daß viele Leute im Hause seien, und alle Anwesenden waren augenscheinlich hinaufgegangen, um sich zum Diner anzukleiden.

„Nicht, daß irgend ein Mensch, den ich jemals getroffen habe, mich erkennen würde," dachte sie, als sie ihr schwarzes Kleid betrachtete.

Jetzt führte sie der Bediente durch den Hausflur und durch eine gegenüberliegende Tür, wo er sie einem kleinen Dienstmädchen mit rosigen Wangen überantwortete, die ihr eine Treppe und eine Tür im ersten Stock zeigte, welche, wie sie sagte, in das Schulzimmer führte.

„Die Hintertreppe!" stöhnte May innerlich, als das Mädchen sie verlassen hatte. „Nun also vorwärts ins Schulzimmer und zu meinen Schülerinnen."

Als sie auf die Treppe zuging, kam sie an einer zu ihrer Rechten gelegenen offenen Tür vorüber, der Tür zu einem sehr unordentlichen Zimmer, worin Angelruten auf Gestellen an den Wänden und ein offener Gewehrschrank zu sehen waren, während der Tisch mit Zigarrentaschen, Klumpen Werg, Putzstöcken und Patronen bedeckt war. Ein großer Mann in einer Jagdjoppe stand am Fenster und sah über die Läufe einer Doppelflinte hinweg.

„Holla, Dolly!“ rief er, sich umsehend.

„Ich bin nicht Dolly,“ murmelte May, als sie eilig vorbeiging, allein er hatte sie schon von der Seite gesehen.

„Wahrhaftig, Miß Daryll!“

„Ich bin nicht Miß Daryll,“ erwiderte May mit unsicherer Stimme, aber sie mußte sich umwenden, und nun fiel das Licht vom Fenster auf ihr Antlitz.

„Sir Henry Waterville,“ sagte sie mit klangloser, matter Stimme, „sind Sie hier?“

„Wie es scheint, ja,“ antwortete er, indem er seinen Blick über seine lange, dürre, in braunes Halbtuch gehüllte Gestalt gleiten ließ. „Der Mensch gleicht mir wenigstens, aber man hat mir nichts von Ihrem Kommen gesagt. Wie lange werden Sie hier bleiben?“ schloß er, mit ausgestreckter Hand auf sie zukommend.

„Das weiß ich noch nicht,“ entgegnete May hastig. „Ich kann Ihnen jetzt keine näheren Erklärungen geben, nur so viel: ich bin die neue Erzieherin. Sie haben natürlich nichts davon gehört, aber, bitte, bitte, sagen Sie niemand, daß Sie mich kennen.“

„Was soll denn das heißen?“ fragte er mit einem verständnislosen Blick. „Wenn Sie einen Scherz im Sinne haben, werde ich schweigen wie das Grab, aber das sage ich Ihnen, die Mädchen hier behandeln die Hauslehrerinnen nicht immer aufs beste, ja, es ergeht diesen meist recht schlecht. Ich glaube, es wäre doch besser, wenn ich ein Wörtchen fallen ließ.“

„Bitte, bitte, tun Sie das nicht,“ flehte May. „Sie dürfen nichts wissen.“

In seinem Gesicht schien eine Ahnung von Ver-

ständnis aufzudämmern. „Natürlich wenn Sie es aus Liebe zur Familie tun, wird alles ganz gut gehen und Sie sind gerade die richtige Person dazu, aber ich begreife nicht, daß Sie die Familie gut genug kennen, diesen Posten zu übernehmen, und doch so wenig, daß Sie augenscheinlich nicht fürchten, von den Mädchen erkannt zu werden.“

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen,“ antwortete May. „Ich kenne die Familie gar nicht.“

„Na, na,“ entgegnete er. „Sie brauchen sich nicht zu scheuen, offen mit mir zu sprechen; ich bin eingeweiht, ja, ich bin sogar ziemlich in derselben Angelegenheit hier.“

May konnte nur vollkommen verständnislos aufblicken, denn sie hatte nicht erwartet, einen Kollegen zu finden; er aber begann zu lachen.

„Wir werden zusammen schon etwas fertig bringen,“ fuhr er fort. „Aber was für eine Schauspielerin Sie sind!“

„Still!“

Das kleine Dienstmädchen, die sie vorher geführt hatte, erschien, um dem Bedienten zu zeigen, wohin er Mays Gepäck bringen solle, und diese eilte vor ihnen die Treppe hinan. Dem Mädchen gab sie abends eine halbe Krone und bat sie, keinem Menschen zu sagen, daß sie jemand im Hause gesprochen habe, was natürlich die Folge hatte, daß binnen einer Stunde sämtliche Dienstboten das größte Interesse an der Sache nahmen.

Achtes Kapitel.

Einige Augenblicke blieb May vor der Schulstubentür stehen, allein wieder hinunterzugehen war kaum ausführbar. Zunächst war Sir Henry noch im Gewehrzimmer, und auf jeden Fall war es kaum rätlich, eine neue Lebensstellung damit zu beginnen, daß sie sich wie eine Tollhäuslerin benahm. Deshalb drehte sie mit einem leisen Seufzer den Türgriff und trat ein.

Zwei kleine krausköpfige Mädchen saßen beim Abendessen. Sie sahen etwas einfältig aus, so daß May beim ersten Blick zu dem Schlusse gelangte, sie werde doch wohl etwas mehr wissen als diese Kinder, und das war ihr ein Trost.

Nachdem die Kleinen sie eine Weile angestarrt hatten, kamen sie herbei und reichten ihr die Hände.

„Ich hoffe, wir werden gute Freunde werden," sagte May, aber die Antworten waren unhörbar, und die Mädchen kehrten auf ihre Plätze zurück, um ihre Angriffe auf die Marmelade zu erneuern und von Zeit zu Zeit aus den Augenwinkeln nach der neuen Erzieherin hinzuschielen, die sie schweigend beobachtete. Als sie merkten, daß es May ganz gleichgültig war, welche Mengen Marmelade sie vertilgten, und da diese den Wunsch aus-

gesprochen hatte, ihre Freundin zu werden, beschlossen sie, sie vorläufig als solche zu behandeln, so daß eine sorgfältig zwischen ihnen geplante Meuterei durch Mays Unwissenheit über ihre Machtbefugnisse abgewandt wurde. Bald kehrte das Mädchen, das die Schulstube zu besorgen hatte, zurück, um May nach ihrem eigenen Zimmer zu führen. Sie werde ihr etwas zu essen heraufbringen, wenn die Herrschaft unten fertig sei, sagte sie.

Als May wieder ins Schulzimmer kam, fand sie die Kinder in einer Ecke mit einem Spiele beschäftigt, und da sie nicht den Eindruck machten, als ob eine Störung von ihnen zu besorgen sei, wenn sie in Ruhe gelassen würden, machte sie sich an ihr kaltgewordenes Abendessen und versank in schweigendes Nachdenken.

Dem Mädchen hatte sie gesagt, sie wünsche ihre Sachen für jetzt noch nicht ausgepackt zu haben, aber dabei war sie nur einem augenblicklichen Triebe gefolgt, ohne sich Zeit zur Überlegung zu lassen. Einen einzigen Mann gab es in der Welt, den nie wieder zu treffen sie fest entschlossen gewesen war. Sie hatte eine unklare Vorstellung, daß das ein sehr richtiger Entschluß sei, und einer, wofür sie Anerkennung verdiente. Allein einen richtigen Entschluß zu fassen und ihn heldenmütig auszuführen, ist zweierlei, und nun hatte sie ihn doch wieder getroffen. Das Schicksal hatte es so gewollt, vielleicht ein Schicksal mit einem weiblichen Finger, aber mochte sie auch Mrs. Lightfoot in den stärksten Ausdrücken tadeln, so brauchte sie darum noch lange nicht auf die Mittel zu verzichten, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Kerswells, auf de

Empfehlungen sie angewiesen war, würden eine solche Handlungsweise einfach nicht verstehen, und noch nie war Mrs. Kerswells Meinung von solcher Bedeutung für May gewesen als eben jetzt. Welcher Ansicht diese Dame gewesen wäre, wenn sie alle Umstände gekannt hätte, war unwesentlich, da es kaum angängig war, sie ihr zu erklären. Mrs. Lightfoot allein wußte von ihrem Entschluß, und daß diese dessen Zusammenbrechen verzeihen werde, verstand sich von selbst. Außerdem brauchte er auch gar nicht zusammenzubrechen, sondern seine Dauerhaftigkeit konnte von den Umständen abhängig gemacht werden, wie denn überhaupt die Umstände die Entschließungen aller derer bestimmen, die nicht stark genug sind, die Umstände zu leiten. Inzwischen war es neun Uhr geworden und die kleinen krausköpfigen Mädchen mußten zu Bett geschickt werden. Diese gingen auch ohne Widerrede, da sie schon seit einer halben Stunde um des Vergnügens willen, über ihre gewöhnliche Bettzeit hinaus aufzubleiben, ihr Gähnen unterdrückt hatten. Als sie gegangen waren, begann May ebenfalls ans Zubettgehen zu denken. Sie war müde, und Ermüdung bedeutete Schlaf, und der Schlaf überhob sie der Notwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, aber in dem Augenblick, als sie die Tür öffnete, hörte sie Schritte auf der Treppe und trat wieder zurück.

Sir Henry Waterville kam herauf.

„Ich bin angeblich nach meinem Zimmer gegangen, um mir eine Zigarette zu holen," begann er, indem er ihr folgte und die Tür hinter sich zuzog, „doch jetzt

entsinne ich mich, daß ein offenes Kästchen auf dem Billard steht."

„Daß Sie hinaufgehen wollten, um mit der neuen Erzieherin zu sprechen, konnten Sie doch auch nicht gut sagen."

„Hoffentlich hat niemand anders den Wunsch, mit ihr zu sprechen," antwortete er. „Sie haben mich gebeten, niemand zu sagen, daß ich Sie kenne, und deshalb habe ich es unterlassen. — Furchtbar ermüdend, an einem heißen Tage Rebhühner zu jagen," fügte er hinzu, indem er sich setzte.

May konnte ein Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken, denn sie hatte sein abgespanntes Aussehen mit Genugtuung so ausgelegt, daß er sich bei Tische gelangweilt haben werde.

„Ich habe also einige Fühler ausgestreckt," fuhr er fort, als sie sich wieder gesetzt hatte und, die Hände im Schoße faltend, ihn erwartungsvoll ansah, „habe aber den Eindruck bekommen, daß man nichts über Sie weiß."

„Folglich habe ich Ihnen die Wahrheit gesagt. Schönen Dank, Sir Henry Waterville."

Ohne zu antworten, zuckte er die Achseln. Neugier war keiner seiner hervorragenden Fehler, doch erwartete er augenscheinlich Aufklärung.

„Ich will Ihnen die ganze Geschichte erklären," fuhr May fort, „wenn Ihnen etwas daran gelegen ist, sie zu hören. Sie entsinnen sich doch noch des alten Mr. Haggerston, der mich adoptiert hatte — ich habe Ihnen einmal von ihm erzählt —", und nun teilte sie ihm alles mit wenigen Worten mit.

Als sie mit ihrer Erzählung zu Ende war, stieß Sir Henry ein leises Pfeifen aus.

„Sie Ärmste! Ich bitte um Verzeihung. Jetzt verstehe ich Sie."

„Wie Sie sehen, will ich nicht bemitleidet werden oder irgend etwas andres sein als Erzieherin, also ersuche ich Sie, mich nicht zu bedauern," sagte May. „Mit den Kindern werde ich schon fertig werden. Jetzt sind sie zu Bett gegangen, aber ich hätte ihnen, glaube ich, vorher Aufgaben stellen müssen."

„Diese Unterlassungssünde werden sie Ihnen verzeihen," antwortete er, „aber . . ."

„O, ich werde mich ins Unvermeidliche fügen," fiel sie ihm hastig ins Wort.

„Hm, ich weiß doch nicht," entgegnete Sir Henry. „Unten habe ich Ihnen schon etwas über die andern gesagt. Der Vater hatte mir mitgeteilt, daß er mit einer neuen Erzieherin in Unterhandlungen stehe und daß er seine älteren Töchter dabei erwähnt habe. Wieweit ist er Ihnen gegenüber in seinen Mitteilungen gegangen?"

„Er hat etwas von Führung und Beeinflussung der älteren Mädchen gesagt."

„Und dann wird er wohl im allgemeinen hinzugefügt haben, er suche eine Dame mit Takt, die wisse, was sie zu tun habe."

„Nun, entspreche ich etwa diesen Anforderungen nicht?"

„Vollkommen," erwiderte Sir Henry, „aber ich glaube, er hat das, was er verlangt, nicht ganz genau

ausgedrückt. Ohne Zweifel wird er Ihnen morgen weitere eingehende Mitteilungen machen, aber es kann vielleicht nichts schaden, wenn ich Sie vorher einen Blick hinter die Kulissen werfen lasse; dann werden Sie die Verhältnisse besser verstehen. Dick Chedworth und meine Mutter waren Geschwisterkinder, was freilich mit der Sache nichts zu tun hat."

„Ausgenommen, daß es Ihre Anwesenheit hier erklärt," antwortete May. „Es gibt aber auch eine Mrs. Chedworth; Mrs. Lightfoot hat sie mir gegenüber erwähnt."

„Mrs. Chedworth nörgelt an den Kindern und Dienstboten herum, wenn sie sich wohl genug dazu fühlt, aber weiter bekümmert sie sich nicht um den Haushalt. Hat Mrs. Lightfoot Sie hierher geschickt?"

„Insofern, als sie meinetwegen an Mrs. Chedworth geschrieben hat. Daß Chedworths mit Ihnen verwandt seien, hat sie nicht erwähnt," erwiderte May, ihn fest ansehend.

„Darauf hat Mrs. Chedworth den Brief ihrem Manne übergeben," fuhr Sir Henry mit einem leichten Erröten fort, „und er hat die Unterhandlungen weitergeführt. So treibt er es schon seit Jahren. Hätte Mr. Chedworth fünfzig Jahre früher gelebt, so würde die Nachwelt Gelegenheit gehabt haben, ihn als Marmorstatue eines englischen Mustervaters zu bewundern. Sein ganzes Leben lang hat er hier auf der Scholle gesessen, einen Teil seines Landes selbst bewirtschaftet und die Bewirtschaftung des übrigen beaufsichtigt. Er hat seinen Portwein getrunken und seinen Keller immer wohlver-

sorgt gehalten, Evangelium und Epistel in der Kirche vorgelesen und seine Pächter und seinen Haushalt regiert. Ebenso hat er erwartet, daß eine Familie heranwachsender Töchter jahraus jahrein um ihn herumsitzen und seine Methode bewundern werde. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß er durch Vermieten seines Hauses in London und dadurch, daß er seine Gastfreundschaft auf einige wenige seiner Altersgenossen beschränkt, genug Geld erspart hat, um für die Zukunft seiner Töchter sorgen zu können, ohne sich indessen deren Dankbarkeit zu erwerben."

„Also ist er reich?" fragte May, an ihr bescheidenes Gehalt denkend.

„Gewiß," fuhr Sir Henry fort. „Außerdem hielt es ein Onkel, der vor ein paar Jahren starb und wußte, daß der sich jetzt auf der Schule befindliche Junge versorgt ist, für angemessen, der ältesten Tochter Blanche ein Vermögen zu vermachen, von dem sie ein Jahreseinkommen von tausend Pfund bezieht."

„Um so besser für sie," murmelte May.

„Und um so schlimmer für ihre Verwandten," sagte Sir Henry. „Sie ist vor kurzem einundzwanzig Jahre alt geworden und hat sich mit einem Manne verlobt, der alt genug ist, daß er ihr Vater sein könnte, und der obendrein ein Lump ist. Das ist das Ergebnis des ersten Naschens eines zu groß gewordenen Schulmädchens an der Freiheit. Die Rennwoche in Ascot und eine unbesonnene Cousine haben die Sache zum Klappen gebracht. Jedenfalls schwört sie, daß sie ihn

heiraten wolle, und wenn die Eltern ihre Einwilligung versagen, so will sie mit ihm durchgehen — und deshalb hat man Sie angestellt."

„Um den ältlichen Lump zu heiraten?"

„Um Blanche auf jede Weise daran zu verhindern. Sprechen Sie mit ihr, öffnen Sie ihr die Augen, suchen Sie ihr Vertrauen zu gewinnen — es wäre schon viel erreicht, wenn Sie ihr Vertrauen gewönnen. Ihr Vater hat ihr verboten, Briefe mit ihm zu wechseln, aber wahrscheinlich tut sie es doch. Ebenso ist ihr verboten, mit ihm zusammenzukommen, aber wie ich höre, hat er sein Hauptquartier in Thorpeleigh, drei Meilen von hier, aufgeschlagen."

„Gut," sagte May, wobei sich ihre Nüstern aufblähten, „fahren Sie fort. Sie können es ruhig aussprechen: ich soll mich zu einer Art von Spion hergeben, der dieses Mädchen beobachtet, oder ich kann mein Bündel schnüren. Das meinen Sie doch?"

„Mr. Chedworth hätte es Ihnen sagen sollen, ehe Sie kamen. Daß Sie dazu nicht im stande sind, weiß ich sehr wohl. Für uns liegt die Sache anders."

„Warum denn für Sie?"

„Bis jetzt habe ich noch nicht viel getan, was der Familie Ehre gemacht hätte, und ich werde für einen Mann gehalten, der die Wege der Welt kennt; deshalb haben sie die Jagd als Vorwand benutzt. Dick Chedworth wird ein wenig zu steif, um sich viel zu bewegen, und so muß er jemand haben, der für ihn nach dem Rechten sieht. Seit vielen Jahren ist dies das erste Mal, daß ich hierher eingeladen worden bin."

Daß Mr. Chedworth in erster Linie selbst dazu berufen sei, die Heiratsangelegenheiten seiner Familie zu ordnen, ebenso, daß eine Erzieherin erwarten könne, außergewöhnliche geheime Dienstleistungen bei Bemessung ihres Gehaltes berücksichtigt zu sehen, wenn sie sich überhaupt dazu herbeiließ, sich mit solchen zu befassen, stand für May unerschütterlich fest, und wenn Sir Henry sich so leicht bereit finden ließ, sich von seinen Verwandten gebrauchen zu lassen, so war das seine Sache. An Miß Blanche Chedworths Verlobung schien er übrigens mehr Anteil zu nehmen als an den meisten andern Dingen, denn er sah besorgt und angegriffen aus.

„Natürlich werden Sie sich nicht darauf einlassen," sagte er endlich. „Der alte Chedworth ist früher einmal sehr gütig gegen mich gewesen, so daß ich mich verpflichtet fühle, alles zu tun, was in meinen Kräften liegt, obgleich in Wirklichkeit niemand etwas ausrichten kann."

„Sagten Sie nicht vorhin, sie sei mündig?" fragte May.

„Ja, sie ist mündig und hat vollkommen freie Verfügung über ihr Geld," erwiderte er. „Dick Chedworth wollte nicht einsehen, daß eine Tochter ihrem Vater trotzen könne, ohne daß der Himmel einfalle, bis sie ihm wirklich trotzte und der Himmel ruhig an seiner Stelle blieb. Ihre Schwester Dorothy trotzt, nebenbei gesagt, nicht, weil sie kein Geld hat. Man könnte ihr indessen auch nicht viel anhaben, wenn sie es täte, und so hilft sie ihrer Schwester, soviel sie kann."

„Ich bin als Erzieherin hierhergekommen," begann May, „und nicht, um ein Mädchen, das ich nie im Leben gesehen habe, daran zu hindern, den Mann zu heiraten, den sie haben will — wenn mir auch nicht ein Pfifferling an ihren Absichten gelegen ist."

„Ich verstehe Sie vollkommen," entgegnete Sir Henry. „Nebenbei bemerkt, hat die letzte Erzieherin die Geschichte begünstigt; vermutlich weil der alte Schuft sie bestochen hatte. Jedenfalls wurde sie von Chedworths fortgejagt."

„Ich werde mich nicht bestechen lassen," antwortete May, „und wenn es zum Fortjagen kommt, so jage ich mich lieber selbst fort."

„Wollen Sie nicht für kurze Zeit bleiben, wenn ich Sie darum bitte?" fragte er.

„Das weiß ich noch nicht," versetzte May.

„Jetzt werden sie unten bald zu Bett gehen," sagte er, nach der Uhr sehend. „Meine Abwesenheit wird wohl durch Briefschreiben auf meinem Zimmer entschuldigt werden. Ich schreibe zwar nie Briefe, was auch jedermann bekannt ist. Gute Nacht."

An der Tür, die er schon geöffnet hatte, wandte er sich noch einmal um.

„Miß Daryll," sagte er, „ich habe mit Ihnen über meiner Verwandten Angelegenheiten gesprochen, und nicht über die Ihren, aber ich empfinde die innigste Teilnahme für Sie."

„Besten Dank, Sir Henry Waterville."

„Sie sind gewiß auch davon überzeugt. Ich habe kaum Zeit gehabt, mir die Sachlage und deren Folgen

für Sie richtig klar zu machen, aber ich bedaure Sie in der Tat von Herzen."

„Das klang," sagte May bei sich, als sich die Tür geschlossen hatte, „als ob es von Herzen käme. Auch wegen seiner Cousine scheint er sich ernste Sorgen zu machen."

Damit trat sie ans Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus.

Neuntes Kapitel.

Die Fenster der Schulstube von Chedworth gingen auf einen Teil des Gartens, der anscheinend der Zucht von mageren Lorbeerbüschchen und der Ablagerung solcher Abfälle gewidmet war, die der Gärtner von Zeit zu Zeit weiter karrte, wenn ihn die Laune dazu anwandelte. May hatte unter sich die Dienstboten in der Küche oder der Gesindestube sprechen hören und vernahm sie noch immer, wie sie mit vielem Geräusch zu Bett gingen. Daraus war zu schließen, daß nur die Fenster der Dienstbotenkammern und die des Schulzimmers dorthin gingen, weshalb die Unordnung nichts zu sagen hatte. Bei Nacht versilberte zudem der Mond die Wipfel der Lorbeerbüsche und die Haufen welker Blätter, und dunkle Schatten verbargen alles Häßliche. Als May hinaussah, war die Luft frisch und kühl, obgleich sie vielleicht noch frischer gewesen wäre, wenn der Stallhof nicht so nahe gelegen hätte. Jenseits der Lorbeerbüsche sah man einen weißen Pfad schimmern, der, soweit man ihn mit den Blicken verfolgen konnte, nach einem Tore und dann vermutlich weiter ins Gehölz führte. Mondschein und Schatten sahen sehr friedlich aus, und May hatte Verlangen danach. Mit den Schatten ganz allein zu sein, war vielleicht nicht besonders angenehm, denn es

gibt eine Einsamkeit, die man nur zu zweien richtig genießen kann, allein mit einem Menschen darin umherzuschlendern, dessen Gedanken mit den verwickelten Angelegenheiten einer andern beschäftigt sind, versprach auch keinen besondern Genuß. Da war es noch besser, allein zu gehen und fern von dem dumpfigen, ungemütlichen Schulzimmer alles mit Ruhe zu überlegen. Sie konnte leicht die Hintertreppe hinunterschlüpfen und die Tür suchen, die sie sehen konnte, wenn sie sich aus dem Fenster bog.

Allein sie gab ihren Plan auf, als sie deutlich ein Rascheln in den Gebüschen hörte.

Jetzt sauste etwas durch die Luft und schlug dicht neben ihrem Kopfe gegen die Mauer, so daß sie ihn schleunigst zurückzog, während das Rascheln noch immer hörbar blieb. Gleich darauf kam ein kleines Päckchen durchs offene Fenster geflogen und fiel hinter ihr zu Boden. Als sie wieder hinaussah, löste sich ein kleiner Schatten von den übrigen schwarzen Massen und stieß einen leisen Pfiff aus.

„Ich habe keine Antwort zurückzuschicken und kann auch nicht pfeifen,“ sagte May in trockenem Tone halb zu sich selbst. Aber sei es nun, daß ihre Stimme in der stillen Nacht weit genug gedrungen war, oder war der Grund, daß ein Hund im Stallhofe zu bellen anfing: jedenfalls flatterte der Schatten eilig von dannen, als sie das Fenster schloß, und da er beim Hinaustreten auf den Kies körperlicher wurde, sah sie, wie er auf zwei handfesten Beinen über den Pfad trottete und über einen eingesunkenen Zaun ins Freie sprang. Dann

verlor sie ihn allmählich aus den Augen, nachdem er die Richtung genommen hatte, aus der sie jetzt eine Turmuhr Elf schlagen hörte.

„Der Abgesandte des ältlichen Liebhabers muß sich im Werfen üben, sonst wird er gelegentlich ein Fenster zerbrechen,“ sagte May für sich, indem sie sich umwandte, um sich das Päckchen anzusehen, obgleich sie im voraus wußte, wie es beschaffen sein würde: ein schmutziger, mit einem Steine beschwerter Umschlag ohne Aufschrift.

„Das sieht einem ältlichen Liebhaber und einem Schulmädchen so recht ähnlich,“ fügte sie hinzu, als sie sich hinsetzte, das Päckchen auf ihren Schoß legte und es betrachtete. „Ich muß vorsichtig sein, sonst werde ich fortgejagt werden wie meine Vorgängerin.“

Was sie mit dem Briefe anfangen sollte, war nicht ganz leicht zu entscheiden. Für eine gewissenhafte Erzieherin der Jugend war es offenbar das Richtige, ihn den Eltern auszuliefern, allein das Gewissen bringt einen manchmal in Ungelegenheiten, wenn es nicht gehörig im Zügel gehalten wird. May Daryll war erst seit vier Stunden Erzieherin und hatte eine Vertrauensstellung, die außerhalb des Bereichs der gewöhnlichen Pflichten einer solchen lag, noch nicht endgültig angenommen. Wenn sie auch nicht geradezu abergläubisch war, so konnte sie doch eine unbestimmte Vorstellung von einer vergeltenden Nemesis nicht loswerden, und so gleichgültig ihr auch Miß Chedworths schattenhafte Neigungen waren, so mußte sie doch an das Sprichwort denken: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Eltern, denen sie

ungehorsam sein könnte, hatte sie nicht, und sie hatte immer eher eine gewisse Teilnahme für die empfunden, die welche hatten, als daß sie ihre eigene Vereinsamung bedauert hätte. Natürlich hätte sie ja den Brief sehr leicht vernichten können, aber der Bote würde gewiß seinerzeit erklären, er habe ihn richtig abgeliefert. Ebenso leicht war es, sich in Hinsicht auf die Bestimmung eines Briefes ohne Aufschrift unwissend zu stellen, ihn zu öffnen und ihr ferneres Verhalten von seinem Inhalt abhängig zu machen. Gerade die Geheimnisse im Briefwechsel unsrer Nachbarn würden wahrscheinlich die meisten von uns sehr interessieren, wenn es nicht ein Ehrengesetz gäbe, das von einer im Hintergrunde stehenden vergeltenden Nemesis unterstützt wird, allein die Angelegenheit hatte für Miß Daryll zu geringes Interesse, als daß sie sich zu selbständigen Forschungen hätte veranlaßt sehen können. Ihre Lippen kräuselten sich, als der Gedanke, den Brief zu öffnen, ihr durchs Hirn schoß, und sie warf ihn auf den neben ihr stehenden Tisch. Was konnte ihr schließlich daran liegen, wenn ein ältlicher Lump Briefe an ein zu groß gewordenes Schulmädchen schrieb, das sie nie gesehen hatte? Das Schulmädchen war einundzwanzig Jahre alt, nur ein paar Jahre jünger als sie, und es gab viele andre Dinge, die May näher berührten, als der Briefwechsel einer Fremden.

Alle Fragen, die diesen Brief insbesondere betrafen, sollten jedoch ohne ihr Zutun gelöst werden. Nicht einmal bis zum nächsten Morgen, wo sie sein Schicksal im Lichte eines neuen Tages ruhiger hätte entscheiden

können, wurde ihr Frist gegönnt. Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihre Gedanken. Das war ja nur eine Kleinigkeit, aber sie machte ihr klar, daß, wenn die Schulstube ihr Wohnzimmer war, dieses mit andern Augen angesehen wurde als die übrigen Wohnzimmer des Hauses. Als ob das Klopfen nur eine Form gewesen wäre, traten, ehe sie Zeit hatte, Herein zu rufen, zwei junge Mädchen im Gesellschaftsanzuge ein und stellten sich vor, oder vielmehr eine von ihnen, ein rosiges, etwas verlegenes Ding mit braunen Augen, redete May an, indem sie ihr die Hand reichte.

„Guten Abend, Miß Daryll. Haben Sie alles, was Sie bedürfen? Blanche fürchtete, es könne etwas fehlen."

May sah sich trostlos in dem ungemütlichen Zimmer um.

„Danke, ich wüßte nichts," antwortete sie, setzte sich sodann wieder hin und blickte Blanche an, deren Antlitz sicher keine Sorge über die Bedürfnisse der Erzieherin ihrer jüngern Schwestern verriet.

May Daryll brauchte nicht lange, um zu dem Schlusse zu gelangen, daß Sir Henry Waterville mit der Bezeichnung der älteren Miß Chedworth als Schulmädchen trotz des Zusatzes „eines zu groß gewordenen" diese erheblich unterschätzt hatte, und ihre späteren Erfahrungen bestätigten diesen ersten Eindruck.

Blanche Chedworth hatte bereits die Vorteile einer kostspieligen Ausbildung in streng geleiteten Anstalten Englands sowohl als des Auslands genossen. Ihr Vater hatte nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß



Ruhe im Hause herrschte und daß die Last der Erziehung auf andre Schultern abgewälzt wurde, und wenn seiner Tochter Kenntnis der Welt und ihrer Wege mehr theoretisch als praktisch war, so hatte sie doch das Äußere einer gut entwickelten und mäßig gescheiten jungen Dame, die um einige Jahre älter aussah, als sie wirklich war, und volle rote Lippen und ein Paar dunkler, unruhiger Augen hatte. Ihre Lippen lächelten nicht, sondern sie teilten sich nur, als ob sie wüßten, daß sie weiße und regelmäßige Zähne verdeckten, und die Unruhe ihrer Augen ging anscheinend nicht aus Blödigkeit oder dem Wunsche, sich der Beobachtung zu entziehen, hervor, sondern sie machten den Eindruck, als ob sie umherwanderten und andre Augen suchten, in die sie schauen könnten. Vielleicht war es der deutlich wahrnehmbare Schatten unter den Augen, der Blanche älter machte, als sie war.

Daß ihre ältere Tochter Mr. und Mrs. Chedworth Sorgen gemacht haben würde, selbst wenn sie nicht finanziell unabhängig von ihnen gewesen wäre, konnte May wohl begreifen. Wenn Blanche ihre Lippen schloß, trat ihr Kinn vor, und dann sah sie aus, als ob sie nur noch die Ohren zurückzulegen brauche, um einen gewissen Ausdruck vollkommen zu machen.

Nach der ersten Begrüßung trat eine verlegene Pause ein, während deren sich Miß Dorothy Chedworth auf eine Bank setzte und mit den Zehen auf dem Fußboden trommelte. Die ruhelosen Augen ihrer Schwester wanderten mit so unverhohlener Geringschätzung über Mays schwarzes Kleid, als ob diese nur ein neugepol-

sterter Stuhl sei, dann fielen sie auf den Brief, der auf dem Tische lag, und nun erst erschien Leben darin.

„Für mich?“ sagte sie kurz, trat vor und nahm ihn an sich. Mit gemachter Gleichgültigkeit griff sie so rasch zu, daß es unmöglich gewesen wäre, sie daran zu hindern.

„Wirklich?“ sagte May eisig.

„Wenn noch weitere Briefe auf demselben Wege kommen, Miß Daryll,“ fuhr Blanche etwas errötend fort, „so ersuche ich Sie, sie mir aufzuheben.“

„Und ich ersuche Sie, sich keine mehr auf diesem Wege schicken zu lassen,“ entgegnete May.

Miß Chedworth musterte May rasch von Kopf zu Füßen. Sie selbst trug ein Kleid, das ursprünglich zum Gesellschaftsanzug für die Rennwoche von Ascot bestimmt gewesen war — der Woche, die sie bei Lady Bilbury zugebracht hatte — und ihr Haar hatte ihrer Jungfer vor dem Diner eine halbe Stunde mühsamer Arbeit gemacht. Beschämt sah May auf ihr eigenes Kleid hinab, und dabei fühlte sie ein Kribbeln, das ihr bis in die Fingerspitzen drang.

„Will mir's überlegen,“ näselte Miß Chedworth; „jedenfalls werde ich tun, was mir gefällt.“

Jetzt war Miß Daryll an der Reihe, zu erröten. Ihre Bekannten hatten ihr Unabhängigkeit des Denkens und der Ausdrucksweise zugeschrieben, aber es gibt Dinge, die zu geben angenehmer ist, als zu empfangen. Blanche Chedworth betrachtete sie immer noch in einer Weise, wie betrachtet zu werden sie nicht gewöhnt war,

während Blanches jüngere Schwester sie beide ängstlich ansah.

„Gewiß, Sie werden genau tun, was Ihnen gefällt," erwiderte May, indem sie mit großer Würde ein Buch aufnahm, einer Würde, die, wie sie deutlich fühlte, nur äußerlich war. Es war ein Werk über Arithmetik, und sie hielt es verkehrt in der Hand.

„Das ist meine Absicht," antwortete Miß Chedworth, „und Sie können dasselbe tun, aber ich hielt es für angezeigt, gleich von vornherein zu einer Verständigung mit Ihnen zu kommen."

May fuhr fort, sich den Anschein zu geben, als ob sie umgekehrte Dezimalbrüche studiere, und fühlte, wie sie scharlachrot wurde.

„Selbstverständlich weiß ich, daß Sie nur hier sind, um mich auszuspionieren," begann Miß Chedworth wieder.

„Davon weiß i ch nichts," entgegnete May, über den Rand ihres Buches hinwegsehend, allein Miß Chedworth unterbrach sie.

„O ja, Sie wissen das sehr wohl, und wenn Sie es nicht vorher gewußt haben, so hat Sir Henry Waterville es Ihnen gesagt."

„Entschuldigen Sie . . ." versuchte May einzuwenden.

„Entweder im Gewehrzimmer oder hier," stieß Miß Chedworth hervor. Da beugte sich Dorothy vor und legte ihrer Schwester eine Hand auf den Arm, aber das schien diese nur noch mehr zu reizen.

„Als Ihr Name bei Tische genannt wurde," sprach sie weiter, indem sie die Hand abschüttelte, „sagte er

nichts davon, daß er Sie schon gesprochen oder früher gekannt habe."

Die letzten Worte waren ein Schuß aufs Geratewohl, aber er brachte alle Geschütze zum Schweigen, die May etwa noch in ihrer Batterie hatte.

„Wahrscheinlich wünschten Sie nicht, daß es bekannt werde," rief Blanche, ihren letzten Schuß abfeuernd. „Vielleicht hätten Sie es lieber geheim gehalten; das können Sie halten, wie Sie wollen." Dabei segelte sie aus dem Zimmer, ihre Schwester mitnehmend.

May Daryll grub die Nägel in die Fläche ihrer wohlgeformten kleinen Hände, wobei ihr Ausdruck nicht viel angenehmer war als der ihrer Angreiferin.

„O!" rief sie, nach Luft schnappend, „was für eine ...!" Sie brach ab, da sie kein Wort fand, das ihre Gefühle mit hinreichender Kraft ausgedrückt hätte. „Wenn ich nur mein Geld hätte!" fügte sie traurig hinzu, als sie sich erhob, um sich in ihr Schlafzimmer zu begeben.

Hätte sie in Miß Chedworths Schuhen gesteckt, so würde sie, wie sie wohl fühlte, nicht gerade duldsam gegen die Einmischung Dritter gewesen sein, aber dieses Bewußtsein stimmte sie nicht nachsichtiger gegen ihre Angreiferin. So ging sie zu Bett und dachte an Blanche Chedworths unverschämte Augen, bis sie anfing, sich statt dessen mit Sir Henry Waterville zu beschäftigen und zu überlegen, weshalb ihm wohl so viel daran liege, ob diese mehr oder weniger entfernte Cousine einen ältlichen Lumpen heiratete und

warum er während der Besprechung mit ihr ihr halb und halb zum Aufgeben der Stelle geraten und sie dann doch zum Bleiben aufgefordert habe. Schließlich hatte er sie jedenfalls ganz unzweideutig gebeten, zu bleiben, und das hatte er schwerlich nur darum getan, weil er sie etwa für seine Ziele nötig hatte; vielmehr würde er gewiß sein möglichstes getan haben, sie los zu werden, falls — falls Blanche Chedworths Augen einen weniger unverschämten Ausdruck zeigten, wenn er hineinsah. Hatte er am Ende mehr aus besondern als aus allgemeinen Gründen etwas dagegen, daß Blanches Vermögen von dem ältlichen Lumpen aufgesogen werde? Die Entscheidung der Frage, ob sie wieder gehen oder bleiben solle, hatte May auf den nächsten Tag verschoben, als sie endlich einschlief.

— — — — — — — — — — — —

Inzwischen hatten Blanche und Dorothy ihre Jungfer zu Bett geschickt, bürsteten sich in Dorothys Schlafzimmer sorgfältig die Haare aus und besprachen die Sachlage.

„Sie sieht eigentlich gar nicht schlimm aus," meinte Dorothy, vorsichtig sondierend.

„Sie wird schon kirre werden," antwortete Blanche, die sich mehr für die Frage zu interessieren schien, ob ihr Haar beim Bürsten ausgehe, als für Mays mögliche gute Eigenschaften.

„Du warst furchtbar ungezogen gegen sie," fuhr ihre Schwester fort. „Wenn sie nun hinginge und dem Vater alles sagte?"

„Das wird sie wohl bleiben lassen," entgegnete

Blanche zuversichtlich, „und wenn sie es täte, so mache ich mir auch nichts daraus."

„Aber ich," erwiderte ihre Schwester. „Ich war doch dabei, weißt du."

„Meine gute Dolly," murmelte Blanche und schüttelte seufzend den Kopf. Dorothy machte ihrer Erziehung niemals volle Ehre. Die Schwestern waren stets unzertrennlich gewesen, und Blanche hatte Dorothy früher zu allen möglichen Streichen verführt, aber obgleich sie es ihr meist überlassen hatte, zu sehen, wie sie sich selbst am besten aus der Klemme ziehe, hatte sie ihr nie beibringen können, das mit der nötigen Entschlossenheit zu tun und die Folgen ihrer Handlungen mit gleichgültigem Trotze hinzunehmen.

Daraus folgte, daß Dorothy weder im Kampfe noch in der Liebe eine solche Stütze und Hilfe war, wie sie es hätte sein können. Bei dem Angriff auf May war sie zwar anwesend gewesen, hatte aber nichts getan, die Wut des Ansturms zu erhöhen, vielmehr hatte sie, außer daß sie tatsächlich versucht hatte, Blanche durch Auflegen der Hand zur Mäßigung zu ermahnen, einmal mißbilligend gehustet, was sie jetzt für Zufall erklärte.

„Meine gute Dolly," wiederholte Blanche, „ich bin einundzwanzig und du bist neunzehn, obgleich man dir das nicht ansieht."

Dorothy war kleiner als ihre Schwester, und hatte einen freundlicheren Ausdruck. Ihr Mund war weder in den Ecken herabgezogen, noch trat ihr Kinn vor, wenn ihre Wünsche durchkreuzt wurden.

„Ich kann nicht so dickköpfig sein wie du, Blanche," sagte sie traurig.

„Fest," meinte Blanche.

„Eigensinnig," verbesserte Dorothy und ging damit in ihrem Urteil so weit, als eine anbetende jüngere Schwester zu gehen wagen durfte. Mit Worten war sie immer mutiger als mit Taten, und Blanche war nicht im geringsten beleidigt.

„Das eine ist so gut wie das andre," sagte sie gleichgültig. „Wenn man erwachsen ist und hat eigenes Vermögen, was können einem dann die Eltern anhaben? Einsperren und durchprügeln können sie einen doch nicht, und wenn sie einen aus dem Hause werfen, so macht man sich nichts daraus, und das läßt man sie fühlen. Man kann ihnen das Leben wirklich sehr verbittern, und das ist furchtbar nett."

Dorothy schien die Möglichkeit, ihren Eltern das Leben zu verbittern, nicht besonders nett zu finden. Sie wand sich hin und her und ließ die Bürste fallen.

„Sie können es auch sehr unangenehm für dich machen," sagte sie endlich, „wie sie es, seit du so bist, wenigstens für mich gemacht haben."

„Mich hat das sehr kalt gelassen," antwortete Blanche.

„Mich nicht," entgegnete Dorothy. „Sie glauben, ich hielte dir die Stange, denn sie wissen nicht, was für Mühe ich mir gebe, dich zu beeinflussen."

„Du willst mich beeinflussen? Das stelle sich nur mal jemand vor! Du bringst ja nicht einmal Rex dazu, sich hinzulegen, falls er nicht will. Wenn er

es sich in den Kopf setzte, auf deinem blauseidenen Kleide da drüben zu schlafen, so würde er darauf schnarchen, bis es ihm gefiele, wieder aufzuwachen."

Rex war ein brauner Hund von unzuverlässiger Gemütsart und ebenso zweifelhafter Abstammung. Dorothy bezeichnete ihn als irischen Wachtelhund, aber seinen rassegerechten, peitschenartigen Schwanz sollte er mehr der Schere seiner Herrin als seinen Vorfahren verdanken. Seine natürliche Liebenswürdigkeit war weder in physischer, noch moralischer Hinsicht groß genug, ihn zu einem gern im Hause gesehenen Liebling zu machen; wenn es ihm aber paßte, so wohnte er in Dorothys Schlafzimmer.

„Rex läßt sich sehr leicht leiten," entgegnete diese entrüstet.

„Ich auch," erwiderte ihre Schwester, „aber ich ziehe es vor, das Leiten selbst zu besorgen."

„Ich habe kein Vermögen, wie du," antwortete Dorothy, indem sie seufzend den Kopf schüttelte.

„Das braucht dich nicht zu kümmern," versetzte Blanche. „Verhungern können sie dich nicht lassen, und kleiden müssen sie dich auch. Sperren sie dich ein, so wird es nicht langweiliger für dich werden, als es für uns immer hier gewesen ist."

„Aber ich langweile mich gar nicht," sagte Dorothy, indem sie Rex, der auf ihrer Bettdecke lag, am Ohre zupfte, eine Aufmerksamkeit, die er mit einem leisen Knurren anerkannte.

„Du ärgerst mich," antwortete Blanche. „Ich wollte gerade sagen, daß du immer zu uns kommen und bei

uns leben kannst, vorausgesetzt, daß du nicht drei oder vier Hunde und ein halbes Dutzend zahmer Iltisse mitbringst.“

„Vielleicht wäre Mr. Wilson damit nicht einverstanden,“ meinte Dolly.

„Mr. Wilson,“ entgegnete Blanche verächtlich, „wird mit allem einverstanden sein, was Mrs. Wilson wünscht. Er sagt, er habe mich sehr lieb, weißt du.“

„Blanche,“ erwiderte Dorothy, etwas erschrocken über ihren eigenen Mut, „hast du ihn auch sehr gern?“

Blanche lachte über ihre Feierlichkeit.

„Natürlich hältst du ihn für sehr nett,“ fuhr Dorothy fort.

„Er ist ein klein wenig unterhaltender als die alten Herren, die wir hier sehen,“ versetzte Blanche, „und ich werde tun können, was mir gefällt. Warum haben die Eltern versucht, mich zu hindern, wenn sie nicht wollten, daß ich die Sache zum Klappen bringen sollte?“

Diese Antwort machte Dorothy nachdenklich. Ihr schien in dieser Auffassung eine Ungerechtigkeit gegen ihre Eltern zu liegen, und außerdem war in der Art, wie Blanche über ihren Verlobten sprach, ein Mangel an Romantik, der Dorothy abhielt, die Teilnahme ihrer Schwester mit der Wärme zu widmen, wie sie es gern getan hätte. Die Unterstützung, die sie ihr zu teil werden ließ, entsprang mehr der Macht der Gewohnheit und dem Zwange.

„Ich werde eine reizende junge Witwe sein, nicht wahr, Dolly?“ fragte Blanche, indem sie ihr Spiegelbild mit blitzenden Augen ansah, aber Dolly seufzte wieder.

„Hier vom Hause aus werden sie dich nicht heiraten lassen, und ihn werden sie auch nicht hierher einladen, nicht einmal zur Hochzeit," sagte sie nach einer kleinen Pause.

„Daran liegt mir gar nichts," versetzte Blanche. „Hochzeiten sind mir widerwärtig und Weiß steht mir schlecht."

„So wirst du wohl mit ihm davonlaufen?" fragte ihre Schwester.

„Viel Laufen wird dabei nicht erforderlich sein," sagte Blanche verächtlich. „Der Zug geht schnell genug für mich. Die Eltern tun aber auch alles, um mich zu ärgern. Wenn man mitansehen muß, wie die Briefe, die man erhält, in einer Weise betrachtet werden, als ob sie geöffnet werden sollten, so ist das schon schlimm genug; wenn sie aber nun auch Sir Henry Waterville und die Erzieherin mobil machen, so wird die Geschichte ein bißchen zu toll."

„Ich möchte wohl wissen, ob er sie schon früher gekannt hat?" sagte Dorothy nachdenklich.

„Ich habe dir ja doch gesagt, daß eines von den Mädchen sie hat zusammen sprechen sehen, nachdem sie kaum fünf Minuten hier war," antwortete Blanche. „Wie kann er sich unterstehen, Erzieherinnen zu kennen?"

„O, ich denke mir, daß er alle möglichen Sorten von Mädchen kennt," meinte Dorothy.

„Das wird wohl stimmen," entgegnete Blanche, „aber er ist nicht der Mann dazu, sie hierherzubringen, damit sie sich in meine Angelegenheiten mischen — Sir Henry Waterville am allerwenigsten!"

„Sicherlich ist es nicht seine Sache," gab Dorothy zu.

„Seine Sache ist es, ein Mädchen mit Vermögen für sich zu suchen. Das könnte ich ihm vergeben, aber nicht die Art, wie er es tut."

„Meinst du, das sei wirklich seine Absicht?"

„Ich weiß es nicht, und es liegt mir auch nichts daran."

„Aber würdest du ihn nehmen?"

„Ob ich ihn nehmen würde oder nicht, wollen wir nicht erörtern."

„Vielleicht tut er es aber nur, weil er es für seine Pflicht hält," sagte Dorothy.

Sir Henry Waterville hatte manche Eigenschaften, die Dorothy für ihn einnahmen: er hatte eine Art mit Tieren umzugehen, die Gehorsam heischte, und umfassende Kenntnisse über ihr Wesen, ihre Schwächen und ihre Leiden; auch war er der einzige Mann unter fünfzig Jahren, der, seit sie erwachsen war, eine Einladung nach Chedworth erhalten hatte, Gründe genug, daß sie wünschte, ihn als Freund zu behandeln und ihn als Freund von Blanche behandelt zu sehen. Aber Blanche verzog nur höhnisch die Lippen und zuckte die Achseln.

„‚Weil er es für seine Pflicht hält!‘ Wenn ein Mann, der sein eigenes Leben verpfuscht hat, sich einbildet, er müsse einen lehren, wie man das seine einrichten solle, so fühlt man sich nicht sehr geneigt, seinen Rat zu befolgen."

„Hat Mr. Wilson dir das gesagt?" antwortete Dorothy mit einem fragenden Blick.

Blanche nickte.

„Er könne mir noch viel mehr mitteilen, sagte er, aber er wolle nicht. Er ist nicht so boshaft, wie Henry.“

„Ich weiß wirklich nicht, wessen Rat du folgen solltest,“ entgegnete Dorothy. „Vaters Rat, ein wenig zu warten, wirst du wohl nicht annehmen?“

„Keines Menschen Rat werde ich annehmen,“ erwiderte Blanche. „Ich will tun, was mir gefällt.“

Nachdem sie diesen Entschluß verkündigt hatte, verließ sie ihre Schwester, die sich anschickte, so viel von ihrem Bette einzunehmen, als ihr Rex, der sich in der Mitte niedergelassen hatte, einzuräumen geruhte.

Zehntes Kapitel.

Als May am nächsten Morgen mit dem unklaren Gefühl, daß sie den Morgentee versäumt habe, ins Schulzimmer trat, sah sie, daß sich ihre Schülerinnen schon vor ihr dort eingefunden hatten, und sie fragte sich, wie viel früher sie wohl hätte kommen sollen.

„Miß Habbergon hielt immer dreiviertel Stunden — volle dreiviertel Stunden — Bibelvorlesung,“ bemerkte das ältere der beiden krausköpfigen Mädchen.

„O!“ erwiderte May.

„Vielleicht billigen Sie so lange Bibelvorlesungen nicht, Miß Daryll?“ fragte das andre kleine Mädchen.

Allem Anscheine nach war Miß Habbergon die Dame, die fortgejagt worden war, weil sie sich auf Blanches Seite gestellt hatte, die Dame, die sich gezwungen zurückgezogen, nachdem sie den unregelmäßigen Briefwechsel begünstigt hatte, hinter den May am Abend vorher gekommen war. Miß Daryll hegte die Hoffnung, daß die Schande, die Miß Habbergon widerfahren war, ihr dermaßen auf der Seele brennen werde, daß selbst Bibelvorlesungen sie nicht zu trösten vermöchten.

„Könntet ihr mich nicht hinausführen und mir den Garten zeigen, bis das Frühstück kommt?“ schlug May

vor. „Wir wollen mit dem Unterricht nachher anfangen."

„Dann kommen Sie mit," antwortete die ältere Schülerin. „Das tun wir sehr gern. — Das ist unser Vetter, Sir Henry Waterville, der dort auf dem Rasen spaziert und raucht. Er ist hier zu Besuch. Glauben Sie, daß er nasse Füße bekommen wird?"

Während sie die Treppe hinabstieg, überlegte May, ob wohl die Länge der Bibelvorlesungen Miß Habbergons Amtsdauer abgekürzt habe, und inwiefern die Bemerkungen ihrer Schülerinnen über ihre sonstigen Methoden zu ihrem Sturze beigetragen haben mochten, aber aus den ausdruckslosen Gesichtern der beiden kleinen Mädchen war nichts zu entnehmen.

Ihr Weg führte über die Hintertreppe und zu der kleinen Tür hinaus, die sie am vorigen Abend zu benutzen beabsichtigt hatte. Als sie durch das Gebüsch gingen, zeigten ihr die kleinen Mädchen ihre Gärtchen und den stark vertretenen Rasenplatz, wo sie Cricket und Lawn-Tennis spielten. Der langsam aufsteigende Dunst und der starke Tau auf dem Grase stellten einen heißen Tag in Aussicht, und May Daryll fragte sich, ob sich Miß Habbergon wohl jemals nach langen Bibelvorlesungen und anderm Unterricht bei einer Wärme von ungefähr fünfundzwanzig Grad im Schatten durch Cricket erfrischt habe. Auf dem viereckigen Stück zertretenen Rasens gab es keine Spur von Schatten.

„An die Vorderseite des Hauses dürfen wir nicht gehen," bemerkte eins der Kinder in warnendem Tone. „Ich möchte mich nicht von Papa dort erwischen lassen."

„Ich weiß nicht," fügte ihre Schwester hinzu, „ob Sie gern dorthin gehen möchten, Miß Daryll. Miß Habbergon wollte es immer."

May sagte sich, sie werde ein Beispiel, das ihre Vorgängerin aufgestellt hatte, wohl schwerlich befolgen, hoffte aber jedenfalls, daß kein Verbot Mr. Chedworths diejenigen, welche das Vorrecht hatten, sich an der Vorderseite des Hauses zu ergehen, daran verhinderte, auch die Rückseite aufzusuchen. Bestand ein solches, so wurde es jetzt von Sir Henry Waterville übertreten, dessen Schritte sie auf dem Kies hinter sich vernahm. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie sich zurückziehen solle oder nicht, aber es war schon zu spät dazu.

„Guten Morgen," sagte Sir Henry Waterville, indem er die Mütze lüftete.

„Guten Morgen, Vetter Henry," riefen die beiden kleinen Mädchen wie aus einem Munde, indem sie seinen Gruß auf sich bezogen und augenscheinlich im unklaren waren, ob sie ihre neue Erzieherin vorstellen sollten und wie das anzustellen sei.

Sir Henry sah seine kleinen Cousinen an und überlegte.

„Ich wette mit jedem von euch einen Schilling gegen nichts, daß ihr nicht über den Graben dort springen könnt, ohne auf eure Nasen zu fallen," sagte er ganz ernsthaft. „Allerdings," fügte er sich May zuwendend hinzu, „werden wir sie dadurch nicht lange los."

„Gestern abend habe ich auch die älteren Schwestern kennen gelernt," antwortete May hastig, und erstattete sodann in kurzen Worten Bericht über ihre Unterredung

mit den Misses Chedworth, wobei sie jedoch den Teil, der sich auf ihn bezog, ausließ.

Sir Henry blies einen Ring von Zigarettenrauch in die Luft und schickte nachdenklich einen zweiten hinterher, der genau durch die Mitte des ersten flog.

„Eine nette Familie, das muß ich sagen,“ sagte er bitter. „Mich belustigt die ganze Geschichte, aber von Ihnen kann man nicht erwarten, daß sie es aushalten. Sind Sie entschlossen, zu kündigen?“

„Das weiß ich noch nicht,“ entgegnete May mit zu Boden gesenkten Blicken. In seinem Tone hatte ein Schatten von Bedauern gelegen, aber sie wartete auf etwas Deutlicheres.

„Jetzt paß auf!“ riefen die beiden kleinen Mädchen vom Rande des Grabens her, wo sie ihre Kräfte zu einer großen Anstrengung sammelten. Im nächsten Augenblick wälzten sie sich auf der andern Seite im tauigen Grase.

„Ihr sollt das Geld haben, wenn ihr es zehnmal hintereinander fertig bringt,“ rief Sir Henry und wandte ihnen den Rücken. „Heute morgen wird es eine großartige Schlacht geben,“ sagte er wieder zu May gewandt. „Der alte Schuft Wilson kommt um Elf hierher.“

„Der ältliche Lump?“ fragte sie.

„Ja, der ältliche Lump. Er schreibt wie ein fremder Potentat, der ein Ultimatum stellen will. Dick Chedworth aber hat einen Gichtanfall und stöhnt dermaßen, daß er zu nichts zu gebrauchen ist. Ich werde wohl dabei sein, aber er will mich ja nichts tun lassen,

wenigstens nichts Wirksames. Er meint, es würde ihn zu teuer zu stehen kommen, und erinnert daran, daß er Friedensrichter ist und daß wir das Gesetz nicht in unsre eigenen Hände nehmen dürfen, während ich ihm klar zu machen suche, daß das Gesetz, das man in die eigenen Hände nimmt, das einzige ist, das der Mühe lohnt."

„Liegt Ihnen denn so viel an der Sache?" fragte May.

„Ich helfe gern einem Menschen, der mich darum bittet. Natürlich will diese Angelegenheit vorsichtig behandelt sein, und er ist rein darauf versessen, sie falsch aufzufassen," sagte Sir Henry. „Meine Schuld ist es nicht, wenn Dick Chedworth nicht einsehen will, daß der römische Vater nicht mehr zeitgemäß ist. Er glaubt, junge Mädchen bedürften keiner Aufheiterung und keiner Vergnügungen, auch weiß er nur zu gut, daß diese Geld kosten."

May dachte an den Takt und den Einfluß, den man ausdrücklich von ihr erwartete und schloß, daß Mr. Chedworths Verlangen danach die Frucht von Sir Henrys Vorstellungen sei; aber da sie sich bei Blanche keinen besonderen Erfolg von der Entfaltung dieser Eigenschaften versprach, machte sie keine Bemerkung.

„Ich kann es nicht mitansehen, wie ein junges Mädchen sein Leben zu Grunde richtet," sprach Sir Henry.

May dachte, ihre Zustimmung zu dieser Ansicht müßte doch einigermaßen von ihren Gefühlen für das betreffende Mädchen abhängig sein, und da in diesem

Augenblick die Kinder auf sie zugerannt kamen, antwortete sie nicht.

„Sind sie mit ihrer Springerei fertig?" fragte Sir Henry, sich nach ihnen umsehend. „Nun sind Sie an der Reihe, etwas zu erfinden, was sie uns vom Halse hält. Sagen Sie ihnen, sie sollen ins Haus gehen und trockenes Schuhzeug anziehen, ich will dann gewiß nicht mehr über Blanche sprechen."

„Ich muß jetzt auch hineingehen," antwortete May.

„Haben Sie eine Liebhaberei für Gärten, Miß Daryll?" fragte Sir Henry, indem er seinen kleinen Cousinen eine halbe Krone reichte, und zwar mit so steifer Höflichkeit, daß sie über seinen veränderten Ton fast laut gelacht hätte.

„Die frühe Morgenluft ist so gesund," antwortete sie, indem sie sich über eine Rose beugte und deren Duft einsog.

„So angreifend, daß ich sie immer durch Tabakrauch verbessern muß, und doch bekommt mir Rauchen vor dem Frühstück schlecht," erwiderte er, während er sich eine frische Zigarette anzündete. Hierauf lüftete er seine Mütze und schlenderte nach der Vorderseite des Hauses.

„Wie gefällt er Ihnen?" fragte das älteste der Mädchen, als sie hinaufgingen. „Miß Habbergon sagte immer, er sei reizend, aber er sprach nie ein Wort mit ihr."

May änderte den Gegenstand der Unterhaltung, indem sie von nassen Strümpfen sprach, und tat während des Frühstücks ihr möglichstes, festzustellen

Miß Habbergon die Kinder auf dem Pfade der Gelehrsamkeit gebracht hatte, ehe sie gezwungen worden war, ihre Führung aufzugeben. Sie war erfreut, als sie fand, daß sie mit Hilfe der Bücher, die ihr Mr. Pentreath gegeben hatte, und ihrer eigenen, wirklich ausgezeichneten Bildung, die sie ein wenig unterschätzte, sehr wohl im stande sein werde, die vor ihr liegende Aufgabe zu erfüllen. Daß ihre eigenen Erzieherinnen sie jemals beschränkt genannt hätten, entsann sie sich nicht, was sie ihr auch vorzuwerfen gehabt hatten — und sie hatten gewöhnlich kein Blatt vor den Mund genommen, wenn sie ihr ihre Fehler vorhielten, da sie niemand anders hatten, bei dem sie sich darüber beklagen konnten; denn Mr. Haggerston pflegte alles mit einem höflichen Lächeln anzuhören und die sich beklagende Dame seines Dankes und seines vollkommenen Vertrauens zu versichern.

Vor Mr. Chedworth dagegen hatten seine jüngeren Kinder wenn nicht geradezu Furcht, so doch eine heilige Scheu, obgleich er, abgesehen davon, daß er ihre Vergehungen bestrafte, kein besonderes Interesse an ihren Fortschritten nahm. Sie schienen übrigens ziemlich leicht zu behandelnde kleine Mädchen zu sein, und als May sie beobachtete, wie sie sich mit den ersten Aufgaben, die sie ihnen gestellt hatte, abmühten, fragte sie sich, ob ihre Liebenswürdigkeit wohl mit dem Älterwerden nachlassen werde, und zu welchem Zeitpunkte ihrer Entwicklung man erwarten könne, daß sich die hervorragendsten Eigenschaften ihrer ältesten Schwester zeigen würden.

Eine volle Stunde war der Unterricht glatt verlaufen, als Mr. Chedworth sagen ließ, er würde sich freuen, Miß Daryll in der Bibliothek zu sprechen. Demnach gab sie ihren Schülerinnen Aufgaben, woran sie während ihrer Abwesenheit ihren Verstand üben konnten, und folgte dem Rufe.

Nach dem ungemütlichen Schulzimmer war es eine angenehme Abwechslung, sich in einem hübsch ausgestatteten Gemache zu befinden, dessen Wände mit Büchern und Gemälden bedeckt waren. Diese waren meist Bildnisse von Mr. Chedworths Vorfahren, und soweit sich die Bücher nicht auf die Geschichte der Grafschaft bezogen oder Predigten einer verschwundenen Generation wortreicher Gottesgelehrter enthielten, waren sie angeschafft worden, um einem unbesoldeten Beamten bei Lösung der verwickelten Fragen zu helfen, die die moderne Gesetzgebung ihm vorlegt, aber sie trugen doch mit dazu bei, dem Zimmer das Gepräge der Ruhe und der Behaglichkeit aufzudrücken.

Mr. Chedworth sah allerdings nicht so aus, als ob er Ruhe und Behagen fühle. Er war ein schöner ältlicher Herr mit einem grauen Schnurrbart, kurzem, fast weißem Haar und ziemlich rotem Gesicht, das gelegentlich noch röter wurde, wenn er infolge seiner Gichtschmerzen die Zähne aufeinander preßte. Als er May die Hand reichte, sprach er sein Bedauern aus, daß Mrs. Chedworth nicht anwesend sein könne, um Mays Bekanntschaft zu machen, und daß sie genötigt gewesen sei, es ihm zu überlassen, die Einzelheiten ihrer Anstellung mit ihr zu besprechen, wobei er durchblicken ließ, seiner ältesten

Tochter Betragen sei hauptsächlich an Mrs. Chedworths Unwohlsein schuld. May verbeugte sich zustimmend und teilnahmvoll.

„Sir Henry Waterville hat Ihnen ja unsre unglückliche Lage schon auseinandergesetzt," sagte er, seine Augen auf den genannten Herrn richtend, der in einer tiefen Fensternische saß und sich mit einer Vogelflinte zu schaffen machte, wobei er gelegentlich mit einem nicht sehr liebenswürdigen Ausdruck auf irgend einen Gegenstand draußen zielte. Im Gegensatz zu Mr. Chedworth war er von einer wohltuenden Ruhe. Durch eine leichte Verbeugung quittierte er seine Erwähnung durch Mr. Chedworth. Augenscheinlich hatte er das Zusammentreffen im Garten bereits auf seine Weise berichtet und dabei Mays Wunsche gehorsam nichts von ihrer früheren Bekanntschaft erwähnt.

„Sir Henry hat sich bereits eine hohe Meinung von Ihrem Verstande und Ihrer Umsicht gebildet, Miß Daryll," fuhr Mr. Chedworth fort. „Zwar scheinen Sie jünger, als ich Sie zu finden erwartete, aber wir müssen Sie rückhaltlos an unsern Familienberatungen teilnehmen lassen. Was ist mit einer Tochter anzufangen, die ganz unverantwortlich über ihre Neigung verfügt hat und die nie der Stimme der Vernunft Gehör schenken will?"

„Die ihrem Vater nicht gehorchen will," warf Sir Henry dazwischen, als ob er hervorheben wolle, daß das nicht dasselbe sei.

„Sehr richtig," sagte Mr. Chedworth und sah May an, wie wenn er von ihr eine Antwort erwarte.

„Es wäre wohl möglich, daß die Zerstreuungen einer ihr mehr zusagenden Gesellschaft, zum Beispiel in London, sie veranlassen könnten . . .“

„Ihm den Laufpaß zu geben,“ meinte Sir Henry, als May, nach einem Worte suchend, innehielt. Sie sah ihn vorwurfsvoll an, denn sie hatte sich Mühe gegeben, sich recht würdig zu benehmen, und schmeichelte sich, daß in ihrer Stimme etwas von Mr. Chedworths salbungsvollem Tone gelegen habe. Ihr hatte sie wenigstens in dem großen, hohen Zimmer sehr hohl und unnatürlich geklungen.

„Sir Henry hat das schon vor drei Monaten in Vorschlag gebracht,“ antwortete Mr. Chedworth, „aber ich fürchte, im September würde London nicht viel Anziehendes haben.“

May hatte schon sagen hören, daß Homburg sehr unterhaltend sei und daß Schottland ein außerordentlich gesundes Klima habe, und wies jetzt darauf hin, aber etwas unsicher, denn sie wußte nicht, ob die Jahreszeit für diese Orte passe.

Mr. Chedworth schüttelte trübselig den Kopf.

„Wir können bei der gegenwärtigen Notlage der Landwirtschaft nicht alle so viel Geld ausgeben, als wir wohl möchten,“ sagte er, „und dann ist meine Anwesenheit . . .“

„Bei den schweren Pflichten,“ warf Sir Henry vom Fenster aus dazwischen, als ob er nachhelfen wolle, denn sein Vetter sprach sehr langsam.

„Sehr richtig, Henry, — bei den schweren Pflichten, die über unserm Haupte hängen, hier unerläßlich.“

Sir Henry fing an, leise zu pfeifen.

Nach ihren Erfahrungen über die Kosten, die der Haushalt in Polyton verursacht hatte, schätzte May Mr. Chedworths Ausgaben auf zwischen vier- und fünftausend Pfund, und sie hätte wohl wissen mögen, um wieviel sein Einkommen diesen Betrag überstieg. In Sir Henrys Pfeifen lag ein etwas verächtlicher Ton, und Mr. Chedworth runzelte die Stirn. Deshalb beeilte sie sich, einen Vorschlag zu machen.

„Vielleicht wenn Miß Chedworth hier mehr Herren sähe — Sie wissen ja, wie junge Mädchen sind.“

„Das ist es ja gerade, daß mein Vetter nicht weiß, wie junge Mädchen sind,“ sagte Sir Henry vom Fenster aus. „Ich könnte sehr leicht jederzeit ein paar junge Leute mitbringen, besonders zur Fasanenjagd.“

„Es gibt doch gewiß noch andre Mittel, eine Katze umzubringen, als daß man sie in Rahm ersäuft,“ meinte Mr. Chedworth.

„Jedenfalls ist das ein Mittel,“ entgegnete Sir Henry, „und Blanche ist keine Katze. Sie ist ein junges Mädchen, in der ein unbezähmbarer Satan steckt, aber sie hat vom Leben noch wenig zu sehen bekommen.“

„In meinen Tagen verlangten junge Mädchen nicht danach, das Leben kennen zu lernen,“ entgegnete Mr. Chedworth.

„In deinen Tagen wurden die durchgewichst, die ein solches Verlangen hatten,“ murmelte Sir Henry so leise, daß man es gerade noch verstehen konnte. „Ich habe auch vorgeschlagen,“ fuhr er lauter fort, „Mr. Wilson hierher einzuladen, damit Blanche ihn so genau als möglich kennen lernen möchte.“

„Da haben wir wieder die Geschichte von der Katze und dem Rahm," widersprach Chedworth.

„Wahrscheinlich würde er sich bei Tische betrinken, wenn er die erste Befangenheit überwunden hätte," erwiderte Sir Henry. „Jedenfalls möchte ich sehen, wie er seinen zukünftigen Schwiegervater Poker lehrt; er spielt nämlich sehr gut Poker, besonders mit seinen eigenen Karten."

„Ich will ihn nicht unter meinem Dache haben!" rief Chedworth streng. „Er ist soeben hier gewesen, und wenn Sie einige Augenblicke früher hierher gekommen wären, Miß Daryll, würden Sie ihn noch getroffen haben. Ich habe ihm ein für allemal das Haus verboten."

„Und er ging fort und streckte die Zunge heraus," fügte Sir Henry Waterville hinzu. „Gern hätte ich ihn in beschleunigter Gangart über den Hausflur befördert. Wenn er jung genug ist, zu heiraten, so ist er auch jung genug, eine Tracht Prügel zu vertragen."

„Daraus würde er sich wenig machen, wenn er Schmerzensgeld aus mir herauspressen könnte," sagte Mr. Chedworth. „Von den beiden würde der von Miß Daryll vorgeschlagene Ausweg am wenigsten kostspielig sein. Wir wollen ihn in Erwägung ziehen."

„Wir haben schon drei Monate lang allerhand in Erwägung gezogen," sagte Sir Henry, während er mit seiner Flinte sorgfältig nach einer an der andern Seite des Fahrweges stehenden Sonnenblume zielte. In der Höhe dieser Blüte mußte Wilsons Kopf etwa gewesen sein, als er vor kurzem vorübergegangen war, und der

Hahn schnappte boshaft, als Sir Henry losdrückte. „Wenn Sie das Vieh nur gesehen hätten!“ sagte er zu May.

„Danach trage ich gar kein Verlangen,“ entgegnete sie gleichgültig. „Meinen Sie nicht, daß es besser wäre, wenn ich meinen Unterricht wieder aufnähme?“

Wenn sie mit Sir Henry redete, fand sie es schwierig, den Ton festzuhalten, den eine würdige Dame diesem Herrn gegenüber anschlagen mußte, und sie zog daraus den Schluß, daß es besser sei, wenn sie in Mr. Chedworths Gegenwart gar nicht mit dem andern spreche, allein Mr. Chedworth saß an der entgegengesetzten Seite des Zimmers und sah zum Fenster hinaus.

„Was meinst du, Henry, wenn du nach Thorpeleigh führest und die zweite Post abholtest? Miß Daryll hat gewiß allerhand kleine Einkäufe zu machen. — Ich glaube,“ fügte er nach einer Pause erregt hinzu, „ich habe soeben die Räder von Blanches Ponywagen gehört. Die Kinder würden euch gewiß gern begleiten.“

„Die bleiben besser zu Hause,“ entgegnete Sir Henry. „Miß Daryll, der alte Wilson hat eine halbe Stunde Vorsprung nach Thorpeleigh, und Blanche fährt hinter ihm her. Wollen wir uns nicht aufmachen, sie zu verfolgen?“

„Henry, Henry,“ wandte Mr. Chedworth ein, „bitte, nimm die Sache nicht scherzhaft! Ich will zu Gott hoffen, daß sie ihn nicht aufsucht — wenigstens jetzt nicht, wo ich es ihr eben streng verboten habe.“

„Mein lieber Dick,“ entgegnete Sir Henry, „wenn

du es ihr nicht verboten hättest, würde ihr wahrscheinlich gar nichts daran liegen.“

Mr. Chedworth runzelte die Stirn.

„Sie werden es nicht wagen,“ sagte er, „es vor deinen Augen zu tun.“

„Großes Vertrauen in die Macht meiner Augen habe ich gerade nicht,“ erwiderte Sir Henry. „Bitte, beeilen Sie sich, Miß Daryll; ich werde Ihnen zeigen, wie ein gewisser Brauner aus Chedworths Stall traben kann, wenn er richtig gefahren wird.“

Elftes Kapitel.

May brauchte nicht lange, um ihren Hut aufzusetzen, den Schleier vorzubinden und ihren Schülerinnen einen neuen Vorrat von Rechenaufgaben und Übersetzungen aufzugeben, woran sie ihren kleinen Verstand bis zu der Ruhepause üben konnten, wozu sie, wie sie behaupteten, vor dem Gabelfrühstück berechtigt waren. Als ihnen klar wurde, wie wenig sie von der Gesellschaft ihrer neuen Lehrerin während des ersten Morgens ihrer Herrschaft genießen sollten, sahen sie etwas überrascht aus, allein die Tatsache, daß sie von ihrem Vater und ihrem Vetter vertraulich empfangen worden war, verringerte ihre Achtung vor ihr keineswegs. Während May hinunterging, hatte sie das Gefühl, als ob sie in ihrer neuen Lebensstellung ihr Äußeres etwas vernachlässige, denn sie hatte nicht mehr Zeit zum Ankleiden gebraucht als der Kutscher zum Anspannen des Pferdes. Mr. Chedworth lobte in würdevollen Ausdrücken ihre Raschheit, und sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß es für sie von Wichtigkeit sei, mit ihrem Brotherrn auf gutem Fuße zu stehen, wenn es überhaupt noch etwas Wichtiges für sie gab, was sie bezweifelte. Einige Augenblicke danach saß sie neben Sir Henry Waterville in

einem Dogcart, der mit einer ihr sehr zusagenden Schnelligkeit, die aber den Braunen mit seinem dichten Herbsthaar etwas angriff, über die Straße rollte.

„Dies ist noch gar nichts im Vergleiche dazu, wie er in einem Monat gehen wird," sagte Sir Henry, indem er die Schulter des Braunen leicht mit der Peitsche berührte und ihn prüfend betrachtete, aber da May nicht antwortete, blickte er auf sie herab. „Woran denken Sie so ernsthaft?" fragte er.

„Ich dachte," antwortete sie, „daß die meisten Dinge ihre zwei Seiten haben."

„Selbst der Liebeshandel meiner verwünschten Cousine. Meinten Sie das?" fragte er.

„Ich glaube nicht," erwiderte sie nickend, „daß im gewöhnlichen Verlauf der Dinge die Erzieherin zum Spazierenfahren mit Ihnen aufgefordert worden wäre."

„Im gewöhnlichen Verlauf der Dinge würde ich auch nicht eingeladen worden sein, den September hier zu verleben," antwortete er, „und wenn ich eingeladen worden wäre, würde ich nicht gekommen sein, aber ich war im Juli auf ein paar Tage hier, und Dick quälte mich, wiederzukommen."

„Sie gehen wohl nur an Orte, wo Sie sich gut unterhalten?" fragte May, einen kleinen Seufzer unterdrückend.

„Ich gehe an Orte, wo ich mich gut zu unterhalten hoffe, und das ist ganz etwas andres," entgegnete er. „Chedworth," fügte er wie um Entschuldigung bittend hinzu, „kommt Ihnen wohl nicht sehr unterhaltend vor?"

„Zuweilen fehlt es nicht ganz an erfrischender Aufregung,“ erwiderte May, deren Gedanken zu ihrer gestrigen Unterredung mit Blanche Chedworth im Schulzimmer zurückkehrten. „Sie und Mr. Chedworth scheinen es als selbstverständlich anzusehen, daß ich bleibe.“

„Ich habe ihm nicht alles, was Sie mir gesagt haben, wiedererzählt,“ versetzte er. „Doch habe ich ihm bewiesen, was für einen Schatz er an Ihnen gewonnen hat und wie gut er Sie behandeln muß, und das wird Ihre Stellung stärken, was Sie auch tun mögen. Über Blanche und den Brief habe ich nichts gesagt. Mit Blanche ist eben nichts anzufangen.“

May erwiderte nichts. Sie sah, daß sie zu dem Entschlusse, den sie zu fassen hatte, wie er auch ausfallen mochte, ohne fremde Hilfe gelangen müsse, und sie hatte keine Lust, Gedanken oder Worte an Miß Blanche Chedworth zu verschwenden.

„Ich weiß, Sie halten mich für einen Narren,“ fuhr Sir Henry Waterville fort, „daß ich mir wegen dieses Mädchens so viele Mühe mache und ihrem Vater beistehe, aber der alte Schuft hat bei mir auch noch einen Schinken im Salze.“

„Mr. Chedworth?“ fragte May, indem sie gähnend über die braunen Felder sah.

„O nein,“ antwortete er, „ich meine den alten Wilson. Vielleicht würden auch Sie, wenn Sie an meiner Stelle wären, die Sache in einem andern Lichte sehen, und wenn ich es Ihnen erzählte — aber es ist eine ziemlich lange Geschichte.“

„Dann wollen wir uns nicht damit plagen," entgegnete May.

In seinen Zügen erschien, wie sie meinte, ein Ausdruck der Enttäuschung, allein sie war entschlossen, Blanche und alles, was mit ihr zusammenhing, aus ihren Gedanken zu verbannen, worin Sir Henry Waterville allerdings nicht mit einbegriffen war. Über sich hätte er so viel sprechen können, als er wollte, so lange er jedermann sonst aus dem Spiele ließ, und wenn er das nicht begreifen konnte, ohne daß man es ihm in deutlichen Worten sagte, so war das sein eigener oder vielmehr ihrer beider Schaden.

„Mir scheint, Sie haben nicht das geringste Interesse für uns," sagte er in bedauerndem Tone. „Könnten Sie sich nicht ein wenig dazu aufraffen, wenn wir eine Wette darüber eingingen? Ich bin bereit, nach jeder Richtung hin zu wetten, so hoch Sie wollen. Nebenbei bemerkt, haben Sie mir nie die Handschuhe gegeben, die ich Ihnen im Frühjahr in Sandown abgewonnen habe. Damals sagten Sie, Sie bezahlten stets ihre Schulden, und Sie fügten, glaube ich, hinzu, Sie seien nicht wie andre Mädchen."

„Ich sagte das zu einer Zeit, wo ich noch im stande gewesen wäre, zu bezahlen — hätte ich nur zur rechten Zeit daran gedacht," antwortete May, indem ihre Gedanken zu dem sonnigen Rennplatze und all der sorglosen Helligkeit zurückkehrten, die nur so wenige Monate hinter ihr lag. Als jetzt ihre Blicke auf sie selbst und auf die staubigen Stoppelfelder fielen, schauderte sie zusammen. „Wenn ich jemals wieder Handschuhe ge-

winne, werde ich mir eine besonders derbe Sorte ausbitten und sie immer tragen."

„Auch ich bin ziemlich abgebrannt," sagte Sir Henry im Tone nüchterner Überlegung. „Ein angenehmes Gefühl ist es nicht, wenn man beim letzten Taler angekommen ist."

„Können Sie denn gar nichts tun, um Geld zu verdienen?"

Da er sich endlich entschlossen hatte, über sich selbst zu sprechen, sah sie nicht ein, weshalb sie nicht eine Andeutung wagen sollte. Sie wollte ihn merken lassen, was in ihrem Gemüte vorging, wenn er nur sagen wollte, wie es in seinem aussah. Zog er die Möglichkeit in Betracht, woran sie dachte, dann wollte sie nach dieser Richtung wenigstens in Blanches Zukunft eingreifen, indem sie die Angelegenheit von rein äußerlichem Standpunkt aus betrachtete. Ihr persönliches Interesse daran hörte auf, und wenn eine gewisse freundliche Teilnahme für Sir Henry Waterville zurückblieb, so hatte sie das Recht, ihr Ausdruck zu verleihen. Aber sie wollte des Bodens, worauf sie stand, sicher sein. Jedenfalls konnte sie seine Gedanken nicht erraten, wenn sie ihn ansah, oder wenigstens nur in beschränktem Maße. Anscheinend widmete er in diesem Augenblick seine ungeteilte Aufmerksamkeit einer Radspur, die neben ihnen im Staube sichtbar war. Daß sein Eifer, Blanche vor dem ältlichen Lump zu bewahren, nicht im Einklange mit May Daryls früheren Beobachtungen über seinen Charakter stand, war nicht zu bezweifeln.

„Dorthin sind sie gefahren," sagte Sir Henry, das

Schweigen plötzlich brechend, indem er den Kopf des Braunen in einen schmalen Weg lenkte, der, nach rechts abzweigend, sich zwischen zwei Hecken hinzog. „Bei diesen Gelegenheiten kutschiert Dorothy. Blanche hat immerhin Takt genug, keinen Bedienten mitzunehmen.“

„Das haben Sie ja auch nicht getan,“ sagte May. „Ich soll wohl das Pferd halten und vielleicht eine Prügelei mitansehen — na, für die Erzieherin ist Chedworth doch ziemlich lebhaft — und das war Ihr einziger Grund, weshalb Sie mich mitgenommen haben.“

Er sah ein wenig verletzt aus.

„Diese Straße führt zu einem Pfade über die Felder, den der alte Schuft eingeschlagen haben wird. Die Mädchen haben ihn wahrscheinlich ein Stück Wegs gefahren, und wir kommen voraussichtlich zu spät. Sollen wir weiterfahren?“

May zuckte die Achseln, und er berührte das Pferd wieder mit der Peitsche.

„Wer muß, der muß,“ erwiderte May, damit das Maß ihrer Zustimmung erschöpfend, und Sir Henry verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

„Wer muß, hat keine Wahl,“ antwortete er. „Sie drängen mir eine ganz neue Rolle auf, denn sonst bin ich gewöhnlich derjenige, welcher keine Wahl hat. — Ruhig!“ rief er dem Pferde zu. „Da sind sie, und zwar auf dem Rückwege. Gut, hier ist Platz genug zum Ausweichen.“

Als die beiden Wagen aneinander vor

nickte er seinen Cousinen zu. Eins seiner

im Graben, so daß er eine Entschuldigung hatte, wenn er nicht mehr sagte.

„Diese Straße führt nicht weiter als bis Bankers Farm," rief Dorothy Chedworth, als sie aneinander vorüber waren.

Blanche hatte mit einem Ausdruck gerade vor sich hingesehen, der May die Frage aufdrängte, ob wohl ein Maultier gleichzeitig boshaft und unverschämt aussehen könne.

„Da wollen wir gerade hin," rief Sir Henry zurück und berührte den Braunen wieder mit der Peitsche. „Außer dem Fußpfade ist auch noch ein Fahrweg vorhanden," fügte er, zu May gewandt, hinzu. „Nun wir einmal so weit sind, können wir auch noch weiter fahren und die Briefe holen."

„Die Jüngere scheint mir die weniger unleidliche von beiden zu sein," sagte May gleichgültig.

„Dorothy ist ein ganz gutes Mädchen, wenn sie allein ist," entgegnete Sir Henry, „aber Frauenzimmer sind wie Hunde: wenn zwei zusammenkommen, verführen sie sich gegenseitig zum Unfug."

Nach einigen hundert Schritten war die Straße plötzlich zu Ende. Sir Henry stieg ab und öffnete ein Tor, und dann rumpelten sie auf einem ausgefahrenen Wege, der zwischen zwei Hecken lief, weiter, kamen dicht an einem Farmhause vorbei und fanden die Fortsetzung des Weges, der sie einige hundert Schritte vor dem Dorfe Thorpeleigh wieder in die Hauptstraße führte. Ausgenommen, daß er erklärte, der Fußpfad über die Höhe sei kürzer und führe unmittelbar ins Dorf, sprach

Sir Henry sehr wenig. Einige Bemerkungen über den Zustand der Felder ließ er wohl fallen, als sie daran vorbeifuhren, aber May war nicht in der Stimmung, sich für Mr. Bankers landwirtschaftliche Tätigkeit zu interessieren.

„Ich muß häufig denken, ich hätte es wie Dick Chedworth machen und mein Gut bewirtschaften können, allein seit ich mündig geworden bin, habe ich es nie in Händen gehabt," sagte Sir Henry bedauernd.

May, die sich Mr. Chedworths breiten Rücken und sein rotes Gesicht vorstellte, fand Sir Henry mit seiner fein gebauten, geschmeidigen Gestalt und dem leicht sonnverbrannten Gesicht denn doch anziehender.

Als sie sich dem Dorfe näherten, zeigte Sir Henry seiner Begleiterin den Zauntritt, den Wilson überschreiten mußte, wenn er auf dem Fußpfade über die Farm kam.

„Da ist er ja. Ich wußte, daß wir ihm den Weg abschneiden würden," sagte er, indem er mit der Peitsche auf den Nahenden zeigte und sein Pferd in Schritt fallen ließ. „Miß Daryll, würde es Ihnen Vergnügen machen, ein zukünftiges Mitglied der Familie behandelt zu sehen, als ob es Luft wäre?"

Ein großer, hagerer Herr in dunklem Anzuge ging auf den Zauntritt zu, gerade, als sie in dessen Nähe angelangt waren.

„So alt ist er?" flüsterte May.

„Sehen Sie nur einmal, wie er sich geschminkt [illegible] sagte Sir Henry und hielt den Braunen fast [illegible] an, als der Mensch am Zauntritt war. Der Ma[illegible]

er mit derselben Art von Interesse ansah, wie man ein totes Reptil betrachtet, hielt auf der obersten Stufe des Zauntritts an und lüftete vor May den Hut, ohne Sir Henrys dreistes Anstarren zu beachten. „Sehen Sie sich mal die Zähne an," fuhr Sir Henry fort, indem er das Pferd wieder in Gang brachte. „Ich war Zeuge, wie ihm seine eigenen vor fünfzehn Jahren in den Rachen geschlagen wurden. Aber was, zum Teufel, fiel ihm denn ein, Sie so anzulächeln?"

„Es war ja Raymond Wilson," antwortete May. In ihren Augen hatte trotz aller Bemühungen ein Blick des Wiedererkennens gelegen, und sie hatte in ihrer Überraschung eine Verbeugung kaum unterdrücken können.

„Natürlich ist er es," entgegnete Sir Henry.

„Sie haben ihn immer nur Wilson genannt. Jetzt verstehe ich die Sache besser."

„Ist er ein Freund von Ihnen?"

„Er war ein Freund meines Onkels," erwiderte May, „einer von den schlimmsten, die er hatte. Jetzt stehe ich ganz auf Ihrer Seite; den dürfte sie jedenfalls nicht heiraten."

„Ich glaube nicht, daß Sie viel von ihm wissen, was nicht auch uns bekannt wäre," meinte Sir Henry. „Ich habe Blanche selbst erzählt, daß er die Bühnenlaufbahn aufgegeben hat, um berufsmäßiger Spieler zu werden, daß er dabei aber kein Glück hatte, weil er mehr oder weniger Gewohnheitstrinker ist. Sie antwortete mir, ich müsse wohl intim mit ihm stehen, um so gut über ihn unterrichtet zu sein, und dann ging sie, glaube ich, hin und erzählte ihm alles."



„Daß er das alles ist, bezweifle ich keinen Augenblick," antwortete May. „In Polyton mußte er natürlich nüchtern bleiben, denn er kam immer, um Geld zu borgen, bis ich ihm einen Knüttel ins Rad steckte, und dann versuchte er, glaube ich, seine Zwecke durch Frau Pung zu erreichen."

„Mich wundert nur, daß er Ihnen keinen Antrag gemacht hat," sagte Sir Henry.

„Das hat er ja getan," antwortete sie lachend, „das heißt, ich habe ihn so verstanden. Sie kennen ja seine überspannte, theatralische Sprechweise. Wenn Sie ihn nur gehört hätten, wie er Rache schwor, als ihm mein Onkel die Tür gewiesen hatte."

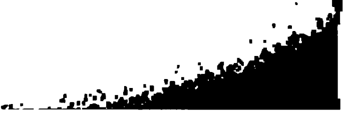
„Wahrscheinlich hat er die alte Person zu allem angestiftet," entgegnete Sir Henry, „und ich möchte wohl wissen, was er jetzt im Schilde führt."

„Die Dienstboten haben gehört, wie er sich nach der Beerdigung mit ihr gezankt hat," fuhr May fort. „Außerdem will er ja Blanche heiraten."

„Zwei Sehnen am Bogen sind ganz gut, so lange sie sich nicht verwickeln," erwiderte Sir Henry Waterville. „Was kann denn einen Menschen hindern, eine alte Frau umzubringen und eine junge zu heiraten, und zwar alles in einer Woche, wenn er will?"

May lachte.

„Sie sollten ein Buch über den Gegenstand schreiben, wie die Leute über Bienenzucht oder über die Herstellung von Marmelade schreiben: ‚Über den Nutzen und die Freuden der Ehe, von Sir Henry Waterville, Baronet.' Das wäre gar kein übler Titel."



„Mein Name würde, wie ich fürchte, nicht viel dazu beitragen, den Wert des Werkes zu erhöhen," sagte er, und zwar, wie ihr scheinen wollte, mit mehr Ernst, als am Platze war, wenn sie sich bemühte, ihn zu unterhalten. Er war entschieden nicht bei guter Laune.

Am Postamt hielten sie an und nahmen eine Handvoll Briefe und Zeitungen in Empfang. Diejenigen, welche an Sir Henry gerichtet waren, reichte ihm May, und er steckte sie in die Tasche, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen; den einen, der für sie bestimmt war, drehte sie um und betrachtete prüfend Poststempel und Aufschrift.

„Von wem er wohl sein mag?" sagte sie dabei.

„Ich sollte denken, von einem jungen Manne, dessen Name mit M. C. anfängt," sagte Sir Henry, der ihr über die Schulter sah. „Warum er seine Initialen auf den Umschlag geschrieben hat, weiß ich nicht, aber wenn das jedermann täte, würde man sich bei einer Menge von Briefen die Mühe des Öffnens ersparen können."

„Er muß von Mr. Carthew sein," sagte May, indem sie ihren Finger unter die Klappe des Umschlags schob. „Ich hatte vergessen, daß er nach Weymouth gehen wollte. Er ist mit einer meiner Freundinnen verlobt, wissen Sie."

„Das wußte ich nicht," antwortete Sir Henry, „und wenn er verlobt ist, dürfte er eigentlich nicht an Sie schreiben. Hat er Sie niemals heiraten wollen?"

„Ich sehe gar nicht ein, was Sie das angeht," erwiderte May, die ziemlich stark errötete, während sie

die eng beschriebenen Seiten durchflog. „Er nimmt mehr Interesse an meinen Angelegenheiten als Sie. Hören Sie mal zu.

‚Meine liebe Miß Daryll!

Vor drei Tagen bin ich hier angekommen, und das Geschäft, das mich zu dieser Reise veranlaßt hat, wird noch einige Tage in Anspruch nehmen. Ich habe soeben an Ethel geschrieben, um ihr zu sagen, daß wir noch in diesem Jahre heiraten wollen und daß ich nach meiner Rückkehr nach Exeter mit ihren Eltern darüber sprechen werde.‘"

„Ethel ist meine Freundin Ethel Kerswell," erklärte May.

„Das Interesse, das der Herr an Ihren Angelegenheiten nimmt, scheint ja ganz überwältigend zu sein," bemerkte Sir Henry, und May fuhr fort: „‚Einer der Gründe, weshalb ich an Sie schreibe, ist folgender: Sie entsinnen sich doch wohl noch, daß Frau Pung (ich glaube, ich müßte sie eigentlich Mrs. Haggerston nennen) seit der Beerdigung niemals unmittelbar, sondern stets nur durch ihre Rechtsvertreter mit uns in Verbindung getreten ist, und diese haben es sorgfältig vermieden, irgend etwas zu erwähnen, was ihren Aufenthaltsort verraten könnte. Gestern bin ich ihr nun zu meiner größten Überraschung hier auf der Esplanade begegnet. Sie muß hier wohnen, aber wo weiß ich nicht, denn sie erkannte mich natürlich, und sowie sie mich sah, stieg sie in eine Droschke und fuhr davon. Hinter ihr herlaufen konnte ich nicht, und der Kutscher, den ich nachher fragte, sagte, er habe sie nicht

bis nach Hause gefahren. Ich beabsichtige, ihre Wohnung zu ermitteln und, wenn möglich, eine Unterredung mit ihr herbeizuführen. Ich wünschte nur, Doktor Pentreaths Diagnose über die Ursachen von Mr. Haggerstons Tod bestätigten den Eindruck, den ihre offenbare Gewissensunruhe auf mich macht. William Pentreath kommt hierher und wird bei mir bleiben. Sie wissen ja . . .'"

May hielt inne und überflog mit einem zweifelhaften Blick den Rest des Briefes, denn Mr. Carthew fehlte es etwas an Takt, was sie immer bedauert hatte.

„Was sollen Sie wissen?" fragte Sir Henry.

„Nun, daß Mr. Pentreath alles tun werde, was in seinen Kräften steht, um mir zu helfen."

„Du meine Güte!" rief Sir Henry. „Ist das noch einer?"

„Die Betreffenden könnten doch wenigstens sagen, daß sie guten Geschmack bewiesen haben," antwortete May.

Sir Henry Waterville war indessen nicht der Mann, der sagte, was man von ihm erwartete oder verlangte. Das Pferd schien aus irgend einem Grunde seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, und ein paar Minuten später fuhr der Wagen die Allee hinauf, die gerade auf die Fenster der Bibliothek zu führte.

Der Bediente, der die Tür öffnete, teilte May mit, daß entweder Mr. oder Mrs. Chedworth wünsche, sie solle ihre Zöglinge zum Gabelfrühstück herunterbringen, statt das Mittagsmahl mit ihnen im Schulzimmer einzunehmen. Sir Henry, der die Bestellung mit anhörte, gab die folgende Erklärung dazu:

„Das ist nämlich eine Art von Vorführung, die von Zeit zu Zeit stattfindet. Wenn Sie nach dem Lunch wieder hinaufgegangen sind, besprechen wir feierlich die Fortschritte, die die Kleinen unter Ihrer Führung gemacht haben. Dabei werde ich Zeugnis von den Wundern ablegen, die Sie in weniger als vierundzwanzig Stunden gewirkt haben."

„Hoffentlich werden Sie das bleiben lassen," antwortete May, „denn Sie wissen, wie unleidlich mir das wäre."

„Dem kann ich mich nicht anschließen," entgegnete Sir Henry. „Tatsächlich habe ich diese Vorstellung heute herbeigeführt. Nach dem Erfolge, womit wir hinter meiner Cousine hergefahren sind, wird beim Lunch eine etwas zu schwüle Atmosphäre herrschen, als daß man sie erträglich finden könnte. Kinder bei den Mahlzeiten sind ein Hindernis für verständige Unterhaltung — aber auch für Familienzänkereien."

So frühstückte denn also May in dem großen eichengetäfelten Speisezimmer, wo sie zwischen den beiden krausköpfigen kleinen Mädchen und in der Nähe von deren Mutter saß. Mrs. Chedworth entsprach so ziemlich dem Bilde, das sie sich von ihr gemacht hatte. Sie legte sich in ihren Kissen zurück, aber das war auch das einzige Zeichen von Schwächlichkeit. Gerade wie die Gesichtsfarbe der beiden jüngsten Töchter, die diese offenbar von der Mutter geerbt hatten, war auch die ihre rosig, und sie hatte dasselbe glanzlose gelbliche Haar, nur war es bei ihr schon etwas mit Grau vermischt. May konnte es in dem Spiegel, der die Rück-

wand des Büfetts bildete, mit ihren eigenen goldigen Flechten vergleichen.

Während der Mahlzeit sprach Mrs. Chedworth meist mit ihren jüngeren Kindern, die ihr tatsächlich keine Beachtung schenkten. Ihre Bemerkungen waren indes nicht derart, daß May ihre Beantwortung hätte übernehmen können — Nichtigkeiten über die Puppen der Kinder, ein Spielzeug, das diese verachteten, und ihre Lieblingstiere, die sie vernachlässigten — so daß May nicht umhin konnte, sich zu fragen, ob sie ihre Teilnahme nicht verschwende, wenn sie die Frau des Hauses bedauerte. Sir Henry war, wie sie bemerkte, außerordentlich aufmerksam und zuvorkommend gegen Mrs. Chedworth, während ihr Gatte von einer schwerfälligen Höflichkeit war, ohne aufmerksam zu sein, und ihre Töchter kaum nach ihr hinsahen. Daß Mrs. Chedworth wenig beachtet wurde, wenn sie im Haushalte überhaupt mitzählte, war leicht zu sehen.

Die Kosten der Unterhaltung trugen meist Dorothy und Sir Henry Waterville. Während Blanche in verdrießlichem Schweigen ihr Brot zerkrümelte, sprachen sie über Hunde, Frettchen und verwandte Gegenstände. Die vor kurzem erfolgte Geburt von fünf kleinen Hunden in einem ihrer eigenen Hundezwinger war ein nicht unerwartetes Ereignis gewesen, aber die Tatsache, daß zwei von ihnen das Licht der Welt in einem Fell von langem, wolligem Haar erblickt hatten, während ihre Mutter eine glatthaarige Foxterrierhündin war, ließ auf eine Mesalliance schließen, von der Dorothy kaum ohne Tränen sprechen konnte. Abgesehen von der ur-

sprünglichen Ursache seines Kommens betrachtete Dorothy Sir Henrys Besuch als ein wahres Geschenk des Himmels. Von Pferden verstand er mehr als selbst der Kutscher, und er konnte darüber und über alle lebenden Wesen in einer Weise reden, die ihr Achtung abnötigte. Ihre Mutter wollte Hunde im Hause nicht dulden und würde sogar Rex verbannt haben, wenn ihr Wort mehr Gewicht gehabt hätte. Ihr Vater war der Ansicht, daß Frettchen beständig unter Aufsicht gehalten werden müßten, und ihre Schwester konnte Tiere überhaupt nicht ausstehen.

Während ihr Blick um den Tisch wanderte, konnte May ein Gefühl der Verwunderung darüber nicht unterdrücken, wie es wohl komme, daß Mr. und Mrs. Chedworth zwei Töchter hatten, die untereinander und von ihren Eltern so ganz verschieden waren. Sir Henry Waterville, dessen Steckenpferd die Frage der Vererbung in der Tierwelt war, würde erklärt haben, daß solche Erscheinungen gerade seine Lieblingstheorieen bestätigten; er würde die Behauptung aufgestellt haben, daß die sorgfältigste Zucht durch mehrere Generationen notwendig sei, wenn man eine schlechte Eigenschaft ausrotten oder ein gewünschtes Ergebnis mit einiger Sicherheit erzielen wolle, während sogar dann, wenn alles in Ordnung zu sein scheine, gelegentlich ein überraschendes Auftreten von Zügen, die einem entfernten Ahnen angehörten, beobachtet werde. Dorothy, zum Beispiel, könne ihre ländlichen Neigungen von ihren Eltern geerbt und sie selbst weiter entwickelt haben, während in Blanche kein Zug zu erkennen sei, der sich auf ihren

Vater oder auf ihre Mutter hätte zurückführen lassen, mit Ausnahme eines gewissen Eigensinnes und einer Selbstsucht, die sie zu hoher Vollendung gebracht hatte. Wenn man ihren Mangel an Kindesliebe und Achtung vor den Überlieferungen ihrer Familie erklären wolle, müsse man schon bis in die Tage der Stuarts zurückgehen. Die Chronik berichtete, daß in jenen unruhigen und fernen Zeiten ein Erbe von Chedworth den Familienüberlieferungen untreu geworden und seines Erbrechts fast dadurch verlustig gegangen sei, daß er die Tochter eines puritanischen Gottesgelehrten entführt habe. Wenn demnach die Nachkommen dieses Paares in gewissem Maße die Eigenschaften ihrer puritanischen Ahne geerbt hätten, so sei auch zu erwarten, daß die unabhängigen Ansichten in Hinsicht auf die Verheiratung, die sowohl ihr Gatte als auch sie selbst gezeigt hätten, sich von Zeit zu Zeit wieder bemerklich machen würden. Allein May hatte kein großes Interesse für die Frage der Vererbung und dachte nur darüber nach, wie Blanche es in einer solchen Umgebung fertig bringe, so zu sein, wie sie war, denn May hatte immer an die Macht der Verhältnisse und der Erziehung geglaubt, und war der Ansicht, daß es ebenso viele gute Söhne als gute Töchter geben würde, wenn Söhne ebensowenig Gelegenheit hätten, auf Abwege zu geraten, als Töchter. Blanche Chedworth war eine unerfreuliche Tatsache, was auch immer die Ursachen ihrer Unliebenswürdigkeit sein mochten. May vermied es, nach ihrer Richtung zu blicken, obgleich sie sich bewußt wurde, daß Blanches Augen einigemal auf ihr ruhten. Nachdem das Mahl

beendet war, nahm sie ihre Zöglinge sofort mit hinauf, um dann einen Nachmittagsspaziergang im Garten und im Walde mit ihnen zu machen. Im Walde war es kühl und schattig, aber für die Jahreszeit war der Tag zum Gehen doch recht heiß. Als sie nach dem Hause zurückkehrten, sah May, daß Blanche am Graben auf und ab ging, und als jene mit ihren Schülerinnen den Weg nach der kleinen Seitentür einschlug, wandte sich Miß Chedworth ebenfalls dahin und holte May ein, während sich die Kinder ihre staubigen Schuhe auf der Türmatte abputzten.

„Miß Daryll," sprach sie mit einer Stimme, die so kalt und gelassen war, als ob sie eine Bemerkung über das Wetter machen wolle, „vielleicht konnten Sie es heute nicht umgehen, mir zu folgen, aber ich rate Ihnen, sich in acht zu nehmen."

May, die sich ihre Erwiderung schon im voraus zurechtgelegt hatte, sagte ruhig: „Ich möchte gern ein andermal mit Ihnen sprechen, Miß Chedworth."

Sie konnte sich mit gutem Gewissen sagen, hierdurch ein weitgehendes Entgegenkommen bewiesen zu haben. Übrigens war sie im Zweifel, ob ihr Anerbieten angenommen werden würde, ebenso darüber, ob sie dessen Annahme wünschte, allein es schien ihr nicht nötig, sich darüber klar zu werden. Blanche war jedenfalls nicht darüber im Zweifel, weder über den Inhalt noch über die Art ihrer Antwort. Mit einem dreisten Ausdruck ließ sie ihre Augen über May wandern, ehe sie sprach.

„Ich wüßte nichts," sagte sie sodann, „was mich und — Sie angehen könnte, Miß Daryll."



Hierauf machte sie ruhig auf dem Absatz kehrt und schlenderte nach der Vorderseite des Hauses, während May überlegte, ob es nicht unter außergewöhnlichen Umständen entschuldbar sei und eine gute Wirkung haben könne, wenn junge Damen ihre Zuflucht zu Gewalttätigkeiten nähmen. In diesem Augenblick hatte sie ein Gefühl, als ob nichts andres im stande wäre, ihr Genugtuung zu verschaffen, und sie faßte den Entschluß, den sie schon mehrmals, aber noch nie so bestimmt als gegenwärtig gefaßt hatte, nämlich Mr. Chedworth zu sagen, daß sie nicht länger im Hause bleiben könne. In Polyton pflegten, wie sie sich erinnerte, Dienstboten „am Ende ihres Monats" zu gehen. Frau Pung hatte diesen Ausdruck ebenfalls gebraucht und die Sitte als berechtigt anerkannt. Ob diese Gewohnheit wohl auch für Erzieherinnen galt? Allein in den nächsten Tagen hatte sie keine Gelegenheit, die Frage zur Entscheidung zu bringen. Mr. Chedworth litt an einem Gichtanfall, kam erst spät morgens herunter und zog sich menschenscheu in die Bibliothek zurück, während er nach dem Diner Sir Henrys Gesellschaft beanspruchte, und da dieser an den beiden folgenden Tagen weitere Jagdausflüge unternahm, bekam sie auch von ihm nichts zu sehen. Einmal ließ Mrs. Chedworth sie rufen, um mit ihr über ein Kleid zu beraten, und bat sie, für sie an die Schneiderin zu schreiben. Ihre Amtsniederlegung mit Mrs. Chedworth zu besprechen, hatte sie indes keine Lust. Am zweiten Morgen unterhielt sich Sir Henry vor dem Frühstück einen Augenblick mit ihr im Garten. Er war eben so weit gekommen, ihr mitzuteilen, daß

Wilson die Gegend auf einige Zeit verlassen habe, als er durch das Erscheinen Blanches unterbrochen wurde, und der nächste Tag war ein Sonntag, wo ihn May überhaupt nicht zu Gesicht bekam.

Montag abend erschien er jedoch müde und über die Anstrengungen eines langen heißen Tages mit spärlicher Jagdbeute klagend im Schulzimmer.

„Mich unten fortzustehlen, ist nicht immer leicht," sagte er, „also benützen Sie die Gelegenheit, wo ich hier bin, und sprechen Sie sich aus. Chedworth schläft auf seinem Stuhle, aber ewig wird das nicht dauern."

So schob sie also die französische Übersetzung, die sie eben durchsah, beiseite und setzte sich in seiner Nähe auf denjenigen der vorhandenen Stühle, der der Vorstellung eines Lehnstuhles am nächsten kam, einen alten, halb zusammengebrochenen Korbstuhl, während Sir Henry sich an den Kamin lehnte. May erzählte ihm die Vorfälle zwischen Blanche und ihr an dem Tage, wo sie ausgefahren waren, um sie abzufangen. Dabei sprach sie ohne Leidenschaft darüber und überließ es ihm, die Lücken in ihrem Bericht seiner Kenntnis von Blanches Charakter gemäß auszufüllen.

„Dann werden Sie also gehen," sagte er, als sie geendet hatte. „Das habe ich kommen sehen, und ich habe mich nur gewundert, daß Sie Chedworths nicht schon früher gekündigt haben."

Diese Worte sprach er in einem Tone so voll von Bedauern, daß sie ihn fragend ansah.

„Sie haben mich doch gebeten, zu bleiben," antwortete sie.

„Ja, das habe ich getan, und ich wiederhole meine Bitte,“ entgegnete er.

„Warum? Um Mr. Chedworth zu helfen, seine Töchter zu bändigen?“

Das war eine rückhaltlose Frage, und er sah ihr mit bekümmerten Blicken gerade in die Augen, als er sie beantwortete.

„Doch nicht ausschließlich,“ sagte er. „Am Ende wäre es übrigens doch besser, wenn Sie gingen.“

„Ich will bleiben, wenn Sie es wünschen,“ erwiderte sie.

In seinen Augen flammte es auf und er machte eine Bewegung, als ob er sich über sie neigen wolle. Sie hatte ihre Antwort auf alles, was er sagen mochte, bereit. Vor einigen Tagen hatte sie geglaubt, daß, wenn sie ihn davon abbringen könnte, sich fürs Leben an Blanche Chedworth zu fesseln, sie von dieser Entschließung keinen persönlichen Vorteil erwarte. Doch nach zwei Tagen der Einsamkeit in der Schulstube von Chedworth und in seiner Nähe war sie nicht mehr so von Selbstverleugnung beseelt, und wenn er sie darum gebeten hätte, würde sie sich ebenso bereit erklärt haben, seine Armut mit ihm zu teilen, wie sie bereit gewesen war, die auf dem Familienbesitztum der Watervilles lastenden Hypotheken zu tilgen, wenn Mr. Haggerstons Testament gültig gewesen wäre. Aber ungefragt konnte sie das doch kaum aussprechen, und selbst ihre Bereitwilligkeit, Chedworth zu verlassen, um an Sir Henrys Seite ein bescheidenes Dasein zu führen, konnte kaum als eine solche Selbstaufopferung angesehen werden, die



es ihr erlaubt hätte, die Frage anzuregen. Was auch Sir Henrys Ansichten über das Sichtreibenlassen sein mochten, er war augenscheinlich nicht gewillt, mit der Flut zu rudern. Sich abwendend, stützte er seine Ellbogen auf den Kaminmantel, während die Flamme, die in seinen Augen erschienen war, erlosch und der müde Blick darein zurückkehrte, als er sie von ihrem Antlitz abwandte.

Gleich darauf war May sehr froh, daß vier Fuß Teppich zwischen ihnen lagen und daß ihre eigene Haltung nicht mehr als höfliche Aufmerksamkeit, ja sogar Schläfrigkeit und Langeweile verriet. Ihre Blicke senkten sich, als die Türe aufging, und ehe sie sich umdrehte, hatte sie erraten, wer ins Zimmer trat.

Ob Blanche Chedworth ihre Tage ohne persönlichen Kampf mit ihrem Vater oder sonst jemand zu einförmig fand, ob sie dachte, es könne nichts schaden, wenn sie anhöre, was May ihr über Raymond Wilson zu sagen habe — denn dieser hatte ihr erzählt, er kenne sie — oder ob Dorothy die Bemerkung gemacht hatte, Sir Henry sei nach seinem Zimmer gegangen und kenne wahrscheinlich die Hintertreppe, die nach der Schulstube führte, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls stand Blanche Chedworth mit einem Blicke so voll von unverschämter Belustigung in ihren Zügen, als diese auszudrücken überhaupt fähig waren, in der Tür des Schulzimmers. Mochte sie sich nun die ganze Sache vorher zurechtgelegt haben, oder eine junge Dame von besonders raschem Entschlusse sein: genug, sie trat in den Gang zurück und schlug die Tür zu. Für Sir Henry Waterville wa

ihr Blick verloren, denn er drehte ihr den Rücken zu, aber May fing ihn auf und errötete.

„Verflucht!“ sagte Sir Henry hörbar und ohne sich zu entschuldigen, und May nickte zustimmend.

„Das war wohl Blanche, nicht wahr?“ sagte er, und sie nickte wieder. „Nun, dann habe ich Sie vor einer abermaligen Begegnung mit ihr bewahrt, aber jetzt ist es Zeit für mich, wieder hinunterzugehen. Geben Sie mir eine Gelegenheit, Sie noch einmal zu sprechen; momentan kann ich nicht alles erklären.“

Einen Augenblick neigte er sich ihr zu, und seine Hand berührte die ihre, dann aber richtete er sich auf und verließ rasch das Zimmer, ohne die Tür zuzuschlagen, wie es Blanche getan hatte. May aber wünschte, diese möchte wiederkommen, so lange sie sich in der Stimmung fühlte, Fraktur mit ihr zu sprechen; Blanche war jedoch in den Salon zurückgekehrt.

Schluß des ersten Bandes.

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
20. Jahrgang. • Band 22.

In der Gewalt der Umstände.

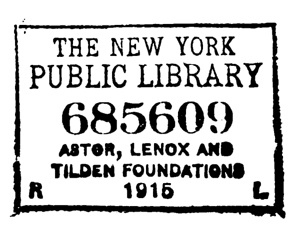
Roman von

Archie Armstrong.

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen
von F. Mangold.

Zweiter Band.

Stuttgart 1904.
Verlag von J. Engelhorn.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Zwölftes Kapitel.

Morden Carthew und sein Freund Pentreath saßen auf der Esplanade von Weymouth und rauchten ihre Nachmittagspfeifen. Jener war im Hinblick auf die Geschäfte, die er noch zu besorgen hatte, im Begriffe, die seine ausgehen zu lassen, allein William Pentreath füllte mit der Überlegung eines müßigen Mannes seinen umfangreichen Maserkopf noch einmal. Das Geschäft, das Mr. Carthew nach Weymouth geführt hatte, war noch lange nicht beendet, worüber er gelegentlich brummte, was indessen nicht ganz aufrichtig gemeint war. Soweit nicht die Einbringlichkeit seiner Kostenrechnung in Betracht kam, schien ihn die Sache wenig zu bekümmern, und er erwähnte sie, außer in dem genannten Zusammenhang, nie, so daß William Pentreath nicht wußte, welcher Art das Geschäft war. Seit der junge Arzt am vorigen Abend staubbedeckt und müde angekommen war, denn er hatte die Reise von Polyton auf dem Fahrrade zurückgelegt, hatten die beiden von ganz andern Dingen gesprochen. Nach dem Diner hatte Morden die Anwesenheit Mrs. Jabez Haggerstons erwähnt und auf den Verdacht angespielt, der nicht in ihm zur Ruhe kommen wollte. Sein Freund hatte sich indes darüber lustig

gemacht und erklärt, der Verdacht entbehre jeder Begründung und könne höchstens in dem von Natur lieblosen Gemüt eines Juristen Platz greifen. Seines Onkels Meinung über die Ursache von Mr. Haggerstons Tod hatte er nachdrücklich verteidigt, und das hatte das Gespräch auf Miß Daryll, ihre gegenwärtige Stellung und ihre möglichen Aussichten gebracht. Davon hatte er sich auch nicht wieder ablenken lassen, bis Morden Carthew auf seinem Stuhle eingeschlafen war, worauf beide erklärt hatten, es sei Zeit, zu Bett zu gehen. Am folgenden Morgen gestand Morden Carthew ein, daß er infolge des langen Aufbleibens etwas schläfrig sei, aber William Pentreath hatte eine Stunde vor dem Frühstück im Salzwasser der Bai von Weymouth zugebracht und erklärte, dadurch sehr erfrischt zu sein.

„Ein verflucht hübsches Mädchen hat heute morgen gebadet,“ bemerkte er, indem er an seiner Pfeife sog, die innerlich schnurgelte, so daß sich Morden Carthew bereits über den Wind gesetzt hatte. Da Mr. Pentreath den größten Teil des vorigen Abends von seiner hoffnungslosen Liebe zu Miß Daryll gesprochen hatte, kam Carthew zu dem Schlusse, daß entweder Seeluft und Seewasser eine wunderbare Wirkung gehabt haben müssen, oder daß sein eigener eindringlicher Rat vom Abend vorher mehr Früchte getragen habe, als er zu hoffen gewagt hatte.

„Ein verflucht hübsches Mädchen,“ wiederholte Pentreath. „Es waren ihrer drei zusammen, aber die beiden andern konnten keinen Vergleich mit der dritten aushalten.“

Carthew entsann sich, daß in früheren Tagen Pentreaths Herz für leicht entzündlich gegolten hatte, und da zwölf Jahre sonst keine merkliche Veränderung an ihm bewirkt hatten, so war wohl anzunehmen, daß sein Herz noch immer leicht entzündlich sei.

„Ich weiß, was du denkst,“ fuhr Pentreath fort, womit er der Wahrheit ziemlich nahe kam. „Natürlich vergleiche ich sie nicht mit ihr, weißt du; denn sie würde so etwas nicht tun.“

„Nicht baden?“ fragte Carthew zerstreut.

Daß May Daryll von den Stufen eines Weymouther Badekarrens in sechs Zoll tiefes Wasser steigen sollte, konnte er sich nicht recht vorstellen, allein die Anspielung auf diese Dame hatte seine Gedanken wieder auf Mrs. Haggerston und ihr sonderbares Benehmen zurückgebracht, das, wie er sich einzureden suchte, nur das eines erregten oder gar betrunkenen alten Weibes sein konnte.

„Sie würde nicht vor dem Frühstück mit einem Haufen Männer, die sie kaum kennt, ausgehen,“ erklärte Pentreath.

„Brüder,“ meinte Morden Carthew duldsam.

„Fiel ihnen gar nicht ein,“ erwiderte Pentreath. „Sie kamen alle aus verschiedenen Richtungen, und daß einer ein Soldat, ein andrer aber ein Seemann war, darauf könnte ich schwören. Es liegen ja hier herum eine Masse. Ich möchte wohl wissen, ob sie das jeden Morgen tun. Ein paar von ihnen kennen zu lernen, wäre nicht schwer.“

Carthew runzelte leicht die Stirn. In ihm stieg der

Gedanke auf, daß er seine Beredsamkeit verschwendet habe, als er seinem Freunde klar zu machen versucht hatte, eine junge Dame könne reizend und schön sein, ohne gerade in die Stille des Haushaltes eines Landarztes zu passen. Jetzt war es ihm sehr lieb, daß er nicht so weit gegangen war, sich selbst mit einer Motte zu vergleichen, die das Licht umflattert hatte, aber ziemlich unversengt entkommen war, so daß sie sich sonstwo niederlassen konnte. Pentreath würde sich wahrscheinlich gelegentlich der Erzählung erinnert, die Moral jedoch vergessen haben, und seine Neckereien waren zuweilen etwas plump. Wie ein Mann, dessen Herz gebrochen ist, sah er jedenfalls nicht aus. Eine Neigung zur Korpulenz und die Tatsache, daß sich die Haut seiner Nase abschälte, würden auch für einen sehr scharf beobachtenden Freund die einzigen Leiden gewesen sein, die er ihm hätte aufmutzen können.

„Natürlich wirst du wohl recht haben,“ fügte Pentreath nach einer Weile in bedauerndem Tone hinzu, „sie ist etwas zu fein für mich.“

„Man kann viel tun, um einer Frau beizustehen und ihr zu dienen,“ antwortete Carthew in seiner ruhigen Weise mit einem ernsten Nicken, „ohne daran zu denken, ob einem jemals der Lohn zu teil werden wird, den man am liebsten hätte.

„Hätte ich nur Gelegenheit dazu!“ rief William Pentreath aus. „Ich wollte, sie wäre da draußen in Gefahr zu ertrinken,“ setzte er hinzu, indem er mit seiner Pfeife nach dem Meere zeigte.

„Ich glaube nicht, daß sie diesen Wunsch teilen

würde," entgegnete Morden Carthew, allein seines Freundes Aufmerksamkeit war bereits abgelenkt, und er blickte eifrig die Promenade entlang.

„Da kommt sie," sagte er flüsternd.

Morden Carthew fuhr auf.

„Doch nicht Miß ..."

„Nein, nein," unterbrach ihn Pentreath, „die junge Dame, die diesen Morgen gebadet hat. Sieh mal!"

Morden Carthew schaute in der angedeuteten Richtung, und als er eine sehr kräftige junge Dame mit rosigen Wangen und dunklem Haar kommen sah, die nahe an sechs Fuß groß war, wurde ihm die vorurteilslose Unparteilichkeit mancher Naturen dem schönen Geschlecht gegenüber klar. Die achtzig Kilo handfester Weiblichkeit waren von Miß Daryll so verschieden als nur möglich.

„Die beiden andern sind bei ihr," sagte William Pentreath. „Drei Freundinnen, wie du siehst, keine Verwandten. Schau dir nur einmal ihre Züge an."

„Du beobachtest scharf," entgegnete Carthew, „doch wäre es besser, diese Gabe zum Nutzen deiner Freunde anzuwenden, statt junge Damen, die du niemals kennen lernen wirst, durch dein Anstarren in Verlegenheit zu setzen."

„Einen respektvollen Blick der Bewunderung werden sie wohl nicht übelnehmen," antwortete Pentreath. „Das sehen sie lieber, als wenn man sie gar nicht bemerkt; übrigens werde ich sie schon noch kennen lernen. Wenn jemand hier einen Spaziergang machen will, ohne gesehen zu sein, so geht er an der Küste ent-

lang nach Portland zu," fügte er in belehrendem Tone hinzu.

„Du weißt dir immer so leicht zu helfen, wenn es sich um Damen handelt," erwiderte Carthew, „daß ich wirklich wünschte, du tätest mir meinen Willen."

„Ach ja, du sprachst vorhin von etwas," sagte Pentreath geschmeichelt. „Natürlich sind diese Geschichten nichts für einen Mann, der verlobt ist."

Ob Morden sie eines Mannes für angemessen hielt, der behauptete, bis zum Sterben verliebt zu sein, sprach er nicht aus, aber er freute sich, daß die von May Daryll geschlagenen Wunden so rasch und natürlich heilten. Dabei beobachtete er einen Wagen, der auf der Straße hinter ihnen näherkam.

„Da kommt Frau Pung," rief er. „Sie hat den Mietkutscher in die blaue Livree des alten Haggerston gesteckt und ihm als Trauerzeichen eine schwarze Binde um den Arm gebunden. Ich möchte herausbringen, wo sie wohnt, und wenn es dir gelingt, ins Innere des Hauses zu bringen, so könntest du eine Menge Dinge für mich ermitteln, die ich gern wissen möchte."

„Niemals habe ich einen Menschen gekannt, der so viel wissen möchte," antwortete Pentreath mit einem kläglichen Gesicht, während er Mrs. Jabez Haggerston betrachtete, die in ihrem Witwenschleier mit einem Mops auf dem Schoße vorüberfuhr. „Ja, das ist das alte Frauenzimmer, dessen Trauung ich mitangesehen habe. Ich möchte wohl wissen, ob sie ebensoviele Spitzbubenlinien in ihrer Hand hat, als ihr Mann. Ich habe dir

ja von seinem spatelförmigen Daumen und dem Kreuz an seinem kleinen Finger erzählt."

„Quatsch!" antwortete Morden kurz. „Die Sache ist ernst."

„Chiromantie nicht minder," entgegnete Pentreath, „wenn derartige Umstände zusammentreffen. Von einer Frau mit einem solchen Gesicht werden wir nie etwas in Erfahrung bringen."

„Mir kommt das Gesicht eher schwach vor," wandte Morden ein, „und ich möchte gern wissen, ob sie sich vor dir ebenso fürchtet wie vor mir. Wenn du das festgestellt hast, kannst du versuchen, so viel als möglich aus ihr herauszubringen."

Bei diesen Worten überreichte er seinem Freunde einen Zettel, den dieser rasch überflog.

„Aha, ich verstehe," sagte er dabei. „‚Wer war Pung? Wann und wo ist er gestorben?‘ Ich muß mit der Dame schon ziemlich weit kommen, ehe ich mich nach ihrer Familiengeschichte erkundigen kann. Unterwegs will ich deine Aufzeichnungen durchlesen und mir klar machen, wo du hinauswillst. Ein Glück, daß ich meine Maschine mitgebracht habe."

Sein getreues Fahrrad stand hinter ihm. Er hatte darauf bestanden, es mit herauszunehmen, um die Wirkung einer neuen Lenkvorrichtung zu erproben, und hatte es gegen die Bank gelehnt, worauf sie saßen. Jetzt schob er es auf den Fahrweg, während Morden Carthew dem sich entfernenden Wagen Mrs. Haggerstons nachsah.

„Mach rasch!" mahnte er. „Und um Gottes willen

sage nicht, daß ich dich veranlaßt habe, sie aufzusuchen."

Da er ein Mann von kühlem Advokatenverstand war, sagte er sich, daß er nichts Erhebliches für May Daryll erreichen werde, indem er seinen Freund so ohne weiteres mit der Erforschung der Privatverhältnisse Mrs. Haggerstons betraute. Es war ein Schuß ins Blaue, aber so lange der Schritt nicht auf ihn zurückgeführt werden konnte, tat er niemand Schaden, und wenn er Mrs. Haggerston ärgerte, hatte Morden wenigstens die eines gesetzten und verständigen jungen Advokaten ganz unwürdige Genugtuung, ihr Verdruß verursacht zu haben.

„Eine Rekognoszierung des Feindes ist immer von Wichtigkeit," meinte Pentreath, als er sich in den Sattel schwang.

„Wenn man lebendig zurückkommt," rief ihm Morden Carthew nach, als Pentreath die Richtung einschlug, in der Mrs. Haggerstons Wagen verschwunden war. Weit brauchte er nicht zu fahren. Augenscheinlich hatte sie ihre Einkäufe und ihren Spaziergang früh am Tage gemacht, und er sah sie, nachdem er ihr eine kurze Strecke auf der Straße gefolgt war, worauf er, wie er sich erinnerte, am Abend vorher Weymouth erreicht hatte, vor einer hübschen kleinen Villa aussteigen, die von einer niedrigen, ein grün gestrichenes eisernes Gitter tragenden Mauer umgeben war.

„Gut so," sagte er bei sich. „Nun will ich ihr einige Zeit zum Ablegen lassen, und dann los!"

So fuhr er denn langsam eine halbe Meile weiter

auf der Straße nach Dorchester, wobei er die Bewunderung von drei kleinen Jungen erregte, indem er sich seitwärts auf sein Rad setzte und allerhand Kunststückchen machte. Nachdem er hierauf seine Uhr zu Rate gezogen hatte, fuhr er in rasender Eile bergunter, stieg vor dem grünen Gitter ab und nahm seine Maschine mit in den Vorgarten. Sodann trat er an die Tür der kleinen Villa und zog die Klingel. Auf der einen Seite der Haustür befand sich anscheinend ein Speisezimmer und auf der andern ein Salon, während an das zur Linken gelegene Zimmer sich ein Gewächshaus anschloß.

Nach einigen Augenblicken öffnete ein Dienstmädchen die Tür, und er trat sofort in den Hausflur.

„Mrs. Haggerston ist, wie ich weiß, zu Hause und erwartet mich. Bitte, führen Sie mich hinein,“ sagte er mit einem gut einstudierten freundlichen und zuversichtlichen Lächeln. „Wenn man für eine Advokatenfirma tätig ist, können Halbwahrheiten nichts nützen,“ hatte er sich während des Wartens auf der Schwelle gesagt.

„Bitte, mein Herr,“ antwortete das Mädchen, das sein Kommen für etwas ganz Natürliches zu halten schien.

„Herein!“ rief eine Stimme in nicht sehr angenehmem oder einladendem Tone aus dem Speisezimmer. „Ich weiß schon, weshalb Sie kommen.“

„Dann wissen Sie mehr als ich,“ murmelte Pentreath, indem er dem Mädchen folgte. „Jedenfalls überrasche ich die Leute nicht.“

Jabez Haggerstons Witwe saß in einem Sorgen-

stuhl und ruhte sich von ihrer Fahrt aus. Als sie sich dem Eintretenden zuwandte, lag ein Schimmer in ihrem Auge, der von der an ihrer Seite stehenden Weinflasche zurückgestrahlt zu werden schien, dann verschwand er und machte einem Blicke starren, verständnislosen Erstaunens Platz.

„Sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr," sagte Pentreath rasch, als ihm klar wurde, daß nicht er es war, der erwartet worden war. „Es war mir vergönnt, Ihrem verstorbenen Herrn Gemahl am Hochzeitmorgen einen kleinen Dienst zu leisten," — er hielt inne und schüttelte feierlich den Kopf, denn er fühlte, daß sein Ton etwas gar zu geschäftsmäßig war — „eine Schnittwunde am Finger. Erinnern Sie sich noch? Ich war der Arzt, der ihn verbunden hat."

„So?" sagte sie wütend, und ihr Gesicht, mit Ausnahme der Nase, erblaßte sichtlich. „So? Kommen Sie etwa wegen der Bezahlung?"

„Aber verehrte Frau!" rief Pentreath. „Ganz im Gegenteil!"

Zu überlegen, was das Gegenteil vom Verlangen nach Bezahlung sein mochte, nahm er sich nicht die Zeit. Ihr Auge ruhte auf ihm, und er hatte den Eindruck, daß sein übereilt ausgesprochener Wunsch, eine frühere angenehme Bekanntschaft zu erneuern, etwas unmotiviert und auffallend erscheinen mußte.

„Sie wollen Geld haben," behauptete sie hartnäckig noch einmal, als er innehielt. „Oder Sie kommen als Spion von jenen Advokaten."

„Aber verehrte Frau," erwiderte Pentreath unver-

froren, „es war allerdings einmal die Rede davon, daß Sie Ihre Heirat zu beweisen hätten, aber das ist ganz außer Frage. Ich habe Sie ja mit meinen eigenen Augen vor dem Altar stehen sehen, und ich würde eine so anziehende Persönlichkeit unter Tausenden wiedererkennen."

„So?" antwortete Mrs. Haggerston. „Das könnten übrigens ein Dutzend andre auch. Wenn Sie glauben, damit Geld herausschlagen zu können, sind Sie gewaltig auf dem Holzwege."

Sie schien entschlossen, ihn als einen frechen, aber ungefährlichen Erpresser zu betrachten, und so rief er sich denn die verschiedenen Punkte, die Morden Carthew zu seinem Nutz und Frommen aufgezeichnet hatte, ins Gedächtnis zurück.

„Ich glaube," fuhr er deshalb mit möglichster Bestimmtheit, doch im freundlichsten Tone fort —, „ich habe früher das Glück gehabt, Ihren ersten Herrn Gemahl zu kennen."

„So?" fragte Mrs. Haggerston beinahe lustig.

„Ja," antwortete Pentreath, indem er überlegte, was sie wohl sagen würde, wenn er unaufgefordert einen Stuhl nähme, „Mr. Pung, wissen Sie."

„Sie sind ein Lügner," entgegnete die Witwe geradezu. „Ich war früher gar nicht verheiratet."

„O!" machte Pentreath verdutzt.

„Haben Sie schon jemals von einer Haushälterin gehört, die Fräulein Soundso genannt wurde?" fragte Mrs. Haggerston.

In demselben Maße, als seine Zuversicht verduftete,

nahm die ihre offenbar zu. Sie goß sich ein Glas Sherry ein und sah ihn spöttisch an.

„Für Sie steckt kein Geld in diesem Handel, junger Mann. Jeder Lump will aus so einer alten Frau Geld herausschinden; aber dazu muß man mehr Grütze im Kopf haben als Sie. Nun machen Sie aber, daß Sie fortkommen."

Als er sich zum Gehen anschickte, da ihm nichts andres übrig blieb, schien sie einen Augenblick mildere Saiten aufziehen zu wollen.

„Wie geht's denn der jungen Dame?" fragte sie, ihren Blick von ihm abwendend und in den Kamin sehend.

„Miß Daryll?" fragte er.

„Ja, die Ärmste! — Wenn die Spitzbuben, die mich umgeben, mir nur einen Pfennig ließen . . ." Sie brach plötzlich ab und sah ihn mißtrauisch an. „Gehen Sie," sagte sie wieder in wütendem Tone, so daß er sich bereit machte, sich mit dem Feinde zugekehrtem Gesicht rückwärts zu konzentrieren, so gern er auch die Unterhaltung nach der Wendung, die sie genommen hatte, noch fortgesetzt hätte. Allein Mrs. Haggerston schien auf etwas zu lauschen und im Augenblick nicht an ihn zu denken. Da ertönte ein scharfes Läuten der Türklingel. Jetzt war auf Mrs. Haggerstons Zügen nichts mehr von Wut oder von Zuversicht zu erblicken, vielmehr war der Ausdruck der Furcht zurückgekehrt, den William darin bemerkte, als sie ihn zuerst gesehen hatte. Sie erhob sich und kam auf ihn zu.

„Warten Sie einen Augenblick," sprach sie leise, „es ist jemand an der Tür."

„Schon gut," erwiderte Pentreath, „ich will hin-gehen und aufmachen."

„Das werden Sie gefälligst bleiben lassen," ent-gegnete sie, indem sie an ihm vorbei in den Flur ging.

Das Mädchen erschien gerade aus der Küche, doch ihre Herrin schickte sie mit einer Bewegung der Hand und ein paar geflüsterten Worten wieder fort und kehrte hierauf zu Pentreath zurück.

„Kommen Sie hierher, junger Mann; ich muß auf meinen Ruf sehen," sagte sie.

Der Gedanke, in dem auserwählten Kreise von Mrs. Haggerstons Bekannten einen Skandal zu erregen, hatte für Mr. Pentreath etwas so Erheiterndes, daß er übers ganze Gesicht lächelte, als sie ihn durch eine Glastür am Ende des Speisezimmers in das Gewächshaus und von da in den Garten führte.

„So!" sagte sie in einem Tone der Erleichterung. „Sowie das Mädchen die Vordertür öffnet, gehen Sie fort, und unterstehen Sie sich ja nicht, wiederzukommen, wenn ich Ihnen die Polizei nicht auf den Hals schicken soll."

„Wer da auch kommen mag, hat jedenfalls mein Fahrrad gesehen," erklärte er in einem beinahe um Entschuldigung bittenden Tone.

„Um so mehr Grund, daß Sie sich schleunigst entfernen," war alles, was die Matrone sagen konnte, ehe die Klingel zum zweitenmal ertönte und sie ins Haus zurückeilte, nachdem sie die Tür des Gewächshauses hinter sich geschlossen hatte.

Als Pentreath in dem Augenblick, wo die Tür geöffnet wurde, um die Ecke nach der Vorderseite des Hauses lugte, sah er einen großen, gutgekleideten Herrn im Hause verschwinden, und er kicherte leise. Der Gedanke, Mrs. Haggerstons Freunde zu empören, hatte ihn belustigt, aber daß er in Gefahr gewesen war, mit einem eifersüchtigen Liebhaber zusammenzustoßen, hatte er nicht geahnt.

„Etwas hart für die alte Dame," sagte er zu sich selbst, „aber er kann mich keinesfalls sehen, ehe er ins Speisezimmer tritt."

Mit diesem Gedanken eilte er nach seinem Fahrrad, das er mehr oder weniger durch ein Gebüsch verdeckt aufgestellt hatte, und da er keine Zeit verlor, es auf die Straße hinauszuschaffen, war ziemlich bestimmt anzunehmen, daß Mrs. Haggerstons Freund nichts von seinem Besuche merken werde.

Nun radelte er rasch nach seiner Wohnung zurück und gab Morden Carthew bei dessen Heimkehr eine anschauliche Beschreibung seines Abenteuers — eine Beschreibung, die der abwechselnden Wut und Furcht der alten Dame und seiner eigenen Niederlage mehr als Gerechtigkeit widerfahren ließ. Eitel war er nicht, und er war vollkommen bereit, sich über sich selbst lustig zu machen, besonders da Morden Carthew die Sache gar nicht spaßhaft zu finden schien.

„Augenscheinlich wünschte sie nicht, daß ihr Besucher dich sehe," sagte Carthew, die Stirn runzelnd und sich eine Pfeife anzündend, um seinem Freunde Gesellschaft zu leisten und besser nachdenken zu können.

„Oder sie wollte nicht, daß ich ihn sehe," erlaubte sich Pentreath zu bemerken.

„Das ist dummes Zeug," erwiderte Morden, „aber wenn sie einen andern Mann genommen hätte, nachdem sie den alten Haggerston ins Grab befördert hatte . . ."

„Das ist mehr als dummes Zeug," unterbrach ihn Pentreath, der niemals zugeben wollte, daß seines Onkels Diagnose falsch sein könne.

„Ihr Ärzte," begann Morden Carthew, „wollt niemals einräumen, daß ein Mann eures Berufes unrecht haben könne."

„Und ihr Advokaten," versetzte William Pentreath, „wollt niemals einräumen, daß ein Mann irgend eines Berufes recht haben könne."

Hierauf verzehrten sie schweigend ihr Frühstück und ließen für ein paar Tage alle mit dem verstorbenen Mr. Haggerston zusammenhängenden Dinge beiseite.

Dreizehntes Kapitel.

Mr. Chedworth hatte die Gewohnheit, den Postbeutel zwischen Gebet und Frühstück zu öffnen, einem Zeitraum, während dessen von Rechts wegen seine älteren Töchter erscheinen sollten. Allein May, die am zweiten Tage nach ihrer Ankunft erfahren hatte, daß ihre und ihrer Schülerinnen Anwesenheit bei der Familienandacht erwartet wurde, hatte Dorothy nur ein einziges Mal nach der Andacht im Flure getroffen und die Wahrnehmung gemacht, daß die Gemeinde, die Mr. Chedworths feierlichen Tönen lauschte, immer nur aus ihr selbst, den beiden kleinen Mädchen und der Dienerschaft bestand. Gewöhnlich ließ sie eine ihrer Schülerinnen zurück, um sich von ihr etwa für sie eingetroffene Briefe bringen zu lassen. Mr. Chedworth öffnete den Briefbeutel so langsam und bedächtig, daß die weiblichen Dienstboten ein geheimes Abkommen mit dem Postmeister getroffen hatten, alle an sie gerichteten Briefe zurückzubehalten, bis sie sie selbst abholten. Der Poststempel Aldershot oder Plymouth zum Beispiel sollte nämlich für den Hausherrn ein mehr als nur vorübergehendes Interesse haben, wenn er sich auf einem an ein Hausmädchen gerichteten Briefe fand, dessen Angehörige in Torpeleigh wohnten.

„Ein Brief für Sie, Miß Daryll," sagte die kleine Botin am Morgen nach dem Abend, wo Mays Gespräch mit Sir Henry Waterville durch Blanche gestört worden war. May ließ den kleinen grauen Umschlag unbeachtet neben ihrem Teller liegen, denn sie hatte an andre Dinge zu denken, obgleich sie sich schon die ganze Nacht mit diesen Dingen beschäftigt hatte.

„Vetter Henry liest seine Briefe nie," sagte eins der kleinen Mädchen, die zu wenig voneinander verschieden waren, als daß es der Mühe wert wäre, sie durch Namen näher zu bezeichnen.

„Vetter Henry wirft seine fort, ohne sie zu öffnen," sagte das andre, denn die beiden hatten die Gewohnheit, ihre Bemerkungen gegenseitig zu übertrumpfen oder zu bestätigen. „Aber Vetter Henrys Briefe kommen auch immer in langen Umschlägen und riechen nicht so gut wie Ihre."

Der Gebrauch von wohlriechendem Papier war einer von Mrs. Lightfoots Fehlern. Frühes Wittum hat einen entsittlichenden Einfluß auf Frauen, und Madge Lightfoots Erziehung war durch ihre Verheiratung unterbrochen worden, so daß ihre Freunde sie milde beurteilten. Die Erwähnung von Sir Henrys Rechnungen kam gerade gelegen. Ein Mann kann lieben — im modernen Sinne des Wortes — ohne gleichzeitig ein Tor zu sein, doch wenn er nicht einmal seinen eigenen Luxus bestreiten kann, so wird man es begreiflich finden, daß er es sich zweimal überlegt, bevor er die Verantwortung für die Bedürfnisse einer weiteren Person übernimmt. Auch May war geneigt zu überlegen. Eines

armen Mannes Frau zu sein, mochte ja dem Lose einer Erzieherin im Hause eines Reichen noch vorzuziehen sein, dafür war es aber eine Stellung, die man sich nicht gegenseitig zum Ersten des Monats kündigen konnte. Außerdem haben manche Männer die Eigenschaft, durch Blicke oder Worte mehr anzudeuten, als ihnen Ernst ist, und was Sir Henry in dieser Weise auch angedeutet haben mochte, so hatte er doch tatsächlich noch nichts Entscheidendes gesprochen. Alle diese Erwägungen waren angesichts von zwei kleinen Mädchen, die mit offenem Munde auf ihre Milch und Marmelade warten, durchaus nicht am Platze. Die Haushälterin hatte geklagt, daß, seit Miß Daryll ihre Herrschaft im Schulzimmer angetreten habe, dort unerhörte Massen von Marmelade vertilgt würden, deshalb hatte May ihren Zöglingen verboten, sich selbst zu nehmen, und mußte demnach für ihre Bedürfnisse sorgen. Als sie dies getan hatte, versuchte sie durch Mrs. Lightfoots Brief ihre Gedanken auf andre Dinge zu lenken. May Daryll hatte den Brief, den sie an ihre Freundin geschrieben und worin sie ihr Vorwürfe gemacht, daß sie sie wider Willen mit Sir Henry Waterville zusammengebracht hatte, fast vergessen, Mrs. Lightfoot dagegen nicht, obgleich sie die Beantwortung ein paar Tage hinausgeschoben hatte. Sie war voll Reue, und ihre Erklärungen füllten fünf Seiten. Daß die Chedworths mit ihm verwandt seien, habe sie zwar gewußt, aber daß er sich jemals bei ihnen aufhalte, sei ihr unbekannt gewesen. Warum sollte sie etwas von Beziehungen wissen, von denen May, die ihn doch viel besser kenne, nichts geahnt habe? Und

wie konnte sie vermuten, daß May nichts von diesen Beziehungen wisse? Diese drei Beweisgründe widersprachen sich allerdings, allein es folgte noch eine ganze Seite von weiteren Argumenten, so daß May, wenn sie ihr auch nicht glaubte, doch nicht ernstlich böse sein konnte. Schließlich war es doch Sir Henrys Anwesenheit, die ihr hier das Leben erträglich machte.

Auch von ihren eigenen Angelegenheiten schrieb Mrs. Lightfoot. Ihre Hochzeit mit Major Bittlestone solle erst Weihnachten stattfinden. Auf diese Weise würde er nur einen Monat von der Jagdsaison verlieren, und zwar zu einer Zeit, wo die Fröste am häufigsten und strengsten und die Jagdgesellschaften durch Ferienausflügler am zahlreichsten zu sein pflegten, während sich das junge Paar in Monte Carlo aufhalten könne, wo um diese Zeit alle ihre Freunde sein würden. Ins Ausland zu reisen ohne die Gewißheit, mindestens die Hälfte der Leute zu treffen, denen sie in London täglich begegnete, sei unerträglich, aber unter solchen Umständen freue sie sich auf die Flitterwochen.

„Unter Papas Teller lag auch ein Brief an Blanche," begann das kleine Mädchen, das Mrs. Lightfoots Schreiben gebracht hatte, „und gerade, als ich hinausging, legte er ihn auf die Spülschale."

„Mit Miß Habbergons Briefen haben wir das auch immer so gemacht, wenn das Wasser heiß genug war, daß es ordentlich dampfte," sagte ihre Schwester.

„Trinkt eure Milch," unterbrach May die Kinder in strengem Tone. In diesem Augenblick hielt sie nicht viel von kindlicher Liebenswürdigkeit oder elterlicher

Weisheit. Ihr fiel ein, daß, wenn Blanches Brief geöffnet worden war, wahrscheinlich ein Auftritt erfolgen werde. Was Mr. Chedworth mit dem Briefe auch vorgenommen haben mochte, war wahrscheinlich nicht vorsichtig genug geschehen, so daß es zu einer Entdeckung führen mußte.

Die kleinen Mädchen verzehrten ihr Frühstück, und May las Mrs. Lightfoots Brief zum zweiten Male durch. In der Annahme, daß May um die Zeit Ferien haben werde, enthielt er auch eine Einladung zur Hochzeit für sie, was in May die Frage anregte, in welcher Stellung sie wohl um Weihnachten sein werde. Wenn sie sich vorstellte, daß sie noch drei Monate in Chedworth bleiben solle, erschien ihr, so im Lichte einer bestimmten Aussicht betrachtet, die Zeit sehr lang.

Auch scherzhafte und spitzige Bemerkungen über den Einfluß, den May, wie Mrs. Lightfoot annahm, auf die älteren Töchter ausübe, enthielt der Brief, allein wenn May an Blanche Chedworth dachte, kamen ihr diese Bemerkungen ziemlich schal vor. Blanche Chedworth rief ihr Sir Henry Waterville und die Schwierigkeiten, die ihm die nicht wohlriechenden Briefe in langen Umschlägen machten, ins Gedächtnis zurück.

Sodann wurde sie sich bewußt, daß das Frühstück schon zu lange gedauert hatte und daß es Zeit sei, mit dem Unterricht zu beginnen, sowie der Tisch abgeräumt wäre. Während sie sich anschickte, ihren Schülerinnen Aufgaben zu stellen, widmete sie William Pentreath einen vorübergehenden Gedanken. Die Bücher, die er ihr gegeben hatte, waren für sie die Quelle des An-

sehens geworden, das auf soliden Kenntnissen beruht, und ersparten ihr mindestens zwei Stunden Arbeit jeden Tag. Zwei Mußestunden bedeuteten für sie freilich zwei Stunden ermüdenden Grübelns über ihre eigenen Angelegenheiten, allein das verminderte die Dankbarkeit gegen den Geber nicht. Sie war an diesem Morgen froh, daß sie zwei so lenksame Schülerinnen hatte, die, mochten sie nun arbeiten oder untätig sein, wenigstens immer ruhig waren. Mr. Chedworths Zucht im Verein mit der ihrer Vorgängerinnen schien bei ihnen einen besseren Erfolg zu haben als bei Blanche.

So verlebten sie einen ereignislosen Morgen miteinander, verzehrten ein ereignisloses Mittagsmahl und bereiteten sich auf einen ereignislosen Spaziergang im Walde von Chedworth vor. May wünschte nachgerade, daß sich das schöne Herbstwetter ändern möchte, damit ihr einmal die Tretmühle dieses Nachmittagsspazierganges erspart bleibe. Als sie auf die Kinder wartete, die vom Mädchen zum Ausgehen angezogen wurden, hörte sie, wie Blanche ihnen auf der Treppe sagte, sie sollten einstweilen nur in den Garten gehen, und nun wurde ihr beinahe instinktiv klar, daß der Nachmittag nicht so ganz ereignislos verlaufen werde. Wenn sie Blanche hörte oder erblickte, hatte sie stets den Eindruck, als ob man mit körperlichen Erziehungsmitteln mehr bei ihr ausrichten könne als durch moralischen Einfluß; aber als sie das junge Mädchen gleich darauf in die Schulstube treten sah, war sie doch froh, daß junge Damen, die gesellschaftlich über der Klasse der Marktweiber stehen, ihre Zuflucht nicht zu körperlicher Züchtigung zu nehmen

pflegen, denn Blanche sah aus, als ob sie zu allem fähig wäre, besonders da sie in diesem Augenblick beinahe sprachlos zu sein schien.

„Das ist Ihr Werk!“ stieß sie hervor, indem sie einen zerrissenen Briefumschlag emporhielt.

May hatte richtig vermutet: der Brief zeigte deutliche Spuren, daß eine plumpe Hand etwas Ungehöriges damit vorgenommen hatte, und sie konnte das genau sehen, da er ihr dicht vor die Nase gehalten wurde.

„Ich weiß nicht, wovon Sie reden,“ entgegnete sie ruhig, gleichzeitig froh, daß sie einigermaßen vorbereitet war.

„O, wirklich!“ höhnte Blanche. „Sie haben also meinem Vater nicht gesagt, daß ich heimlich Briefe empfinge, und ihm nicht gezeigt, wie man sie öffnen könne?“

„Miß Chedworthy,“ antwortete May, sich in ihrer ganzen Länge aufrichtend, „ich habe Ihre Briefe Ihrem Herrn Vater gegenüber nie erwähnt, und ich lehne es ab, irgend etwas zu besprechen, solange Sie in solcher Weise mit mir reden.“

Bei diesen Worten sah sie Blanche gerade ins Gesicht, während diese ihren unverschämten Blick auf die Stelle zwischen Mays Augen richtete, und das ist, wenn man seines Gegners Blick nicht aushalten kann, beinahe ebensogut, als ihm in die Augen zu sehen.

„Sie werden bezahlt, um mich zu verhindern, Mr. Wilson zu heiraten,“ brummte sie ärgerlich.

„Ich werde bezahlt, um Ihre Schwestern zu unterrichten,“ entgegnete May fest.

„Sie wollen mich aber hindern."

„Nichts in der Welt würde mich so sehr freuen, als Sie mit Mr. Wilson verheiratet zu sehen," versetzte May mit so zweifelloser Aufrichtigkeit, daß der Schuß traf und Blanche errötete.

„Er kann mir ebensoviel über Sie sagen, als Sie über ihn," erwiderte Blanche.

May antwortete nicht, sondern suchte ein gerütteltes Maß von Verachtung in ihre grauen Augen zu legen, und das gelang ihr auch ziemlich gut, wennschon sie Blanche gegenüber verschwendet war, da diese auf den Teppich starrte.

„Was können Sie mir denn über ihn sagen?" fragte sie herausfordernd. „Daß er kein Vermögen hat?"

May erwiderte noch immer nichts.

„Das ist eine Lüge. Er hat ein jährliches Einkommen von achthundert Pfund. Ich habe seine Bankabrechnung gesehen."

„Wirklich?" fragte May gleichgültig.

Jetzt wurde Blanche die in Mays Augen liegende Verachtung gewahr, und ihre eigenen flammten boshaft.

„Ja, wirklich!" rief sie aus. „Und was die Frage anlangt, ob er nach meinem Gelde verlangt, was tut denn Harry Waterville anders, und warum nimmt er so großes Interesse an mir, obgleich er Sie jeden Abend besucht?"

Auf etwas Derartiges war May vorbereitet, so daß sie sich nicht aus dem Konzept bringen ließ, und Blanche biß sich auf die Lippen. Es waren volle, rote Lippen,

aber sie waren in den Mundwinkeln nach unten gezogen. Ein Mitglied des eigenen Geschlechts zu beleidigen, das nicht antwortet, ist ein ziemlich unfruchtbares Beginnen, und Miß Chedworth mochte wohl einsehen, daß ihr Betragen nicht so war, wie man es gewöhnlich von jungen Damen aus guter Familie erwartet, selbst wenn sie zornig sind, aber ihre Lippen zogen sich noch mehr nach unten, und ihre Augen waren so herausfordernd wie nur je, als sie sich auf dem Absatz umwandte.

„In der letzten Woche hat er zweimal um mich angehalten!“ Mit diesem letzten Trumpf warf sie die Tür ins Schloß, ohne sich umzusehen, um die Wirkung ihres Giftpfeils zu beobachten.

Hätte sie sich umgedreht, so würde sie doch nicht viel wahrgenommen haben. May hatte das Gefühl, als sei seit Haggerstons Beerdigung und Morden Carthews Besuch ihr Gemüt verhärtet. Immer sagte sie sich, daß es nichts in der Welt gäbe, woran ihr noch etwas gelegen sei. Nachdem Blanche die Tür der Schulstube ins Schloß geworfen, hatte May fünf Minuten für sich, und obgleich ihr das Herz weh tat, fuhr sie fort, sich vorzureden, daß auf nichts etwas ankomme, und nur die Bläſſe ihrer Wangen deutete auf die erregte Szene, als sie gleich darauf die Kinder im Garten aufsuchte. Die schlimmsten Augenblicke des Tages waren die, wo sie neugierigen kleinen Augen gegenüber ihre Pflicht tun mußte, deren Eigentümern, ebenso wie den Dienstboten im Hause, viele Dinge, die um sie her vorgingen, sehr wohl be-

kannt waren, aber sie gewöhnte sich daran, wie an alles andre. Die kleinen Mädchen fanden an diesem Tage keine sehr lebhafte Gesellschafterin in ihrer Erzieherin, und es war nur die Freiheit, deren sie sich unter ihrer Herrschaft erfreuten, die sie so duldsam machte.

Sich von ihnen zu befreien und mit einem andern Menschen zu verkehren, schien heute ganz unmöglich. Mr. Chedworth war in Geschäften nach Bristol gefahren, und Sir Henry Waterville hatte ihn begleitet. Um fünf Uhr kamen sie zurück, aber nun war es zu spät am Tage, Mr. Chedworth mitzuteilen, daß es ihre Absicht sei, seinen Dienst zu verlassen, und der einzige Schimmer, den sie von Sir Henry erhaschte, zeigte ihn ihr, wie er auf dem Rasenplatze mit Blanche sprach. Nichts, was Blanche sagte, bedurfte schließlich der Bestätigung. Sie mochte nicht wahrheitsliebender sein, als irgend eine andre junge Dame mit ruhelosen Augen und Lippen, die in den Mundwinkeln nach unten gebogen waren, aber was sie gesagt hatte, erklärte vieles, namentlich den Eifer, den May Sir Henry auch in einer guten Sache nie zugetraut hätte, und seine Befangenheit im Benehmen, die von seiner gewöhnlichen gemessenen Freundlichkeit sehr abstach. Bei einem Manne, der im Begriffe war, die Verantwortung für Blanches Zukunft zu übernehmen, konnte ein sorgenvoller Ausdruck nicht wunder nehmen, besonders wenn seine Aussichten davon abhingen, daß er einen andern zu verdrängen vermöchte. Die Rechnungen, die er uneröffnet zu lassen pflegte, führte er immer bei sich,

jedenfalls zur Zeit des Vierteljahrswechsels. Ihr Vorhandensein leugnete er nie, er spielte sogar manchmal auf sie als die unvermeidlichen Übel des Lebens an, die er mit der nämlichen Selbstverständlichkeit über sich ergehen ließ, wie der Landwirt einen sintflutartigen Regen, wenn das Heu halb geschnitten ist.

Während sie in diese Gedanken versunken war, sahen sie die kleinen Mädchen immer neugierig an, und als sie später gerade vor dem Zubettgehen aus dem Garten kamen, schienen sie von ihr zu sprechen, während eines von ihnen, das atemlos die Treppe hinaufgerannt kam, dem andern einen Schilling zeigte und etwas von Gerstenzucker tuschelte, als May durchs Zimmer ging.

„Ein Briefchen für Sie, Miß Daryll," sagte das Kind, „ein Briefchen von Vetter Henry."

Das Briefchen war versiegelt, vielleicht im Hinblick auf das Schicksal, das Blanches Briefen widerfuhr, und aus Achtung vor dem Schulstubenteekessel, und May ließ es uneröffnet auf dem neben ihr stehenden Tische liegen, bis die Kinder widerstrebend hinaufgegangen waren, und auch danach blieb es noch eine halbe Stunde unberührt, ehe sie es öffnete.

„Meine liebe Miß Daryll!

Der Grund, warum ich Sie gestern abend bat, hier zu bleiben, kann Ihnen kein Geheimnis sein, aber nach dem, was Blanche Ihnen gesagt hat, weiß ich, daß Sie es nicht länger hier aushalten können. Alles, was ich jetzt noch tun kann, ist, dafür zu

sorgen, daß Chedworths Ihnen keine Hindernisse in den Weg legen.

Ihr Ihnen mehr als Sie ahnen ergebener

Henry Waterville."

Das war eine seltsame Unterschrift, unter den vorliegenden Umständen beinahe unverschämt, was Sir Henry gar nicht gleich sah. Nie hätte May ihm solche Taktlosigkeit zugetraut. Im ersten Augenblick war sie fest entschlossen, nicht zu antworten, den Brief, den sie den ganzen Nachmittag im Kopfe entworfen hatte, nicht zu schreiben, aber dann erwachte das Bewußtsein in ihr, daß es einen Mann in der Welt gäbe, dem sie, was er ihr auch antun möchte, ihre Verzeihung nicht vorenthalten könne, und daß es jedenfalls noch nicht zu spät sei. Schreiben konnte sie es besser als mündlich aussprechen. Dann konnte sie die ruhige und würdevolle Haltung einer uneigennützigen Freundin einnehmen, die einem Freunde, der dessen bedurfte, guten Rat erteilte. Bei mündlicher Besprechung hätte sie die Ruhe verlieren können und mit ihr die Würde und die Uneigennützigkeit. Sie nahm sich vor, sehr bald zu schreiben, entweder von Mrs. Lightfoot oder von Kerswells aus, so daß der Brief keinesfalls zu spät kam. Mrs. Lightfoots Brief war von London datiert, und sie hatte erwähnt, daß sie ein paar Tage dort bleiben werde. Vielleicht aber wäre es besser, Mrs. Lightfoot ferne zu bleiben, keine Adresse in Chedworth zurückzulassen und auch in ihrem Briefe keine anzugeben. Auf diese Weise würde Sir Henry lediglich von einer Person, die er nie wiedersah, hören,

was die Verheiratung mit Blanche Chedworth nach Ansicht einer augenscheinlich ganz uneigennützigen Freundin für ihn bedeutete. Jedenfalls mußte sie Chedworth verlassen; das war vor allem nötig, und wenn die Einleitung zu diesem Schritte dem nächsten Tage und der Fügung der Umstände überlassen werden mußte, dann konnten die Einzelheiten von dem, was darauf folgte, ebenfalls dem nächsten Tage anheimgestellt bleiben.

Vierzehntes Kapitel.

May Darylls Brotherr war ein Mann von starken und unerschütterlichen Überzeugungen, und diejenige, welche er am eigensinnigsten festhielt, und wovon ihn seine Frau schon vor vielen Jahren vergeblich zu befreien gesucht, bis sie es in Verzweiflung aufgegeben und sich der Hypochondrie in die Arme geworfen hatte, war die, daß er ein tüchtiger Landwirt sei, und daß der Teil der Besitzung von Chedworth, den er, seit er ihm zugefallen war, selbst bewirtschaftet hatte, ohne seine tägliche Überwachung eine öde Wildnis werden, ihr Besitzer aber an den Bettelstab kommen würde. Dieser Glaube hatte ein halbes Dutzend ehrlicher und in ihrem Fache bewährter Verwalter zur Aufgabe ihrer Stellung veranlaßt und seine älteren Töchter in einen Zustand dauernder, wenn auch heimlicher Empörung versetzt. Als sie das Alter erreichten, wo junge Mädchen an die Vergnügungen von London zu denken beginnen, fanden sie, daß ihre Mutter die Gewohnheit hatte, von Zeit zu Zeit Ausflüge nach der Stadt zu machen, um dort ärztlichen Rat zu suchen, während ihr Vater seit zehn Jahren, ausgenommen zur Kirche und den vierteljährlichen Gerichtssitzungen, keinen

schwarzen Rock und hohen Hut mehr getragen und auch nicht die Absicht hatte, es ferner zu tun. In seiner Ansicht, daß weder seinem Vieh, noch seinen Töchtern selbst nur für wenige Tage zu trauen wäre, wenn sein Auge nicht auf ihnen ruhte, fanden sie ihn noch hartnäckiger geworden, und die Folgen von Blanches erstem Ausfluge in die Welt, wozu ihr unabhängiges Vermögen ihr die Möglichkeit geboten hatte, waren ganz dazu angetan, diese Ansicht in Hinsicht auf seine Töchter zu verstärken, ohne sie zu verändern, soweit sie sich auf sein Vieh bezog.

Mr. Chedworths Eifer für die Landwirtschaft war demnach die mittelbare Ursache des unbefriedigenden Verhältnisses, in dem seine älteren Kinder zu ihm standen, wie ihm schließlich auch May Darylls Anwesenheit in seinem Hause zuzuschreiben war. Ferner bildete er die unmittelbare Ursache davon, daß May es heute seinen jüngern Kindern überließ, sich in dem Bemühen, ein langes und langweiliges Kapitel aus der französischen Geschichte zu bemeistern, ihre krausen Haare auszuraufen, während sie ihren Vater aufsuchte, um ihn zu bitten, sie aus einer unhaltbaren Stellung zu entlassen. Am Tage vorher hatte er einige zwanzig Stück Vieh gekauft, die in Chedworth gemästet werden sollten, bis sie zu einem vorteilhaften Preise wieder verkauft werden könnten, und da er seinem Verwalter, trotz dessen dreißigjähriger Erfahrung nicht zutraute, daß er alles, was die Tiere bei ihrer Ankunft bedurften, anordnen werde, hatte er sich unmittelbar nach dem Frühstück allein auf den Weg nach dem Wirtschaftshofe gemacht und, wie der Haus-

hofmeister berichtete, gesagt, er werde erst spät am Nachmittage zurückkommen. Brot und Käse im Ochsenstall waren ihm lieber als die feinsten Genüsse mit den Wutanfällen seiner ältesten Tochter als Beilage in seinem eigenen Speisezimmer. Mrs. Chedworth zu belästigen, daran konnte May nicht denken. Sie erschien selten vor dem Gabelfrühstück, und selbst darauf war manchmal für eine Woche und mehr nicht zu rechnen. May Daryll mußte sich sagen, daß es am besten sei, das, was sie zu sagen hatte, rasch und unwiderruflich auszusprechen, und daß es am vorteilhaftesten sei, einen Ort für ihre Mitteilungen zu wählen, wo keine Unterbrechung zu befürchten wäre. Mochte auch Sir Henry Watervilles Ehrgeiz darauf gerichtet sein, seine verschuldeten Äcker selbst zu bebauen, so hatte er doch nie ein Hehl daraus gemacht, wie wenig er seines Vetters Schwärmerei für Ochsen und Schweine zu teilen vermochte. Seine Anwesenheit im Wirtschaftshofe war also kaum zu besorgen. Deshalb gab sie ihren Schülerinnen genug Nahrung für ihren jungen Verstand, daß ihr Wissensdurst auf einige Stunden befriedigt war, und machte sich auf den Weg, Mr. Chedworth aufzusuchen.

Allein der Haushofmeister hatte ihr nicht gesagt, entweder weil er es selbst nicht wußte, oder weil sie ihn nicht danach gefragt hatte, daß sein Herr zunächst nach den Treibhäusern gegangen war, um mit dem Gärtner zu sprechen. Von dem Wunsche beseelt, ihr alles so leicht zu machen, als es in seiner Macht stand, war indessen auch Sir Henry Waterville, nachdem er sich eine Handvoll Zigarren in die Tasche gesteckt

hatte, um mit ihnen die ländlichen Düfte des Wirtschaftshofes zu bekämpfen, ebenfalls ausgegangen, seinen Vetter zu suchen.

Er hatte Chedworth ins Gewächshaus treten sehen und war auf dem Pfade, den man von den Fenstern der Schulstube aus überblicken konnte, in den Garten und den daranstoßenden Wald geschlendert. Auch May folgte diesem Pfade, da sie wußte, daß er die ungefähre Richtung nach dem Wirtschaftshofe hatte, wohin sie ihren Weg leicht zu finden hoffte, wenn sie erst aus dem Dickicht heraus war. Rasch ausschreitend, stieß sie plötzlich auf Sir Henry Waterville, der auf einem gefallenen Baume saß und mit allen äußeren Anzeichen ruhiger Beschaulichkeit rauchte.

„Ich bin auf dem Wege, Mr. Chedworth zu suchen," sagte sie etwas steif, als er sich erhob und seine Mütze abnahm.

„Ich auch," antwortete er, indem er den Pfad entlang sah, auf dem sie gekommen war. „Er wird gleich hier sein."

„Auch mit Ihnen möchte ich sprechen," fügte sie hinzu, der Richtung seines Blickes folgend. Der Brief, den sie im Kopfe entworfen, hatte sich schließlich nicht in eine befriedigende Form bringen lassen wollen, und es sprach doch wohl mehr zu Gunsten einer mündlichen Auseinandersetzung, als sie geglaubt hatte.

Nachdem sie diesen Wunsch ausgesprochen hatte, wandte Henry sich einem schmalen, im dichten Unterholze kaum sichtbaren Fußpfade zu, und sie gingen so weit ins Gehölz, daß sie vom Hauptpfade aus nicht mehr zu

sehen waren. Ein Fasanenhahn flog auf und verschwand mit trotzigem Schrei zwischen den Bäumen, aber Mr. Chedworth, über dessen Kopf er ein paar Sekunden später hinwegstrich, war zu sehr damit beschäftigt, sich den möglichen Zustand seiner Ochsen auszumalen, als daß er sich gefragt hätte, was den Vogel wohl aufgescheucht haben mochte. Als May und Sir Henry stehen blieben und lauschten, konnten sie seine Schritte hören, die schwächer und schwächer wurden, je weiter er sich nach dem Wirtschaftshofe zu entfernte.

„Noch ein klein wenig weiter," schlug Sir Henry vor, und nachdem sie sich einige Minuten durch Haselnuß- und Brombeergestrüpp gedrängt hatten, erreichten sie einen moosigen Reitweg, wo ein andrer Baum, der von einem Herbststurm niedergeworfen und liegen geblieben war, beiden Raum zum Sitzen bot.

May nahm Platz und sammelte ihre Kräfte zu einer Anstrengung. Wenn sie indes gehofft hatte, ruhiger zu werden und mehr Selbstbeherrschung zu gewinnen, so hatte sie sich geirrt, doch war es nun zu spät, sich zurückzuziehen.

„Sir Henry Waterville," begann sie, „ich möchte eine Frage an Sie richten, obgleich ich weiß, daß ich kein Recht dazu habe."

„Fragen Sie nur," antwortete er.

„Ist Blanche Chedworth ein Mädchen, die ein Mann, der bei gesunder Vernunft ist, heiraten dürfte?"

„Ein Vetter von mir ist Rechtsanwalt," entgegnete Sir Henry, „und der hat mir einmal den Rat gegeben, mich vor anscheinend einfachen Fragen zu hüten."

„Bitte, antworten Sie," drängte May, durch seinen leichten und gleichgültigen Ton etwas gereizt.

„Das ist eine Frage," erwiderte er nun, „die Sie lieber Mr. Raymond Wilson vorlegen sollten."

„Aber ich möchte sie gerne von Ihnen beantwortet haben," entgegnete May. Er saß einige Fuß von ihr entfernt und blickte sie stumm fragend unter dem Schirm seiner Mütze hervor an, so daß sie nicht gut anders konnte als fortfahren. Daß sie viel wagte, verhehlte sie sich nicht, und es beschlich sie auch ein Zweifel, ob sie nicht die Rolle einer Romanheldin spiele und mit ihren Versuchen, beredt zu sein, Gefahr laufe, sich lächerlich zu machen, allein sie verhärtete ihr Herz, vermied seine dunklen Augen, als sie einen Schimmer von Überraschung darin erspähte, und blickte gerade vor sich hin. Blanche sei reich, das gebe sie zu; sie sei auch hübsch, das wolle sie auch nicht bestreiten; Blanche könne sich bessern, an Veranlassung dazu fehle es ihr jedenfalls nicht. Die Möglichkeit, daß sie sich überreden lasse, Mr. Wilson aufzugeben, sei nicht ausgeschlossen, auch habe sie Vermögen. Das sei ja gewiß nicht zu verachten, aber könne das Geld für alles andre entschädigen? Sie — May — kenne den Wert des Geldes so gut als irgend jemand, und sie sei weit davon entfernt, sich an dessen Mangel zu gewöhnen. Aber war das Spiel die Kerze wert? Er wisse ja, welches — das rechte Wort zu finden, war nicht leicht, und er half ihr gar nicht — Interesse sie an ihm nehme, er müsse es wissen, und wenn nicht, so wolle sie es ihm beweisen, indem sie ihn als Freundin, die Anteil an seinem Ge=

schicke nehme, bitte, dränge, anflehe, sich klar zu machen, wie erbärmlich, schlimmer als Armut — und sie wisse ja nur zu gut, was Armut sei — das Los des Mannes sein würde, der Blanche Chedworth heiratete.

Als May sich hatte hinreißen lassen, ihr Beginnen mit dem Interesse zu entschuldigen, das sie an ihm nahm, und dabei röter und röter wurde, zog Henry seine Mütze tiefer ins Gesicht und sie fühlte seinen Blick noch durchdringender auf sich gerichtet als zuvor. Aber seinen etwas verblüfften Ausdruck bemerkte sie nicht eher, als bis sie sich erhob und vor ihm stand, gerade als sie geendet hatte, oder vielmehr innehielt, um Atem zu schöpfen.

„Ich sehe nicht recht ein," nahm er jetzt ruhig das Wort, als ob er einen Punkt zur Sprache bringen wolle, der zwar der Aufklärung bedürftig, aber möglicherweise nicht von Belang sei, „was Blanche Chedworth mit mir zu schaffen hat."

„Sie wollen sie doch abhalten, Raymond Wilson zu heiraten," antwortete May nach einer Pause.

„Sie ist meine Cousine, und ich habe weiter nichts zu tun. Was weiter."

„Sie wollen sie doch selbst heiraten," antwortete May einfach.

„Ich will Blanche heiraten?" wiederholte er langsam. „Auf den Gedanken sind Sie nicht von selbst gekommen."

„Sie hat es mir gesagt," erwiderte May, „sie behauptete, Sie hätten ihr einen Antrag gemacht."

Ein düsteres Lächeln huschte über Sir Henrys Züge.

„Ich bin Blanche sehr verbunden,“ sagte er. „Eine offene, unverblümte Lüge ist leicht auszusprechen und tut ihre Arbeit rasch, aber es ist ebenso leicht, sie zu widerlegen. Haben Sie es geglaubt?“

„Sie haben es ja in Ihrem Briefchen von gestern abend so gut wie zugegeben,“ begann May, indem sie in ihrer Tasche nach dem Papier fühlte, allein er hielt sie auf.

„Gestern nachmittag habe ich mich mit Blanche auf dem Rasen gezankt, und sie behauptete, sie hätte Ihnen etwas gesagt, sprach sich aber nicht näher darüber aus. Ich dachte, es wäre etwas ganz, ganz andres. Glauben Sie mir?“

May schwieg, nicht etwa weil sie nicht bereit gewesen wäre, alles was Blanche sprach, für Lügen zu halten, sondern weil sie nicht gleich Worte finden konnte, und als sie dabei an alles dachte, was sie gesagt hatte, wurde ihr noch heißer als zuvor.

„Ich kann Blanche ohne Schwierigkeit widerlegen,“ fuhr er fort, „indem ich Ihnen sage, was sie, wie ich mir dachte, gehört und Ihnen wiedererzählt haben mußte. Es wäre meine Pflicht gewesen, es Ihnen schon lange zu sagen, und ich hatte auch die Absicht, es neulich im Schulzimmer zu tun, aber es betrifft eine Sache, die zur Sprache zu bringen nicht leicht ist.“

„Nun?“ fragte May, ihn anblickend, und jetzt schienen ihr die Linien um seine müden Augen schärfer als bisher hervorzutreten.

„Ich bin verheiratet,“ sagte er einfach.

„Verheiratet!“ wiederholte May, ihn wie verstört ansehend.

„Verheiratet," wiederholte auch er in hartem Tone, „seit fünfzehn Jahren verheiratet. Blanches Vater und Mutter wissen es, und ich dachte, sie habe es erfahren, denn der alte Wilson weiß es auch. Ich kannte ihn damals, und er hat geholfen, die Geschichte zu stande zu bringen. Wahrscheinlich hält er das Geheimnis für irgend eine Gaunerei in Bereitschaft."

Bei diesen Worten drückte er die Zigarre, die ihm entfallen war und vor seinen Füßen lag, mit dem Stiefelabsatz in das moosige Gras, als ob sie ein lebendes Wesen sei, das er auf diese Weise töten, begraben und vergessen könne.

„Verheiratet!" sagte May noch einmal, als das Schweigen drückend zu werden anfing, und er rückte näher zu ihr und ergriff ihre beiden Hände.

„Miß Daryll — May," sagte er, „ich hätte Ihnen das bei irgend einer Gelegenheit während der letzten zwei Jahre sagen sollen, und da wäre es mir leicht geworden; ich hätte es Ihnen während der letzten paar Monate sagen sollen, allein da wäre es schon schwieriger gewesen; jedenfalls aber in den letzten paar Tagen, aber ich wußte, daß, wenn ich davon spräche, ich Ihnen auch sagen müsse, wie sehr ich Sie liebe. Ich konnte mich nicht von allem auf einmal trennen, May," fuhr er fort, ihr in die Augen sehend. „Sie lieben mich, und ich liebe Sie."

„O, nicht doch," antwortete sie mit leiser, matter Stimme. „Ihre Frau — wo ist sie?"

Indem er ihre Hände wieder auf ihre Kniee fallen ließ, zog er eine Brieftasche hervor.

„Als ich zuletzt von ihr hörte, war sie in Kalifornien," antwortete er. „Sehen Sie hier. Von Zeit zu Zeit schickt sie mir derartige Sachen. Ich will es Ihnen vorlesen."

Bei diesen Worten zog er einen schmalen Papierstreifen aus der Brieftasche — eine aus einer Zeitung geschnittene Spalte, die mit ihren fettgedruckten Überschriften ihren amerikanischen Ursprung nicht zu verleugnen vermochte. Er hielt den Ausschnitt so, daß sie die oberste Zeile sehen konnte.

„La Salvolatilla wieder in Croßville. — Schleudert ihren Schuh in eine Loge, und ein Senator trinkt daraus ihre Gesundheit in Sekt. — Sallys neueste Sprünge — unsre Sally weiß nichts von falscher Scham."

„Meine Frau weiß nichts von falscher Scham," sagte Sir Henry bitter.

May nahm ihm den Zeitungsausschnitt aus der Hand, las ihn durch und suchte den Sinn der Notiz zu ergründen, während sie durch das Lesen gleichzeitig der Notwendigkeit des Sprechens auf einige Minuten enthoben wurde. Aus dem, was sie den vor ihren Augen tanzenden Zeilen entnehmen konnte, schloß sie, daß La Salvolatilla ein Liebling des Publikums von Croßville und Umgegend sei, und daß sie an dem beschriebenen Abend „wie ein schäumender Wirbel von Tüll und Spitzen" auf die Bühne geschwebt sei, kurz, daß Lady Waterville der besonders helle Stern eines Kunstinstituts sei, das man wohl als Tingeltangel bezeichnen konnte.

„Sie sind verheiratet — mit — einer Schauspielerin?“ fragte sie, als sie den Artikel zu Ende gelesen hatte, wobei sie den Eindruck hatte, als sei ihre Stimme ziemlich fest, obgleich sie ihr hohl und unnatürlich klang.

„So bezeichnete ich sie, als ich zwanzig Jahre alt und sie Anfang der Dreißig war. Meine Freunde waren nicht so höflich, bis sie merkten, daß die Tat geschehen war, worauf sie der Sache ihre beste Seite abzugewinnen suchten. Ich glaube, sie hielten einen Familienrat, und Dick Chedworth war dafür, sie anzuerkennen und sie womöglich zu einem respektablen Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Damals tat er sein Möglichstes für mich, und deshalb tue ich jetzt für ihn, was ich kann. Allein sie nahm uns die Entscheidung der Frage aus der Hand, indem sie mich fallen ließ wie eine ausgedrückte Orange, und zur Bühne zurückkehrte, als sie einsah, daß aus mir kein Geld mehr herauszupressen war.“

May legte ihre Hand auf die seine und ließ sie dort ruhen.

„Sie tun mir von Herzen leid,“ sagte sie.

Das waren dieselben Worte, die er zu ihr gesprochen, als sie ihm am Abend ihrer Ankunft in Chedworth erzählt hatte, wie ihre eigenen Angelegenheiten standen.

„Jetzt werde ich wohl bedauern müssen,“ fuhr er fort, „daß sie und ich die Sache so geheim gehalten haben, als wir konnten, und daß ich, auch nachdem sie mich verlassen hatte, niemand etwas davon sagte, der es nicht schon wußte. Durch Führung meines Namens kann

sie nichts gewinnen, und deshalb hat sie sich nie Lady Waterville genannt. So hat auch Armut ihre guten Seiten. Ich schwieg weiter, und natürlich bezahle ich ihr ein Jahrgeld."

„Aber ist sie ...?" fragte May. „Ich meine, hat sie ...? Ich wollte sagen, läßt sich denn gar nichts tun?"

„Kann nicht der Richter trennen, was Gott zusammengefügt hat? Das ist genau die Frage, worüber sich Dick den Kopf zerbricht. Ihnen kann ich mehr sagen als ihm. Er ist ein guter Mensch, aber Krautjunker und Familienväter sind meist etwas beschränkt," antwortete er. „Ich habe es versucht, sobald ich einen plausiblen Scheidungsgrund zu haben glaubte, aber sowie sie sich einigermaßen in die Karten sehen ließ, fand ich, daß ihre Trümpfe zu stark waren."

„Das verstehe ich nicht recht," entgegnete May.

„Aus irgend einem Grunde wünschte sie keine Scheidung," erwiderte Sir Henry Waterville. „Wahrscheinlich fürchtet sie, daß die paar hundert Pfund, die ich ihr gebe — Gott mag wissen, wo ich sie nächstes Jahr hernehmen soll —, nicht mehr bezahlt werden würden, wenn ich einmal von ihr befreit wäre."

„Wie ist es ihr denn möglich, Sie zu hindern, wenn Sie wollen?" fragte May ohne Umschweife.

„Sehen Sie," antwortete er, indem er seine Hand aus der ihren nahm, sein Knie umklammerte und so langsam und so eindringlich sprach, als ob er ihr die Sache ein für allemal klar machen wolle. „Wenn die andre Seite Gegenklage erhebt und Beweise dafür bei-

bringt, so stellt der Richter das Verfahren ein. Droht aber die andre Seite mit Gegenklagen, und weiß man, daß sie sie zwar nicht beweisen, daß aber deren bloße Erhebung zwei vollkommen unschuldige Leute zu Grunde richten kann, so zieht man selbst die Klage zurück. Was kann man da machen?"

„Nichts," stimmte May zweifelhaft zu, „das heißt, ich glaube es."

„Sehen Sie," antwortete Sir Henry, „ich habe einmal mit jemand bei Grisati zu Abend gespeist, und obwohl wir ein Privatkabinett hatten, muß doch meine Frau oder eine ihrer Freundinnen uns gesehen haben, und außerdem würden auch die Kellner alle Beweise, die etwa noch nötig gewesen wären, geliefert haben."

„Wahrscheinlich war die Dame verheiratet und ihr Mann wußte von nichts?"

„Sie haben die Sachlage vollkommen richtig erfaßt," entgegnete Sir Henry Waterville. „Wir hatten es vergessen, ihn einzuladen, und ich glaube, sie hat ihm nicht erzählt, wo sie gewesen war, als sie ihn das nächste Mal traf. Mein war die ganze Schuld, und doch würde auch sie ihren Anteil am Urteile der Welt zu tragen gehabt haben; dabei war sie vollkommen unschuldig und das Ganze war durchaus harmlos — aber wer hätte ihr das geglaubt?"

„Sie hat mit Ihnen zu Abend gespeist?" begann May.

„Das haben auch andre getan," entgegnete Sir Henry. „Ich spiele mich nicht auf den Tugendspiegel hinaus — das weiß Gott — aber die Gelegenheit

zu haben, heißt doch noch lange nicht, sie auch zu benützen."

„Und das ist schon lange her?" fragte May.

„Ein dutzend Jahre oder noch mehr," antwortete er, „als Sie noch in kurzen Kleidern umherliefen. Bevor Ihr Leben begann, war das meine zu Ende. Ich zog den Vetter zu Rate, von dem ich Ihnen gesprochen habe, und sagte ihm alles ganz offen. Wahrscheinlich glaubte er auch, was ich ihm sagte, aber trotzdem war sein Vertrauen in meine Sache gleich Null. Ich entsinne mich, daß er meinte, Schmutz, den man umherwerfe, müsse irgendwo hängen bleiben, und je reiner die getroffene Person sei, um so entstellender wirke der Schmutz, und daß, wenn meine Frau die Absicht habe, jeder beliebigen Dame, bei der ich einmal zum Nachmittagstee gewesen sei, schwere Unannehmlichkeiten zu bereiten, ihr das wahrscheinlich sehr leicht werden würde. Ich kannte meine Frau sechs Monate, einschließlich der fünf oder sechs Wochen, ehe ich sie heiratete, und wußte, daß sie vor nichts zurückschrecken würde. Deshalb konnte ich seiner Ansicht nur beistimmen, und — so steht die Sache."

„Ja, so steht die Sache," antwortete May niedergeschlagen.

Sir Henry ergriff wieder ihre Hände, und sie überließ sie ihm, als ob sich das von selbst verstehe. Er liebte sie, und sich die andre Frau als Wirklichkeit vorzustellen, war nicht so leicht.

„Mein süßes Herz," murmelte er sehr weich, „hier sind wir beide, aber eins von uns muß gehen."

„Warum?“ fragte May. „Viel Glück wird vielleicht keinem von uns erblühen, aber hier können wir uns doch wenigstens sehen.“

„Ich hätte schon früher gehen sollen,“ sagte er, „oder ich hätte nicht sprechen dürfen. Immer habe ich die beste Absicht, meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit zu tun, und dann tue ich das Gegenteil.“

„Es war ja nicht Ihre Schuld,“ drängte May. „Wir sind getrieben, getrieben, getrieben; schon seit ein paar Jahren sind wir getrieben. Ich glaubte immer, Sie versuchten, sich nicht treiben zu lassen, aber den Grund, weshalb Sie das taten, ahnte ich nicht. Jetzt liegt mir nicht mehr so viel daran,“ fügte sie, mit einem halben Lächeln zu ihm aufsehend, hinzu, „daß ich mein Vermögen verloren habe.“

„Vielleicht wäre mir der Gedanke, eine Erbin zu heiraten, nicht angenehm gewesen,“ erwiderte er mit einem leisen, trockenen Lachen, als seine Augen den ihren begegneten. „Ich mag arm sein, aber ich bilde mir gern ein, ich sei unabhängig.“

„Was würden Sie getan haben, wenn ich Sie gebeten hätte?“ fragte May. „Ich war fest entschlossen, daß uns das nicht trennen sollte.“

Ein Lächeln, das in seinen Augen erschien, war seine einzige Antwort, und er versank auf einige Augenblicke in Schweigen. Als er wieder sprach, war es klar, daß er an die Einzelheiten gedacht hatte, die sie so gerne vergessen hätte.

„Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein, daß Sie Chedworth gegenwärtig kündigen,“ sagte er. „Diesen Morgen

habe ich die Nachricht erhalten, daß infolge der unerläßlichen Pachtermäßigungen in diesem Jahre nach Bezahlung der Hypothekenzinsen für mich von meinem Einkommen nichts mehr übrig bleiben wird. Ich habe nichts mehr für mich selbst und nichts mehr, um es — nach Amerika zu schicken, so daß ich, selbst wenn sie nicht herüberkommt und mich aufsucht, etwas anfangen oder verhungern muß.“

„Was anfangen?“ fragte May.

„Meine Ausbildung,“ antwortete er achselzuckend, „befähigt mich allenfalls zum Jägerburschen oder Wildhüter, aber am anständigsten und am wenigsten auffallend verhungert man in den Kolonieen.“

„Sind Sie vollkommen hoffnungslos und sehen Sie nirgends Hilfe?“ fragte May, ihre kleinen Zähne aufeinander beißend.

„Vollständig,“ entgegnete er. „Das bißchen Hoffnung und Vertrauen auf Hilfe, das früher in mir steckte, ist längst aus mir herausgequetscht. Ich habe mir einen Mühlstein um den Hals gelegt, und wenn ich ihn mir auch selbst umgehängt habe, so wird er dadurch nicht leichter.“

„Bleiben Sie noch eine Weile hier,“ bat May; „das kann doch nichts verschlagen.“

„Jetzt habe ich etwas, wofür ich arbeiten kann, wenn es auch in einer sehr unklaren Zukunft liegt. Wie alt sind Sie?“

„Dreiundzwanzig,“ erwiderte May, „und ich will warten bis in Ewigkeit.“

„Ich bin Fünfunddreißig, sie aber ist einige Vierzig,

und die kalifornischen Getränke, die ich versucht habe, sind billig, aber gesund," antwortete Sir Henry düster. „Nein, ich bin mein ganzes Leben lang ein selbstsüchtiges Biest gewesen, und ich war auch ein solches, als ich sagte, was ich eben gesagt habe, allein ich wollte wissen, ob Sie mich liebten — bisher habe ich es nur vermutet — und dachte nicht an das, was hinterherkam."

„Und was kam hinterher?" flüsterte May, ihre Finger in die seinen flechtend.

„Ich bereue meine Selbstsucht," versetzte er, „und ich muß sie, soviel ich kann, wieder gut machen. Je schneller ich abreise, um so rascher werden Sie mich vergessen."

Bei diesen Worten erhob er sich, als ob er sie sogleich verlassen wolle, allein auch sie stand auf, und er zog sie an sich und küßte sie wieder und wieder.

„Mein Lieb!" sagte er leise und mit heiserer Stimme.

„Sie sollen nicht gehen, Sie sollen nicht, ich will es nicht," hauchte sie. „Ich habe versucht, zu weinen, um zu sehen, ob das Sie nicht festhalten könne, aber das Bewußtsein, daß Sie mich lieben, hat mich so wahnsinnig glücklich gemacht, daß ich beim besten Willen keine Träne herauspressen kann."

Hierauf brach sie, um die Wahrheit ihrer Worte zu beweisen, in ein Schluchzen aus, das sie nicht unterdrücken konnte.

„O, nicht doch, mein Lieb," sagte er, sich über sie beugend. „Auch ich fühle mich so glücklich und verfluche mich zugleich, daß ich nicht anders kann."

„Ich dachte, ich sei gänzlich verhärtet," entgegnete sie, sich die Augen trocknend und zu ihm aufblickend, „aber es ist stärker als ich. Sie werden doch nicht fortgehen und mich allein lassen?"

„Ich muß arbeiten, Liebste."

„Ich auch, aber wir brauchen doch nicht in verschiedenen Weltteilen zu arbeiten. Ich werde nach London gehen und dort etwas suchen; dann können wir uns doch sehen und einander helfen."

Voll Zweifel schüttelte er den Kopf. Seine Gefühle für sie waren grundverschieden von irgend welchen, die er jemals für ein andres Weib gehegt hatte, auch hatte er eine unbestimmte Vorstellung, soweit er in diesem Augenblick zu denken fähig war, daß er sich ihr gegenüber anders benehmen müsse, als bei seinen früheren Beziehungen zum schönen Geschlecht. Allein unmittelbare Eile war nicht vonnöten, hatte er doch in den letzten Jahren die Lösung mancher unangenehmen Frage aufgeschoben und so konnte er dasselbe auch in diesem Falle tun, wenigstens auf einige Stunden; dann brauchte er im Augenblick nichts mehr zu sagen.

„Nun?" fragte sie.

„Hm," antwortete er, indem er sie wieder küßte. Und sie reichte ihm willig ihre Lippen, denn der Gedanke, daß sie etwas andres tun könne, kam ihr gar nicht in den Sinn.

„Ich muß jetzt nach dem Hause zurückkehren, Liebster. Die Kinder werden mit den Aufgaben, die ich ihnen gegeben habe, fertig sein, aber Mr. Chedworth brauche ich heute nicht mehr aufzusuchen."

„Ich auch nicht," erwiderte er, indem er sie widerstrebend losließ und ihr auf dem durch das Unterholz nach dem Hauptwege führenden Pfade vorausging.

Dann sah er ihr nach, als sie weiter nach dem Garten zu wanderte, wobei sie sich die Augen trocknete und von Zeit zu Zeit umschaute, um ihm mit dem Taschentuche zu winken. Als sie seinen Blicken entschwunden war, setzte er sich auf den Baumstamm, worauf sie ihn gefunden hatte, und zündete sich nachdenklich eine Zigarre an.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Sir Henry Waterville mit seiner Zigarre halb fertig war, hatte er seine Gedanken geordnet und war zu einem Entschlusse gekommen. Unklar waren seine Gedanken niemals, und wenn es ihn einige Zeit gekostet hatte, zu dem erwähnten Entschlusse zu gelangen, so lag das mehr an seinem Widerstreben dagegen, als daran, daß er etwa seine Unvermeidlichkeit nicht erkannt hätte. Seine eigenen Angelegenheiten zu überlegen, wenn sich ihm der Gedanke an sie aufdrängte und nicht wieder vertreiben lassen wollte, war ihm nichts Ungewohntes, und daraus, daß er seine Sorgen meist für sich behielt und bei keinem Menschen Rat und Hilfe suchte, darf man nicht schließen, daß sie ihm nicht häufig zu schaffen gemacht hätten. Der einen oder andern Frau gegenüber mochte er vielleicht während der letzten Jahre die auf den Tingeltangelbühnen des fernen Westens umherwirbelnde La Salvolatilla erwähnt haben. Dabei war er wohl von der halb eingestandenen Hoffnung geleitet worden, daß eine von ihnen sein Geheimnis verraten und ihn so der Mühe, es zu bewahren und möglicherweise zu einer ungelegenen Zeit selbst enthüllen zu müssen, überheben werde. Allein das hatte keine

getan, und die wenigen Männer, die es kannten, mochten es vergessen haben, mit Ausnahme Mr. Chedworths und zweifellos auch Raymond Wilsons, der den Wert derartiger Dinge, wenn man sie nur bis zum rechten Augenblick aufsparte, ebensogut kannte, als ihre Wertlosigkeit, wenn sie einmal Gemeingut geworden waren.

Was die Frauen anlangt, so waren sie inzwischen älter geworden, hatten geheiratet und mochten es zum Teil vergessen haben. Anvertraut hatte er ihnen sein Geheimnis, weil er in ihren Augen dasselbe Licht wahrgenommen, das er in denen May Darylls gesehen hatte, aber bei jenen hatte dieses Licht keine entsprechende Flamme in seinen eigenen Augen entzündet. Liebe zu ersticken ist eine unschwer auszuführende Operation, wenn keine Selbsterdrosselung damit verbunden ist. Mays Liebe zu ersticken, hätte früher einmal, vor etwa einem oder zwei Jahren, wenig Schwierigkeiten gemacht, aber schon damals wäre es für ihn nicht ohne Schmerzen abgegangen, und nun war eine neue Sachlage eingetreten, die seine Angelegenheiten, gerade wo sie sich im schlimmsten Wirrwarr befanden, noch mehr verwickelte. Allein es war eine Sachlage, worauf er mehr oder weniger vorbereitet war, und sie konnte nicht lange andauern, ohne daß eine Veränderung eintrat. Als grüner Junge hatte er vierzehn Tage lang ein Narrenparadies in der Ehe gefunden; jetzt aber war er darüber hinaus, sich solchen Illusionen hinzugeben, lediglich darum, weil er May Daryll liebte, weil sie diese Liebe erwiderte und weil sie etwa eine Woche unter demselben Dache leben könnten, wenn sie wollten. Sie mochte

bleiben; vielleicht war das das Beste, was sie tun konnte, er aber mußte jedenfalls gehen. Sein Lebenslauf hatte jetzt einen Punkt erreicht, wo ihm beschauliche Untätigkeit nichts mehr nützen konnte, und er fühlte ein Verlangen, zu handeln, wie er es noch nie zuvor empfunden hatte. Für sie aber war es am ratsamsten, wenn sie blieb. Zwar hatte sie darauf angespielt, in London Beschäftigung zu finden und daß er ihr dann nahe sein könne, aber er wünschte nicht, ihr nahe zu leben, bis er mit ihr leben konnte, und wenn sie in London Verdienst suchen wollte — er nahm sich vor, sein möglichstes zu tun, sie davon abzuhalten —, so konnte das seinen Entschluß nicht ändern, anderswo zu arbeiten, wo Arbeit einträglicher und folglich die Aussicht auf Ruhe näher war. Jedenfalls war es ein recht fernes Ziel.

Seine Frau war, soviel er sich entsinnen konnte, niemals mäßig gewesen, und auf Besserung hatte er nie gehofft, allein ein ausschweifendes Leben ist eine schrecklich langsame Todesart, außer in den Augen begeisterter Mäßigkeitsapostel. Ausgesprochene Abneigung gegen die Arbeit empfand er keineswegs; er hatte sich sogar oft danach gesehnt, um eine Waffe gegen seine Gedanken und Erinnerungen darin zu finden. Nun aber blieb ihm gar nichts andres übrig. Sein erster Schritt mußte sein, nach London zu gehen und festzustellen, über welche Mittel er noch verfügte, um sich sodann unbeeinflußt von Mays Nähe alles weitere klarzumachen. Von Chedworth wegzukommen, war schon etwas. Was Blanche anlangte — er knirschte mit den Zähnen, als er an sie und May dachte —, so hatte er seine Cousine seit ein

paar Stunden völlig vergessen, aber er wünschte sich jetzt fast das Vergnügen einer Unterhaltung mit ihr. Einen Augenblick später glaubte er, dieser Wunsch solle in Erfüllung gehen, denn plötzlich schob sich die kalte Schnauze eines Foxterriers in seine Hand, dessen Herrin leise durch das hinter ihm befindliche Gebüsch gekommen war. Ein Terrier in Chedworth ließ auf Dorothys Nähe schließen, und wo Dorothy war, da war in der Regel auch Blanche nicht fern. Sir Henry Waterville nahm sich vor, sich zu beherrschen. Er dankte seinem Stern, daß er die Mädchen nicht früher getroffen hatte, doch nun zeigte es sich, daß Dorothy allein war.

„Laß Jock nicht an dir in die Höhe springen," rief Dorothy, die etwas erhitzt und unruhig aussah, „er hat im Schweinekoben bei den Ställen Ratten gejagt, und mein bestes Frettchen steckt fest. Ich glaube, der Schweinekoben wird abgerissen werden müssen, um es wieder zu befreien. Was wohl der Alte sagen wird?"

„Er wird sagen, die Ratten seien ihm immer noch lieber als deine Art, sie zu vertreiben," meinte Sir Henry trocken. „Muß der Stall auch abgerissen werden, wie der Schweinekoben?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Dorothy niedergeschlagen. „Könntest du Papa nicht sagen, ich sei mit dir zusammengewesen, und du seiest an allem schuld? Mich dünkt, du könntest jetzt alles bei ihm erreichen, während ich gar nichts mit ihm anfangen kann, seit dieser Lärm wegen Blanche begonnen hat."

„Welcher Lärm wegen Blanche?" fragte ihr Vetter im Tone höflicher Neugier.

„Ach, geh doch!“ rief Dorothy aus. „Du machst dich immer über mich lustig! Als ob wir nicht wüßten, daß du hier bist, um sie daran zu hindern, diesen Wilson zu heiraten. Aber das wird dir nicht gelingen; du bringst es nicht fertig, wenn ich dich nicht unterstütze, und wenn ich dir beispringen will, lachst du mich aus.“

Sir Henry behauptete, er sei ganz ernst, und seine Züge bestätigten das. Ferner machte er sie darauf aufmerksam, daß sie augenscheinlich nicht gekommen sei, ihm zu helfen, sondern im Gegenteil, bei ihm Hilfe für das verlorene Frettchen zu suchen, aber sie schüttelte den Kopf.

„Ich weiß, daß du mich für einen Dummkopf hältst,“ fuhr sie fort, und ihre biedere Offenheit bildete einen vorteilhaften Gegensatz zu Blanches Wesen. „Du denkst, ich hätte nur Sinn für Pferde, Hunde und Frettchen, aber ich habe auch Blanche sehr gern, und du gefällst mir auch ganz gut, Vetter Henry.“

„Also Blanche kommt an vierter und ich an fünfter Stelle, wenn man uns mit Pferden, Hunden und Frettchen klassifiziert, und von den andern ist überhaupt keine Rede,“ meinte Sir Henry Waterville.

„Nun, sie sind alle liebenswert,“ erwiderte sie, ziemlich rot werdend. „Nimm nur mal Jock. Ich sagte ihm, er solle dich suchen, und im Nu hatte er deine Spur gefunden.“

„Wie die einer Ratte im Schweinekoben. Besten Dank, Dorothy,“ murmelte Henry.

„Wenn du mich doch Dolly und nicht Dorothy

nennen wolltest, als ob du mir böse wärst. Ich will doch den alten Wilson nicht heiraten, und," fuhr sie unwillkürlich leiser sprechend fort, „ich bin gar nicht sicher, ob ich wünsche, daß Blanche ihn heirate. Aber ich will sie nicht gequält haben, daß sie fortläuft und unglücklich wird. Männer sind manchmal größere Toren als Frauen, Vetter Henry."

„Immer, wenn du willst."

Das sagte er in so aufrichtigem Tone, daß sie ihn einen Augenblick mißtrauisch ansah.

„Ich muß wirklich mit dir über Blanche sprechen," fuhr sie sodann fort. „Du weißt, wie gern ich sie habe, obgleich sie Frettchen und andres Viehzeug nicht leiden kann. Sie ist im Begriffe, durchzubrennen."

„Wie eine Ratte, weil sie Frettchen nicht ausstehen kann?" fragte er.

„Viel eher, weil sie dich nicht leiden kann," versetzte Dorothy. „Du und Vater versteht Blanche nicht. Ich glaube nicht, daß ihr ein Pfifferling an Wilson gelegen ist, aber sie kann keinen Widerspruch vertragen und wird so sicher durchbrennen, wie ..."

„Wie du erhitzt bist," vollendete ihr Vetter gefühllos ihren Satz, während sie innehielt und nach einem passenden Vergleiche suchte.

„Damit willst du wohl sagen, daß ich scheußlich aussehe," entgegnete Dorothy, indem sie sich mit der Hand über ihre Stirnlocken fuhr und versuchte, den Hut gerade zu rücken. „Nicht jeder Mensch kann immer kühl und nett aussehen und jedes Härchen genau an seinem Platze haben, wie Miß Daryll."

„Wir sprachen von Blanche,“ antwortete Sir Henry, und dabei lag ein Klang in seiner Stimme, der sonderbar genug war, die Aufmerksamkeit auf seine Bemerkung zu lenken.

„Ich sprach über sie, aber du bist dem Gegenstande aus dem Wege gegangen. Indessen will ich dir doch noch etwas sagen. Ich habe Blanche das Versprechen abgenommen, sich sofort trauen zu lassen, falls es wirklich zum Durchbrennen kommt. Wenn sie zusammen entfliehen, sollten sie doch lieber gleich heiraten, nicht wahr?“

„In der Regel wird das allerdings für wünschenswert gehalten,“ stimmte Sir Henry trocken bei.

„Dann freue ich mich, daß ich ihr das Versprechen abgelockt habe,“ fuhr Dorothy nachdenklich fort. „Nur dadurch ist mir das gelungen, daß ich ihr vorstellte, die Leute würden nicht mehr mit ihr verkehren wollen, wenn sie es nicht tue. Sie will nämlich fleißig in Gesellschaft gehen und sich amüsieren.“

„Die Verheiratung mit Mr. Raymond Wilson wird nicht gerade der Schlüssel zur besten Gesellschaft sein,“ murmelte Henry, als ob es eine unwichtige Nebenbemerkung sei.

„Da siehst du nun, wozu ihr sie treibt.“

Dorothys Stimme senkte sich wieder zum Flüstern, und sie sah sich ängstlich um. Ein Doppelspiel zu spielen war für sie nicht natürlich, und die Übung hatte es ihr nicht schmackhafter gemacht.

„Siehst du, ich sage dir das nur zu ihrem Besten, aber sie würde wütend sein, wenn sie es wüßte, und würde mir nie wieder etwas anvertrauen. Sie packt eben ihre

Sachen. Ich fragte sie nach dem Grunde, worauf sie mir entgegnete, daß, was sie auch zurücklassen müsse, sie nicht gesonnen sei, sich ohne Kleider zu behelfen. Wenn sie gehe, müßten auch ihre Koffer mit. Sie kann sich also aus dem Staub machen, ohne daß es jemand merkt, doch wenn du abreistest, bliebe sie vielleicht hier."

„Das verstehe ich nicht ganz. Ich würde doch ihre Koffer nicht heruntertragen, selbst wenn ich bliebe," entgegnete Sir Henry. „Aber wie wär's denn, wenn wir der gesamten Dienerschaft im Hause verböten, das Gepäck anzurühren. Was meinst du dazu?"

Allein Dorothy schüttelte wieder ärgerlich den Kopf.

„Sie denkt, du stachlest Papa auf, sie zu bewachen; das macht sie natürlich nur schlimmer, und nun ich komme und dir alles sage, verhöhnst du mich nur."

„Ich verhöhne dich durchaus nicht," erwiderte Sir Henry. „Im Gegenteil, ich bin der Ansicht, daß in dem, was du sagst, viel Wahres liegt. Ich werde heute nachmittag nach London fahren."

„Das freut mich," rief Dorothy herzlich. „Mr. Wilson ist auf ein paar Tage nach Weymouth gegangen, und wenn nun auch du abreisest, wird sie sich vielleicht fügen. Aber du darfst Vater kein Wort von dem verraten, was ich dir gesagt habe. Er könnte es nicht für sich behalten, und dann würde Blanche mich einfach umbringen."

„Ich weiß doch nicht," antwortete Sir Henry zweifelhaft. „Wenn ich nichts sage, und sie brennt durch, wie du dich ausdrückst, so wird dein guter Vater einfach mich umbringen."

„O, er würde nichts erfahren."

„Du könntest's nicht für dich behalten," versetzte Sir Henry.

„Ich wollte, du machtest dich nicht so über mich lustig," antwortete Dorothy. „Ich bin sehr froh, daß du gehst, und ich werde dir telegraphieren, wenn ich wünsche, daß du hierher zurückkommst."

„Schönen Dank," sagte er, indem er die Mütze lüftete, da sie sich zum Gehen anschickte.

In seinem Tone lag etwas, was sie veranlaßte, sich auf dem Absatz herumzudrehen und ihm mit einem Blicke in die Augen zu sehen, der ihr eine schwesterliche Ähnlichkeit mit Blanche gab.

„Wie kannst du dich unterstehen, auf diese Weise ‚schönen Dank' zu sagen?" rief sie aus. „Wie kannst du dich unterstehen, so zu höhnen? Wie kommst du dazu? Wie würde es dir gefallen, wenn ich jetzt auch eklig würde, wenn ich Miß Daryll ebenso behandelte, wie Blanche es tut?"

Als er jetzt auf sie zuging, war er ein wenig blaß.

„Dorothy," sagte er ruhig, „wenn du jemals ungezogen gegen Miß Daryll bist, werde ich deinem Vater jedes Wort, das du mir gesagt hast, hinterbringen, und Blanche werde ich es auch erzählen."

„So?" fragte sie. „Wenn mir das nun ganz schnuppe wäre?"

Wieder schlug er einen andern Ton an. „Meine liebe Dolly," sagte er beinahe flehend, „ich kenne Miß Daryll schon seit einiger Zeit; ich kenne auch — ihre Angehörigen, und sie spricht gern mit mir — über diese."

Dorothys Augen funkelten lustig, als sie zu ihm aufsah, und die Linien um ihren Mund, die sie Blanche so ähnlich gemacht hatten, verschwanden.

„Vielleicht hat sie auch eine Vorliebe für Tabak. Als ich vorhin an der Schulstube vorbeiging, hörte ich wie eins von den Kindern sagte, ihr Kleid rieche nach Tabakrauch.“

„Dolly,“ versetzte Sir Henry rasch, „was soll mit dem Frettchen werden?“

Die Gefahr, das Frettchen zu verlieren, schien ihr dringender als die, die ihr die Schwester zu rauben drohte, doch hatte sie das momentan vergessen. Rasch gingen sie zusammen nach dem Schweinekoben, aber sei es nun, daß das Frettchen seinen Hunger an jungen Ratten gestillt hatte und keinen geeigneten Platz für die der Verdauung so förderliche Siesta finden konnte, oder sei es, daß es den Schmeichelkünsten Sir Henrys nachgab: genug, es erschien gleich nach ihrer Ankunft wieder. Dorothys hohe Meinung über Sir Henrys Überlegenheit, wo es sich um Sport oder Tiere handelte, war dadurch von neuem gestärkt und befestigt, während sich ihre Zuneigung für ihn verdoppelt hatte, eine Zuneigung, wovon er einen Teil auf Miß Daryll übertragen zu können hoffte, und er sprach eine dahingehende Bitte aus. Eine liebevolle Achtung, die sich auf seine Herrschaft über die unvernünftigen Tiere gründete, lief keine Gefahr, in Dorothys heiterem Gemüte durch Eifersucht gestört zu werden, so daß sie sich als die besten Freunde trennten. Nun eilte Sir Henry nach dem Wirtschaftshofe, um Mr. Chedworth von seiner

Abreise zu benachrichtigen, und zwei Stunden später war er auf dem Wege nach dem Bahnhofe. So sehr er auch danach gesucht hatte, so hatte er doch keine Gelegenheit gefunden, May noch einmal Lebewohl zu sagen, ohne daß es Aufsehen erregt hätte. Statt dessen schrieb er ihr einen Brief, der in zu großer Eile abgefaßt war, als daß er sie ganz hätte befriedigen können, um so mehr, als sie auch aus dem Tone der Epistel wahrnahm, daß er sich eine gewisse Zurückhaltung auferlegt hatte. Am Abend, nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, las sie ihn durch. Ehe Sir Henry das Land verließ, wollte er noch einmal kommen, oder es sonstwie möglich machen, sie zu sehen. Dann folgte in kurzen Worten der wesentliche Inhalt seiner Unterredung mit Dorothy. Ihrem Vater habe er nichts gesagt, weil er wünschte, daß die Mitteilung von May komme, denn die Tatsache daß sie in der Lage sei, zuverlässige Mitteilungen zu machen, sei geeignet, ihre Stellung im Hause zu stärken, und er deutete an, daß sie die Mitteilungen machen könne, wenn sie es für angebracht halte. „Wenn er sich an Sie wenden muß, um herauszubringen, was um ihn her vorgeht, so wird ihm das den Glauben beibringen, wir kämen nur zusammen, um über Blanche zu sprechen, und arbeiteten gemeinsam in seinem Interesse.“

Als Blanche bald darauf eine anzügliche Bemerkung fallen ließ, konnte Mr. Chedworth tatsächlich die Antwort geben, er wisse ganz wohl, daß Miß Daryll und Sir Henry zuweilen zusammenträfen, sich miteinander unterhielten, so daß sich Blanche verblüfft und besiegt

zurückziehen mußte. Beim Lesen des Briefes bedauerte May indessen nur, daß sie von dem auf diese Weise erworbenen Rechte, sich zu sehen, keinen ausgiebigeren Gebrauch hatten machen können. Gegen die Kälte einiger Stellen des Briefes lehnte sie sich innerlich auf. Bis er die Schleusen geöffnet, hatte sie ihre Selbstbeherrschung zu wahren gewußt, aber jetzt strömte die volle Flut hervor und riß alle Schranken nieder. Männer können manchmal überschwenglich genug schreiben, törichter sogar als Frauen, doch wünschte sie gar nicht, daß er töricht schreibe, nur etwas mehr aus sich herausgehen sollte er. Vielleicht fürchtete auch er, daß ihn der Strom überwältigen könne, und nachdem dieser seiner Herrschaft entschlüpft war, versuchte er, sich aus dessen Bereiche zu retten. Warum tat er das? Warum ließ er sich nicht fortreißen, fortreißen und überwältigen, da ruhiges Segeln in der herkömmlichen Weise nicht mehr in Frage kommen konnte? Er verheiratet — sie eine Bettlerin! Was wäre eingetreten, wenn nur das erste wahr und das zweite ein entsetzlicher Traum gewesen wäre? Wahrscheinlich gar nichts. Die Männer sind so seltsam, dachte sie, sie haben so unbegreifliche Vorstellungen von Pflicht und Recht, wenn eine bestimmte Frau in Betracht kommt, Vorstellungen, die sich, wenn es sich um die Frauen im allgemeinen handelte, niemals zu solcher Klarheit durchringen, daß sie lästig würden. Häufig hatte sie die Beobachtung gemacht, daß Männer, die alles mögliche getan hatten, was bei ihren mehr am Herkommen klebenden Nachbarn Anstoß erregen mußte, selbst zu denen gehörten, die am zähesten

an der Überlieferung festhielten, wenn ihnen das in ihren Kram paßte. Beinahe war sie erstaunt, daß Henry willens war, allein mit ihr zusammenzutreffen, ohne daß Mr. und Mrs. Chedworth ihre Unterredung überwachten. Dann traten ihr wieder die ärgerlichen Angelegenheiten andrer Leute vor Augen, gerade jetzt, wo sie sich so sehr sehnte, sie alle zu verlassen und Tausende von Meilen zwischen sich und ihre schmutzigen Zerrbilder der Liebe zu legen.

Wer es auch sein mochte, irgend jemand mußte das Licht in der Schulstube gesehen haben, denn gerade als sie es ausgelöscht hatte und nach ihrem Zimmer hinaufgehen wollte, hörte sie ein leichtes Klopfen an der Tür, die am Fuße der Schulstubentreppe in den Garten führte, und der Drücker wurde gedreht, als ob jemand sehen wolle, ob sie offen sei. Hinauszusehen lohnte sich nicht, auch war sie nicht im Hause angestellt, um Hintertüren zu öffnen. Und doch befand sich ein Dienstmädchen, das für eine leichte Abweichung vom Pfade der Pflicht, die ihr in einem wohlgeführten Haushalte vorgezeichnet war, der Gefahr der Entlassung ausgesetzt gewesen wäre, gewissermaßen in derselben schlimmen Lage wie sie selbst. Noch einen Augenblick zuvor hatte sie daran gedacht, was wohl Mr. Chedworth dazu sagen würde, wenn er alles erführe, und was Sir Henry Waterville von einem Urteil halten möchte, das im Dufte der Landwirtschaft und einer prosaischen Ehe herangereift war. So ging sie denn hinab und schob den Riegel zurück. Da schoß Blanche an ihr vorüber und warf den Mantel, der ihren Gesellschaftsanzug be-

deckte, mit einem solchen Schwung zurück, daß Mays Licht beinahe erlosch.

„Möchten Sie nicht gern wissen, wo wir gewesen sind?" fragte sie, den Kopf kaum nach May umdrehend.

„Nein," entgegnete diese kurz, indem sie sich anschickte, die Tür zu schließen.

„Gute Nacht!" rief Blanche jemand zu, der draußen stand, und gleich darauf wurde ein Männerfuß gegen die Tür gestemmt, so daß sie nicht zuging.

„Ist das die reizende May Daryll?"

May erkannte die Stimme. Freilich war es schon viele Jahre her, seit Raymond Wilson die theatralische Laufbahn aufgegeben hatte, indem er die Wocheneinnahme einer Provinzialgesellschaft mitgehen hieß, aber der Jargon des Kulissenreißers klebte ihm noch an. Als sich May umwandte und die schmale Treppe durch Blanche vollständig versperrt fand, stieß er die Tür auf.

„Der muntere Freiherr ist also nach der noch muntererern Hauptstadt entflohen, und sie ist jammernd zurückgeblieben," krächzte er, und May, die sich zwischen den beiden gefangen sah, wandte sich um und blickte voll Verachtung in sein grinsendes Totenkopfgesicht.

„Wenn ich ihn darum bäte, würde er zurückkommen und Sie lehren, wie man sich einer Dame gegenüber zu benehmen hat," antwortete sie ärgerlich.

„Also so hängen die Gurken," murmelte er kichernd mit einer tiefen Verbeugung. „Ich könnte ihn in der Fläche dieser kleinen Hand zerquetschen."

Bei diesen Worten schwang er den Arm und schloß

die Finger, was er augenscheinlich für die zu seiner Rede passende Gebärde hielt.

May hatte die Empfindung, daß sie sich hatte zu weit hinreißen lassen, und sah schweigend bald Blanche, bald deren Begleiter an. Als ihre Blicke auf Blanche ruhten, die mit großen Augen am Fuße der Treppe stand, fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, daß es doch eine ganz nette Art der Rache wäre, wenn sie nichts unversucht ließe, die beiden zusammenzubringen. Während sie noch überlegte, wie sie sich ihren Weg nach oben erzwingen könne, wurde irgendwo im Hause eine Tür geöffnet, und Blanche trat zur Seite. Es war Dorothy, die nach ihrer Schwester ausgeschaut hatte und jetzt absichtlich lärmte, um dem Auftritt ein Ende zu machen. May benutzte diesen Augenblick, um nach ihrem Zimmer zu eilen.

In Chedworth zu bleiben mit oder ohne Sir Henry Waterville, war gänzlich ausgeschlossen, allein bis zu seiner Rückkehr mußte sie aushalten. Noch immer war sie aufgebracht gegen Henry, denn selbst die in dem Briefe, den zu zerreißen sie halb und halb Lust hatte, erwähnten Tatsachen waren ungenau. Raymond Wilson war entweder gar nicht abwesend gewesen, oder er war schon wieder da, und bleiben konnte sie schlechterdings nicht. Sir Henry Waterville mußte zurückkehren oder sie nach London kommen lassen, um die Sache zu besprechen, und es fehlte nicht viel, so hätte sie den Entschluß gefaßt, am nächsten Tage zu schreiben und ihm das vorzuschlagen.

Sechzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage begegnete Sir Henry Waterville Mrs. Lightfoot in der Bond Street. Diese war eine Einöde, wie man das von Bond Street gegen Ende September nicht anders erwarten konnte. Von dem einen zum andern Bürgersteig über die ganze Breite der Straße hinüber rief er sie an, und sie begrüßte ihn mit einer Freundlichkeit, wie sie wohl eine Forschungsreisende auf dem Wege nach dem Nordpole an den Tag gelegt haben würde, wenn sie den Pfad eines auf dem Rückwege befindlichen Forschungsreisenden gekreuzt hätte. Weiter war nichts in Bond Street, das an den Nordpol erinnert hätte, außer einem kleinen Eisberg auf einer Marmorplatte in Groves Schaufenster, und selbst dieser war mit Rücksicht auf die Jahreszeit kleiner als gewöhnlich. Der Morgen war heiß, blendend und staubig, und sogar die Luft hatte etwas Schales und Abgestandenes.

In der Mitte der Straße reichten die beiden sich die Hand.

„Ich glaubte, Sie seien auf dem Lande," sagte Sir Henry, indem er als erfahrener Forschungsreisender nach einem schattigen Platze vorausging.

„Das bin ich auch," antwortete die Dame, „und deshalb sehe ich aus wie eine Vogelscheuche."

Dabei war sie gekleidet wie ein Traumbild der Mode, das eben aus dem Ausstellungszimmer einer Schneiderin gekommen ist, was in der Tat auch der Fall war, und auf ihrem hübschen Lockenköpfchen saß ein Gebilde aus Spitzen und Blumen, das seine fünf Guineen gekostet hatte, das sie aber als „bescheidenes Landhütchen" bezeichnet haben würde, wenn Sir Henry eine Bemerkung darüber gemacht hätte. Allein dieser nickte nur und ließ ihre Bezeichnung gelten, teils weil seine Gedanken sich mit einer andern Frau beschäftigten, teils weil ein Mann bestenfalls ein stumpfsinniges Tier ist, das auf so etwas nicht achtet. Soweit das einer mit sich und ihren Verhältnissen vollkommen zufriedenen Dame möglich ist, wurde Mrs. Lightfoot beinahe ärgerlich.

„Wo ist Major Bittlestone?" fragte Sir Henry nach einer kurzen Pause.

„Jack? O, der ist auch in der Stadt, um sich ein Pferd anzusehen. Ich gehe zum Lunch in seine Wohnung. Wollen Sie nicht mitkommen?"

„Nein, schwerlich," antwortete Sir Henry, „das heißt ich danke Ihnen sehr für Ihre freundliche Einladung, aber ich habe leider eine Verabredung."

„Warum sagen Sie nicht gleich ein halbes Dutzend, wenn Sie einmal dabei sind?" entgegnete Mrs. Lightfoot lachend. „Das eine würde ich Ihnen ebenso bereitwillig glauben als das andre. Sie müssen mitkommen! Man würde es gewiß unpassend finden, wenn

ich allein hinginge, solange noch um diese Jahreszeit ein einigermaßen erträglicher Begleiter aufzutreiben ist."

„Bittlestones Ruf kann das vertragen," erwiderte Sir Henry.

„Wenn Sie noch wenigstens gesagt hätten, mein Ruf könne es vertragen," antwortete Mrs. Lightfoot. „Einen hochachtbaren Mann zu heiraten ist ja schön und gut, aber während der Brautzeit sieht man doch recht viel voneinander. — Haben Sie das jemals versucht?"

Unter dem blumenbeladenen Rande ihres Hutes hervor warf sie einen raschen Blick auf ihn, der ihm verriet, daß die Frage nicht so ganz harmlos gemeint war.

„Schon oft," entgegnete er ruhig. „Nun, wenn es denn nicht anders sein kann, will ich Ihre Einladung zum Lunch annehmen und dem alten Bits erzählen, Sie hätten mir gesagt, er sei ein Ekel."

„Seien Sie nicht unleidlich," versetzte sie, in ein Schaufenster sehend. „Ich sage nie etwas gegen Pferde, und die hat er doch zehnmal lieber als mich."

„Er ist ein zugeknöpfter alter Kerl," meinte Sir Henry.

„Manchmal dürfte er noch etwas zugeknöpfter sein," erwiderte Mrs. Lightfoot, indem sie vor ein andres Schaufenster trat und davor stehen blieb. „Neulich sagte er, eine Frau würde ihre Seele für Kleider verkaufen. Das war nicht sehr nett von ihm."

„Seelen sind keine verkäuflichen Gegenstände," antwortete Sir Henry, diplomatisch vom besondern Falle aufs Allgemeine übergehend.

„Für mich ist es ein Glück, daß ich niemals in der Lage war, etwas verkaufen zu müssen," sagte Mrs. Lightfoot. „Ich hätte mich nicht so in die Armut finden können, wie das andre tun, zum Beispiel May Daryll."

Ohne zu antworten, nickte Sir Henry nur, offenbar schien ihm keine besondere Antwort erforderlich.

„Ich habe von May gehört, daß Sie in Chedworth waren," fuhr sie fort. „Haben Sie sie gesehen?"

„Blind bin ich doch nicht, Mrs. Lightfoot."

Daß sie ihn ansah, als sie diese Frage stellte, war ein Fehler, und obendrein auch nutzlos, da sein Gesicht immer gleichmäßig bleich und ruhig war.

„Dann wissen Sie also auch, wie es ihr gefällt. Wird sie dort bleiben?"

„Ich bin kein Prophet, Mrs. Lightfoot."

„Wenn sie gewußt hätte, daß Sie mit den Leuten verwandt sind, wäre sie sicherlich nicht hingegangen," sagte Mrs. Lightfoot. „Ich dagegen wäre an ihrer Stelle froh gewesen, wenn ich an einen Ort hätte gehen können, wo die Leute gewußt hätten, wer ich bin. Ich kann mir gar nicht denken, weshalb sie Sie vermeiden wollte."

„Ich muß jetzt machen, daß ich fortkomme," antwortete Sir Henry Waterville fast hastig. „Sind Sie sicher, daß Bittlestone nichts dagegen hat, wenn ich zum Lunch komme?"

„Selbstverständlich nicht. Er wird Ihnen sehr dankbar sein, denn dann kann er Ihnen von dem Pferde erzählen, das zu besehen er in die Stadt gekommen ist. Wenn man erst verheiratet ist, hat man nicht häufig das

Vergnügen der Gesellschaft des Herrn Gemahls beim Lunch. Er hat sich bis Weihnachten Zimmer in Maddox Street 99 genommen."

Sir Henry Waterville hoffte innerlich, Mrs. Lightfoot werde ihren Wissensdurst in Hinsicht auf die Angelegenheiten May Darylls in Gegenwart des Majors Bittlestone etwas im Zaume halten. Nachdem er für das Drängen einer langen Reihe von Droschkenkutschern taub geblieben war, nahm er einen nach Osten fahrenden Omnibus. Diese kleine Sparsamkeit war ein Tribut für May Daryll, ein winziger Schritt auf dem Wege nach einer schattenhaft möglichen Zukunft. Jedenfalls lenkte er seine Gedanken zu ihr zurück, und sie wäre gewiß befriedigt gewesen, wenn sie gewußt hätte, daß sie ihm, mit Ausnahme der paar Minuten, während deren er mit Mrs. Lightfoot gesprochen, und der halben Stunde, die er bei seinem Sachwalter in Lincolns Inn Fields zugebracht hatte, nie aus dem Sinne gekommen war.

Mrs. Lightfoot hielt sich noch einige Zeit in Bond Street auf und beschäftigte sich mit Betrachtungen über Hüte und andre beinahe noch wichtigere Dinge. Einige Minuten studierte sie das Spiegelbild ihrer eigenen zierlichen kleinen Gestalt im Schaufenster von Russel & Allen. In dieser Jahreszeit schien nicht viel andres vorhanden zu sein, was zu besehen der Mühe wert gewesen wäre, und die Erinnerung an Major Bittlestones Mangel an Wertschätzung und an Sir Henrys Weigerung, ihr zu vertrauen, war ihr lästiger als Hitze und Staub. Schließlich, so dachte sie, sei doch eine freundliche

und uneigennützige Neigung für May ihr einziger Beweggrund gewesen, und wenn sie sich nicht führen lassen wollten, so mochten sie tun, was ihnen beliebte. „Die Ehe scheint häufig nur dazu erfunden zu sein, Menschen gründlich und auf immer elend zu machen, die ohne sie eine Zeitlang ganz glücklich miteinander hätten leben können.“ Diesen Gedanken, der ihr sehr gut gefiel, wiederholte sie ein paarmal für sich, allein sie kam zu dem Schlusse, daß es kaum der Mühe wert sei, ihn in Bittlestones Gegenwart auszusprechen. Sir Henry Waterville hätte ihn vielleicht besser verstanden, denn die vertraulichsten Gedanken einer Frau sind gewöhnlich für die Ohren am wenigsten geeignet, die man auf den ersten Blick für deren Aufnahme am passendsten halten sollte, aber selbst Sir Henry Waterville, der so teilnahmvoll sein konnte, schien heute morgen die Fühlung mit ihr verloren zu haben.

Als er jedoch ein paar Stunden später bei Major Bittlestone erschien, gerade als man im Begriffe war, sich zum Lunch niederzulassen, begrüßte sie ihn aufs wärmste, und Major Bittlestone tat dasselbe. Dieser saß am Ende des Tisches und betrachtete Mrs. Lightfoot mit Augen, die vor Bewunderung strahlten. Sonst war er immer ein ruhiger Mann, aber als er in seiner einstweiligen Wohnung den Wirt spielte, kam es Sir Henry Waterville vor, als ob er beinahe gesprächig geworden wäre.

„Keine üble Bude, mein Junge,“ sagte er. „Ein bißchen stark vergoldet für meinen verfeinerten Geschmack, aber ein famoses Lokal, wenn man sich erst darin auskennt. Paß mal auf!“

Bei diesen Worten schob er seinen Stuhl zurück, zog aus einer Schieblade hinter sich ein Spiel Karten hervor und gab Sir Henry Waterville fünf und sich ebensoviele. Sir Henry legte das Messer hin und nahm sie auf.

„Meinst du, daß du mit den Karten den ganzen Mammon gewinnen würdest, mein Söhnchen?"

„Höchst wahrscheinlich," entgegnete Sir Henry Waterville mit einem raschen Blick auf seine Karten und einem längeren auf seinen Wirt.

„In meinen ausdrucksvollen Augen liegt eine Art von traumverlorenem Blick, der dich auf den Gedanken bringt, ich sei verrückt oder betrunken," sprach Major Bittlestone, „allein ich vergewissere mich nur, daß du Aß und König in Pik, eine rote Bildkarte und zwei andre hast. Du hältst deine Karten nicht ganz so fächerförmig, wie es andre junge Männer tun, aber dafür bist du auch kein junger Mann mehr."

Sir Henry lachte und sah hinter sich.

„Wer dir das Zimmer vermietet hat, muß eine große Vorliebe für Spiegel haben," sagte er.

„Das war die beste Seite seines Charakters," warf Mrs. Lightfoot dazwischen.

„Ja," antwortete Major Bittlestone, „und er hing sie gern so auf, daß sie nach vornüber geneigt waren, damit er im Sitzen hineinsehen konnte. Wenn du den kleinen Tisch neben dem Klavier und ein paar Sorgenstühle herbeiziehen willst, hätte ich gar nichts einzuwenden, mit dir um Geld zu spielen. Wie ich bemerke, ist hinter mir kein Spiegel, denn, siehst du, du

könntest dich am Ende zu eifrig betrachten und deinen Karten nicht die nötige Aufmerksamkeit schenken."

Sir Henry ließ seinen Blick über die Wände gleiten und stieß ein leises Pfeifen aus.

„Diese Zimmer waren von einer Dame angezeigt," fuhr Major Bittlestone erklärend fort. „Sie behauptete, der Eigentümer habe sich aus Gesundheitsrücksichten nach dem Westen Englands zurückgezogen, ob nach Dartmoor oder Portland*), habe ich nicht gefragt, aber der Italiener, der das Haus verwaltet, erzählt nette Geschichten, wenn man ihn gewähren läßt. Ich tue das nicht, denn für mich ist er zu schwatzhaft."

Während Sir Henry seinen Wirt nachdenklich betrachtete, fragte er sich, ob sich dieser wohl bewußt sei, wie sehr seine bevorstehende Verheiratung ihm die Zunge gelöst hatte, und weshalb die Wirkung auf Mrs. Lightfoot, die während des Frühstücks kaum ein Wort sprach, gerade die entgegengesetzte war. Daß ein bevorstehendes Ereignis von solcher Wichtigkeit eine große Wirkung auf einen Mann, eine Frau oder eine Witwe auszuüben vermöge, konnte Sir Henry Waterville sehr wohl begreifen, aber er sah nicht ein, warum diese Wirkung in den zwei Fällen, die er vor Augen hatte, so grundverschieden war. Allerdings wußte er nicht, daß der Aufschub der Hochzeit für Mrs. Lightfoot die Beschaffung einer zweiten vollständigen Aussteuer bedeutete. Die Auswahl der Sachen

*) In Dartmoor und Portland sind große Gefängnisse.
Anm. d. Übers.

konnte ja freilich bis kurz vor Weihnachten verschoben werden, aber diese Auswahl und andre Dinge von gleicher Wichtigkeit, wozu auch eine gebührende Würdigung der Herbstmoden gehörte, bedurfte immerhin reiflicher Überlegung. Und dieser Aufgabe mußte sich Mrs. Lightfoot ohne fremden Beistand unterziehen. Sie sehnte sich nach jemand, mit dem sie darüber hätte sprechen können, und während man auf den Kaffee und die Zigaretten wartete, sprach sie diesen Wunsch ohne Umschweife aus. May Daryll zum Beispiel, erklärte sie, habe immer eine Meinung, die anzuhören der Mühe wert sei, besonders, wo es sich um Fragen des Geschmacks handle. Sir Henry hatte das Gefühl, als ziehe sie den Namen mit unnötiger Gewaltsamkeit in die Unterhaltung, aber Major Bittlestone stimmte bei.

„Das arme Mädchen tut mir höllisch leid,“ sagte er. „Ich habe sie ein paarmal getroffen, und Madge hat mir von dem alten Esel erzählt, der seine Köchin geheiratet hat.“

„Haggerston?“ fragte Sir Henry, während er sich eine Tasse Kaffee zurecht machte.

Als bei diesem Worte das Teebrett zurückgezogen wurde, so daß er es beinahe nicht mehr erreichen konnte, blickte er überrascht auf. Das brünette kleine Männchen, das sie bediente, war plötzlich, übers ganze Gesicht lächelnd, zurückgetreten.

„'Aggerston ick kennen,“ sagte er mit einem breiten Grinsen. „O ja, 'Aggerston alten Schwerenöter!“

„Reichen Sie uns den Kaffee, und dann gehen Sie hinaus,“ sagte Major Bittlestone streng. „Zum Henker

mit dem Kerl!" fügte er hinzu, als sich die Tür geschlossen hatte. „Er steckt immer so voll von Neuigkeiten, daß er fast platzt, aber da er nicht in meinen Diensten steht, kann ich nichts machen."

„Der arme Luigi!" meinte Mrs. Lightfoot. „Er freute sich so, als er fand, daß er einen gemeinsamen Freund mit Ihnen hatte."

„Ich habe Mr. Haggerston nie gekannt," antwortete Sir Henry, aber Mrs. Lightfoot lächelte nur sanft.

„Ich sprach von Luigi," entgegnete sie weich. „Werden Sie dieses Jahr nach Newmarket gehen, Sir Henry? Eine meiner Freundinnen wollte mir für die Cäsarewitsch- und Cambridgewoche ein Haus dort leihen, wenn wir nur bis dahin verheiratet wären. Wenn man gern heiraten möchte und kann nicht, so ist das sehr unangenehm, aber ihr Männer seht einen Aufschub, glaube ich, mehr als eine Gnadenfrist an."

So weit er in Betracht komme, behauptete Major Bittlestone, so sei er nur zu eifrig bestrebt, „zur Ruhe zu kommen", wie er sich, wenn auch unbewußt, überaus bezeichnend ausdrückte, und er deutete an, daß die Hochzeit nur aus Rücksicht für sie aufgeschoben worden sei. Da in Mrs. Lightfoots Erinnerung die Umstände, die dazu geführt hatten, ein total andres Gesicht hatten, und die Erörterung dieser Angelegenheit Sir Henry nicht interessierte, empfahl er sich und zog sich zurück. Mrs. Lightfoots Frage, ob er nach Newmarket gehen werde, hatte er nicht beantwortet, denn das würde beinahe unvermeidlich zu dem Geständnis geführt haben, daß er in drei Wochen nach Südafrika abzureisen ge-

denke, und möglicherweise noch weitere Erklärungen zur Folge gehabt haben. Freunde in seine Privatverhältnisse einzuweihen, die selbst in gewissem Grade dazu beigetragen hatten, sein Vorwärtskommen in der Welt zu verhindern, hatte er durchaus keine Lust. In der Regel interessieren sich die Leute nicht allzusehr für einen Mann, der mit seinem Lose, das auf den ersten Blick einen ziemlich erfreulichen Eindruck macht, zufrieden zu sein scheint. Als er die Treppe hinabstieg, suchte er sich vorzustellen, was die Leute über ihn sagen würden, wenn es bekannt würde, daß er abgereist sei, allein er tröstete sich mit der Erwägung, daß die Menschen ganze drei Tage lang von ihm geredet haben würden, falls er sich auf dem Höhepunkte der Saison eine Kugel durchs Hirn gejagt hätte, während sein Nichterscheinen im Mittelpunkte der Zerstreuungen, wenn sich die Lebewelt im Herbst wieder zusammenfand, weiter nichts war, als ein unbemerktes Verschwinden.

Vielleicht hatte Mrs. Lightfoot ein paar Worte für ihn übrig, wenn der Tag der Abreise kam. Ihr Interesse für May Daryll konnte er ihr kaum übelnehmen, aber May würde es schon gelingen, etwas zu finden, womit sie sie versöhnen könnte, selbst auf die Gefahr hin, ihr noch mehr Stoff zum Schwatzen zu geben.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, beachtete er den Menschen nicht, der ihm im Flur seinen Hut reichte, bis der kleine Mann, der im Dunkeln neben ihm stand, ihn am Ärmel berührte.

„'Aggerston, alter Spitzbube!“ sagte er dabei. „O ja, ick kennen 'Aggerston.“

„Jabez Haggerston?“ fragte Sir Henry in seiner gelassen höflichen Weise.

„Das er sein. Er 'ier gewesen, zwei, drei Wochen letzten Winter. Ganze Zeit 'aben Karten spielen, ganze Zeit 'aben fluchen, ganze Zeit 'aben trinken, ganz schlechten alten Mann. Nicht so schlecht wie Wilson.“

Sir Henry sah ihn scharf an.

„Raymond Wilson?“ fragte er, um dem Gedächtnis des Alten auf die Sprünge zu helfen, und der kleine Mann nickte lebhaft.

„Ja, ja, Sie kennen der ganze Bande, he? Wilson bringen 'Aggerston hierher, und als wurden krank, er ihn 'at 'ier gelassen.“

„War Mr. Haggerston krank?“ erkundigte sich Sir Henry. „Was hat ihm denn gefehlt?“

Der kleine Italiener zuckte die Achseln.

„Er sehr krank, er trinken zu viel, er ganz dumm. Wilson sagen: ‚Du nicht mehr spielen Karten, du nichts gut. Ich gehen, werden kommen wieder, wenn du wieder gesund.‘ 'Aggerston sehr schlecht, lagen in Bett ein, zwei Tagen, dann wieder gut und gehen weg.“

„Wann war denn das?“

Aber wenn es sich um Daten handelte, war der kleine Italiener sehr unklar; es sei kurz vor Weihnachten gewesen, war alles, was er angeben konnte. Ebenso-wenig entsann er sich eines Frauenzimmers, auf das eine Beschreibung von Frau Pung gepaßt hätte.

Namen und Wohnung Luigi Donastrellis, ebenso wie sein dauernderes Heim in der Campagna, wohin er von Zeit zu Zeit zurückkehrte, um von seinen Erspar-

nissen ein paar Hufen zu seinem kleinen Gut hinzuzukaufen, wo er seine alten Tage zu verleben hoffte, schrieb Sir Henry in sein Wettbuch.

„Der alte Herr kann betrunken gewesen sein, als er diesen unbegreiflichen Schritt tat, und es wäre vielleicht gut, wenn ich mir eine rechtsverständige Ansicht darüber zu verschaffen suchte, welche Wirkung ein solcher Umstand auf die Gültigkeit der Ehe hat, aber ein Mensch muß doch schon sehr stark betrunken oder verrückt sein, wenn er nichts davon merken soll, daß er sich verheiratet," sprach Sir Henry bei sich, als er das Buch wieder einsteckte.

„Sie sick noch erinner Grisati, Sir 'Enry?" begann Luigi Donastrelli wieder. Major Bittlestone hatte recht, wenn er ihn schwatzhaft nannte, und Luigi pflegte das Land, worin er wohnte, zu verfluchen, weil es so wenig Menschen hervorbrachte, die seinem Geschwätz und seinen Erinnerungen lauschen wollten.

Sir Henry entsann sich Luigi Donastrellis durchaus nicht, aber dieser schien ihm ein treues Gedächtnis bewahrt zu haben.

„He?" machte Sir Henry.

„Aber Sir 'Enry! Sie oft da gespeisen zu Abend, und Mrs. — Mrs. — ick nicht 'aben be'alten der Name, aber ick es 'aben aufgeschrieben."

„Lassen Sie den Namen nur beiseite," erwiderte Sir Henry rasch. „Es muß schon viele Jahre her sein, denn das Haus ist lange, nachdem ich aufgehört hatte, es zu besuchen, abgerissen worden."

Sein Ausdruck mäßigen Interesses veränderte sich

kaum, denn es handelte sich ja um eine alte Geschichte, eine Vergangenheit, die die Gegenwart gar nicht mehr berührte.

„Die Leute mich 'aben gefragen, will ick schwören dies, will ick schwören das? Ick sagen ja, aber ick nicht wollen. Für Sie ick 'ätte gesagen, was Sie wünschen. Sie immer waren gut, zu denken an der Kellner."

„So?" fragte Sir Henry. Etwas Überraschendes lag für ihn in dieser Mitteilung nicht, sie deckte sich vielmehr mit dem, was er immer vermutet hatte. „Wenn ich nur früher etwas von Ihrem Wohlwollen geahnt hätte, mein Freund, aber jetzt ist alles vorbei."

„Alles vorbei? Ick nie 'aben ge'ört. Advokat kommen und geben mir Soverin, und dann sich nicht mehr 'aben lassen sehen."

„Ich wollte sagen, daß es jetzt zu spät ist," antwortete Sir Henry, aber der kleine Italiener verstand ihn nicht und versenkte sich in andre Erinnerungen. Demnach verließ ihn Sir Henry mit einem Kopfnicken und überlegte, ob es wohl der Mühe wert sei, die erneute Freundschaft mit einem Händedruck zu besiegeln, da er mit Sovereigns nicht mehr so reichlich versehen war, als in seinen jungen Tagen oder als Lady Watervilles Anwalt es gewesen zu sein schien.

„Zum Henker!" sagte Sir Henry bei sich, als er nach Piccadilly zu ging, „das kleine Kerlchen wäre beinahe der Mann dazu, uns beide aus dem Sumpfe zu ziehen, aber, wie bei allem andern in der Welt, fehlt gerade ein kleines bißchen."

Einen Augenblick dachte er an seinen Vetter, den Rechtsanwalt, von dem er mit May gesprochen hatte, und die Möglichkeit, sachverständigen Rat von ihm zu erhalten.

„Wenn nicht alle Advokaten Londons um diese Zeit ihre dreiwöchigen, sauer verdienten Ferien genössen, würde ich sofort nach dem Temple gehen," überlegte er, „aber er würde mir nur sagen, daß ich die eine Sache habe zu lange liegen lassen, und daß in der andern die Aussage zu unbestimmt sei, als daß man eine Anklage darauf begründen könne. Jeder Mensch kann sich selbst ebenso guten Rat geben, wie ein Advokat, wenn er kein geborener Dummkopf ist und ruhig bleibt."

Siebzehntes Kapitel.

Unter Leuten, die es nicht nötig haben, es auszuprobieren, ist es Mode, zu sagen, daß das Westend von London besonders dann angenehm sei, wenn keine Menschen dort sind, während es in Wirklichkeit zu dieser Zeit heiß, übelriechend und langweilig ist.

Nachdem Sir Henry am Nachmittage eine halbe Stunde mit einem Herrn, den er im Klub schlafend gefunden hatte und mit dem er zu einer andern Jahreszeit nicht über die Straße gegangen sein würde, bei einem Büchsenmacher verbracht hatte, und nach verschiedenen andern Versuchen, in einer verlassenen Stadt die Zeit totzuschlagen, wo für gewöhnlich seine gesellschaftlichen Verpflichtungen so zahlreich waren, daß er kaum die Hälfte von ihnen erfüllen konnte, kehrte er nach seiner Wohnung zurück. Hier fand er ein Telegramm vor, das er öffnete und las. Außerdem lag auf dem Tische ein Haufen von etwa einem Dutzend uneröffneter Briefe, aber er schenkte ihnen kaum einen Blick, nicht einmal den zuoberst liegenden.

Schreiben zu öffnen, wovon die meisten ja doch nur Mahnbriefe waren, während der Rest und besonders eines mit amerikanischen Briefmarken ihn wahrscheinlich

einige Zeit in Atem halten würden, war mehr, als er sich jetzt zumuten mochte, denn es gab genug andre Dinge, die ihm Sorgen machten. Allein ein Telegramm war etwas andres. Es konnte möglicherweise von May kommen, obgleich er sich nichts denken konnte, was sie zum Telegraphieren hätte veranlassen können. Tatsächlich war es auch nicht von ihr, aber es kam wenigstens aus ihrer Nähe.

„Komm sofort zurück! — Dorothy."

„Hol's der Henker!" sagte er bei sich. „Dolly befahl mir, abzureisen, Dolly ruft mich zurück, kurz Dolly und kein Ende."

Trotzdem eilte er wieder in den Klub, studierte den Fahrplan und nahm ein frühes Diner ein, nachdem er gefunden hatte, daß er dann Chedworth noch an demselben Abend erreichen konnte. Dorothys Telegramm hätte etwas ausführlicher sein können, wie er meinte. Daß Raymond Wilson Chedworth mit Reiterei und Fußvolk belagerte, glaubte er nicht, und wenn Blanche bereits abgereist war, so begriff er nicht, was er noch weiter tun könne. Falls aber Blanche noch da war und trotz alledem und alledem zur Abreise entschlossen war, so vermochte er nicht einzusehen, wie er sie zu weiterem Aufschub veranlassen könne, selbst wenn er das gewünscht hätte. Blanches Abwesenheit würde schließlich Mays Leben in Chedworth möglich gemacht haben, und er mußte froh sein, daß sie dort wenigstens in einer einigermaßen behaglichen Stellung und in Sicherheit war.

„Sie ist dort leidlich gut aufgehoben," sagte er bei

sich, und dann fragte er sich, ob sie wirklich sicher sei, und ob vielleicht das Telegramm, obschon es von May nicht das geringste sagte, doch am Ende gar nichts mit Blanche zu tun habe. Dorothy wußte zum mindesten, daß er mit May Daryll auf freundschaftlichem Fuße stand, und sie vermutete vielleicht mehr. Und so verzehrte er sein Diner mit unnötiger Hast und eilte hierauf mit dem nagenden Gefühle einer unbestimmten Angst, die im Grunde abgeschmackt war, in seine Wohnung zurück. Das Packen hielt ihn nicht lange auf, denn er hatte den größten Teil seiner Sachen in Chedworth gelassen, um vorkommendenfalls einen plausiblen Vorwand zu haben, dorthin zurückzukehren.

Als er mit der Reisetasche in der Hand durch sein Wohnzimmer ging und den kleinen Haufen uneröffneter Briefe bemerkte, nahm er sie an sich, um sie auf der Reise durchzusehen. Aber obgleich er eine halbe Stunde auf dem Bahnhofe warten mußte und nachher im Zuge nichts zu lesen hatte, holte er sie doch nicht hervor, sondern dachte unablässig an May Daryll und seine eigene Zukunft, und inwieweit ihre und seine Zukunft miteinander verflochten sein könnten. Immer wieder mußte er daran denken, daß sich das Telegramm auf sie beziehen möchte. Beantwortet hatte er es übrigens nicht, und deshalb wurde er nicht erwartet, als er nach kurzem Aufenthalt und Wagenwechsel in Bristol die kleine Station erreichte, wo May wenige Tage zuvor angelangt war. Dorothy hätte ihm wohl einen Wagen schicken können, aber wenn sie seine bevorstehende Ankunft niemand gegenüber erwähnt hatte,

so konnte es wohl kommen, daß er sich nach einem nächtlichen Spaziergang von zwei Meilen über Felder und Heckenwege aus dem Hause ausgeschlossen fand. Da aber weiter nichts zu machen war und das Bahnhofgebäude für die Nacht geschlossen werden sollte, nahm er seinen Handkoffer auf und trat seinen Marsch an. Als er zu seiner nicht geringen Erleichterung die Wälder von Chedworth und den Pfad erreichte, der das Gebüsch durchschnitt, wo er und May sich am Tage vorher ausgesprochen hatten, durcheilte er es rasch. Chedworth Hall war schon ganz dunkel und anscheinend geschlossen, nur die Schulstubenfenster waren noch erleuchtet, und Mays Kopf zeichnete sich auf einem der hellen Vierecke ab. Offenbar hatte sie auf seine Schritte gelauscht, denn sie beugte sich gleich heraus und winkte ihm, zu der kleinen Tür unter ihr zu kommen. Gleich darauf öffnete sie ihm, wie sie es am Abend vorher für Blanche getan hatte.

„Kommen Sie mit hinauf," sagte sie, indem sie sich aus seinen Armen freimachte.

„Nun," sprach er, als er die Stubentür hinter sich schloß, „Ihnen scheint ja, Gott sei Dank, nichts zu fehlen. Dorothy hat einfach telegraphiert: ‚Komm zurück!'"

„Es fehlt überhaupt niemand etwas," antwortete May, „und sie hat es mir erst mitgeteilt, nachdem sie die Depesche bereits abgeschickt hatte, aber ich weiß nicht, ob ich sie zurückgehalten haben würde. Sie hat mir gesagt, Blanche habe heute morgen einige Koffer fortbringen lassen, während alle aus waren. Ich sehe aber

nicht ein, wie wir sie verhindern können, ihnen zu folgen, wenn sie will."

„Das war doch nicht der Mühe wert, mich in aller Eile zurückzurufen. Wie verhält sich denn ihr Vater?" fragte Sir Henry.

„Ich habe Dorothy gebeten, ihm nichts zu sagen, denn ich dachte mir, daß Sie kommen würden, und ich hatte Verlangen nach Ihnen. Alles übrige war mir gleichgültig."

„Hat sie auch Blanche nichts gesagt?" fragte Sir Henry.

„Das weiß ich nicht, und es liegt mir auch nichts daran. Lassen Sie uns doch nicht von diesen Leuten sprechen oder an sie denken. Ich habe Sie wieder, und diese zwei Tage sind mir wie zwei Jahre vorgekommen — und nun werden wir uns auf ewig Lebewohl sagen."

„Auf ewig?" wiederholte Sir Henry.

„Ja, auf ewig," antwortete sie. „Ich habe nachgedacht und immer wieder nachgedacht und bin zum Entschlusse gekommen."

„Auch ich habe nachgedacht," entgegnete er, „und ich glaube zu wissen, was Sie sagen wollen."

„Sie werden gehen?"

„Spätestens in einem Monat, doch wenn meine Sachwalter das Geld auftreiben und mir einen Platz auf einem Schiffe besorgen können, noch früher: in acht oder vierzehn Tagen."

„Und dann dürfen wir uns nicht wiedersehen noch aneinander denken," erwiderte May, müde in den leeren Kamin blickend.

„Den Gedanken kann man aber manchmal nicht wehren.“

„Das ist dann wenigstens Ersatz dafür, wenn wir nichts voneinander hören und keine Briefe wechseln können,“ entgegnete sie. „Und daß Sie in weiter Ferne sind, wird eine Erleichterung sein; Sie wissen ja, was ich meine. Wenn wir uns immer schrieben und antworteten, so wäre es beinahe, als ob wir bei einander wären und zusammen sprächen, und das wäre mehr — mehr —“

„Als ich ertragen könnte,“ sagte er weich.

„Oder ich,“ hauchte sie. „Der Gedanke nämlich, daß es unmöglich ist und doch so leicht sein könnte. Es ist besser, es einmal offen auszusprechen, und — Sie verzeihen mir?“

„Still, mein Liebling,“ flüsterte er. „Es ist immer besser, alles offen zu sagen,“ fügte er bitter hinzu, „und den Dingen ins Gesicht zu sehen, aber es tut doch gleich weh, ob man ihnen ins Gesicht sieht oder nicht.“

„Und dann,“ erwiderte May, „wenn jemals — etwas eintritt . . .“

„Wenn sie stirbt,“ unterbrach er sie mit unsicherer Stimme. „Ich sehe nicht ein, warum man das nicht aussprechen sollte; ich sehe nicht ein, warum ich Gott nicht bitten sollte, meine Frau sterben zu lassen.“

„Auch ich habe das Gefühl,“ antwortete sie. „Jedenfalls vergessen Sie nicht, daß, wenn das eintritt, ich irgendwo warte — wenn Sie mich zu finden wünschen — und wenn Sie mich finden können.“

„Ich habe Ihr Leben zu Grunde gerichtet," sagte er, „und ich muß Sie bitten, mir zu vergeben und mich zu vergessen. Können Sie mir verzeihen?"

„Es ist ja nicht Ihre Schuld," entgegnete sie, „und Sie haben mich bis zur Pforte des Glücks geführt. Das ist besser, als ihm nie nahe zu kommen."

„Nicht, wenn sich herausstellt, daß die Pforte eine Steinmauer ist," erwiderte er. „Haben Sie jemals das Verlangen empfunden, sich den Hals abzuschneiden?"

„Nein," antwortete May, „nicht daß ich wüßte, aber es kann vielleicht dahin kommen, wenn ich nicht einen angenehmeren und saubereren Weg aus allen Schwierigkeiten finde."

Die Ellbogen auf den Kamin gestützt, hatten sie Seite an Seite gestanden, fast ohne sich anzusehen. Jetzt wandte Sir Henry sich um, trat ans Fenster und schaute hinaus.

„Ich habe einmal eine halbe Stunde lang mit einem Gewehr und einem Stockdegen geliebäugelt," sagte er, „aber, meiner Seel', ich kam zu der Überzeugung, daß ein Mensch, der sich umbringen will, ungewöhnlich viel Mut haben muß. Ich konnte es einfach nicht."

„Das freut mich sehr," antwortete May.

„Damals freute ich mich auch," fuhr er fort. „Das Pferd, das mich, wie ich glaubte, im Stiche gelassen hatte, lief am nächsten Tage wieder und gewann mir meinen Lebensunterhalt für den Winter, und seit der Zeit habe ich mich immer so durchgeschlagen."

„Jetzt werden Sie mehr tun, als sich bloß so durchschlagen," entgegnete May.

„Arbeiten? Ja, mit der Aussicht, daß wenn ich einigermaßen Erfolg habe, vielleicht jemand bereit sein wird, ihn mit mir zu teilen."

„Auch ich werde arbeiten," murmelte May leise.

„Ich bin eine selbstsüchtige Bestie gewesen," rief er aus, „und habe nur an mich selbst gedacht; aber wollen Sie mich nicht wissen lassen, wo Sie sind, damit ich Ihnen helfen kann, wenn ich dazu im stande bin?"

„Nein, ich kann mich auch so durchschlagen, und alles Geld, das Sie übrig haben, müssen Sie zurücklegen, und ich das meine ebensowohl, für den Fall, daß dereinst — alles in Ordnung kommt."

„Sie werden wohl recht haben," antwortete er, „und man kann ausdauernder und eifriger arbeiten, wenn man nicht immerwährend schreibt und denkt und träumt. Aber Träume bleiben deswegen doch nicht aus."

„Ich habe Chedworths heute morgen gekündigt. In einem Monat wird die feine Welt wieder in London sein, und dann kann ich mich nach etwas umsehen."

„Und ich werde meine Siebensachen zusammenpacken und morgen endgültig abreisen. Das wird eine Erleichterung für Sie sein."

„Für Sie auch."

Ihn überlief ein Schauder, und er war augenscheinlich andrer Ansicht, obgleich er willens war, sich ihrer Entscheidung zu unterwerfen, mochte er nun damit einverstanden sein oder nicht.

„Wie kalt die Welt bei Nacht aussieht!“ sagte sie, über seine Schulter in den Mondschein schauend.

„Wie kalt ist sie meist!“ antwortete er, ohne sich umzusehen. „Sie schert sich nicht einen Pfifferling um uns.“

„Ich muß jetzt gehen, denn meine Arbeit muß morgen so wie so getan werden.“

Indem Sir Henry sie in seine Arme nahm und leidenschaftlich küßte, hielt er sie so lange umschlungen, als sie es ihm erlauben wollte, allein sie entwand sich ihm nach wenigen Augenblicken.

„Bitte, nicht,“ sagte sie mit leiser, gebrochener Stimme. „Sie erschweren es mir so sehr.“

Hierauf ging May Daryll hinauf, um trockenen Auges und ruhelos wachend im Bett zu liegen, bis es heller Tag war, und dann erst in Schlaf zu sinken, einen Schlaf voll unruhiger Träume, woraus sie erst erwachte, als es Zeit war, an ihre Schülerinnen zu denken. Mit einem dumpfen Kopfweh und heißen, müden Augen erhob sie sich.

Inzwischen packte Sir Henry seine Koffer in der Absicht, früh abzureisen. Ihr hatte er Lebewohl gesagt, bis er sie, falls das Geschick es wollte, sein eigen nennen konnte, und falls das Geschick anders beschlossen haben sollte, auf ewig. Gleich nach dem Frühstück wollte er abfahren, und ein ferner Schimmer von May und vielleicht ein Winken mit der Hand war alles, was er noch als Abschiedsgruß erwarten konnte. Ehe er seine Flinte in ihre Hülle steckte, ließ er ein paar Patronen in die Kammern gleiten und den Ver-

schluß zuschnappen. Dann schob er die Sicherung vor, und es gewährte ihm eine gewisse düstere Befriedigung, daß er sein Leben so in der Hand hielt.

„Bah!" sagte er, als er die Waffe auseinandernahm und in den dazu bestimmten Kasten legte, „ein Mann, der sich totschießen will, muß mehr Mut haben als ich."

Achtzehntes Kapitel.

Die beiden jüngsten Glieder der Familie Chedworth waren gerade dumm genug, daß sie leicht zu unterrichten waren, das heißt, sie konnten einfache Dinge verstehen, wenn man ihnen genügend Zeit dazu ließ, und ihre Fortschritte waren nie so rasch, daß ihre Lehrerin den Boden unter den Füßen verloren und sich plötzlich Fragen gegenüber gesehen hätte, auf die sich vorzubereiten sie noch keine Muße gehabt hatte. Auch waren sie ziemlich artige Kinder, wie Kinder es eben zu sein pflegen, und hatten namentlich eine Eigentümlichkeit, wofür May der Vorsehung nie dankbar genug sein konnte: sie spielten, ohne dabei zu lärmen. Allein May war der Vorsehung gar nicht dankbar, denn da sie nur wenig Erfahrung über Kinder hatte, nahm sie sich nicht die Mühe, darüber nachzudenken, ob ihre Schülerinnen gute Durchschnittsexemplare waren oder nicht. Indessen war sie sich doch bis zu einem gewissen Maße der Tatsache bewußt und zog Nutzen daraus, als sie am Morgen nach dem Abend, wo sie sich von Sir Henry Waterville getrennt hatte, mit einem Gefühl, als ob ihr Leben, soweit es überhaupt diesen Namen verdiente, vorüber und abgetan sei, ins Schulzimmer zurück-

kehrte, wo sie am Abend vorher im Mondschein zusammengestanden und gesprochen hatten. Gedankenlos sah sie zu, wie die Kinder ihr Frühstück verzehrten, doch nicht ohne sie um ihre rosigen Wangen und ihren gesunden Appetit zu beneiden; gedankenlos überzeugte sie sich, daß sie die halbe Stunde vor dem Frühstück, während deren sie sechs Zeilen eines Geisteswerks der englischen Literatur auswendig lernen sollten, nicht vertrödelt hatten, und dann entließ sie sie und sagte ihnen, sie erwarte sie nicht vor zehn Uhr zurück.

Mit dem Gefühl, als ob sie von der Folter erlöst sei, sah sie die Kinder aus dem Zimmer gehen, aber ohne Besorgnis, daß sie durch geräuschvolle Ausgelassenheit irgend jemand verraten würden, daß sie sich einer Extrapause erfreuten.

Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sie sich entschlossen, ihnen überhaupt keinen Unterricht mehr zu erteilen, aber sie hatte ein unklares Gefühl, daß das etwas unbillig gegen ihre Nachfolgerin sein würde. Die unentwickelte Vorstellung einer Nemesis, die ihr reichlich vergelten würde, was sie andern zufügte, war einer der hervorragendsten unter den Zügen, die zusammen ihr Gewissen bildeten. Einen Augenblick beschäftigte sie sich mit dem Gedanken, wer wohl ihre Nachfolgerin sein und wie es dieser behagen werde, Blanche zu beeinflussen, dann aber verbannte sie Blanche und Chedworth aus ihrem Geiste und fragte sich statt dessen, ob Sir Henry abgereist sei und ob er vorher wohl den Wunsch gehabt und den Versuch gemacht habe, sie noch einmal zu sehen. Der in der Schulstube hängende Fahrplan war alt, so

daß er ihr keine zuverlässige Auskunft über die Stunde seiner Abreise gab, aber sie hoffte, daß er fort sei. Nach ihrer Trennung am Abend zuvor wäre jedes weitere Zusammentreffen oder selbst ein zufälliges Sehen matt, schal und unersprießlich erschienen.

Das Mädchen, das die Schulstube zu besorgen hatte, unterbrach ihre Gedanken, indem es eine Bestellung ausrichtete.

„Wenn es Ihnen gefällig wäre, Miß, möchte Sie der Herr sogleich in der Bibliothek sprechen.“

Mehr als eine Angelegenheit lag vor, derentwegen Mr. Chedworth sie möglicherweise sprechen wollte: es konnte sein Wunsch sein, sie zur Zurücknahme der Kündigung zu bewegen, oder er hatte vielleicht gehört, daß die Kinder später als gewöhnlich im Garten spielten, oder er wollte am Ende eine Prüfung mit ihnen veranstalten, um sich von ihren Fortschritten in der biblischen und der neuen Geschichte zu überzeugen. Sie hatte gehört, daß er das manchmal tue. Dem kleinen Mädchen sah man an, daß es an den Neuigkeiten, die ihm auf der Seele brannten, fast erstickte, aber May beachtete sie nicht, da sich ihre Gedanken hauptsächlich mit der Hoffnung beschäftigten, Sir Henry Waterville möchte fort sein, und ihr somit eine weitere Begegnung mit ihm erspart bleiben. Das bittre Leid der Trennung war vorüber, und nur ein dumpfer Schmerz war zurückgeblieben, aber sie fühlte, daß sie ein abermaliges Losreißen nicht ertragen könnte.

Als sie auf dem Wege, der ihr bei ihrer Ankunft gezeigt worden war, von der Rückseite des Hauses in

den Flur trat, kam Dorothy in Tränen schwimmend aus der Bibliothek. May wie überhaupt ihrer Umgebung schenkte sie keine Beachtung. Sie weinte nicht oft, aber wenn sie es tat, so weinte sie von Grund ihrer ganzen Seele. May sah, wie sie auf die Türschwelle sank und stöhnend und schluchzend den wenig wohlriechenden Kopf ihres Hundes Rex umarmte. Dieser sah bestürzt aus, denn Dorothy hatte nicht mehr über ihn geweint, seit er einmal mit einer Pfote in einer Schlinge hängen geblieben war und sich eine Klaue ausgerissen hatte, allein er nahm es mit Geduld und Fassung hin und zog seinen Kopf nur zurück, um zu niesen und seine Nase auf der Türmatte zu reiben, als eine Träne auf deren Spitze gefallen war.

„Kommen Sie herein, Miß Daryll, kommen Sie herein!“ rief Mr. Chedworth aus, als May in der Tür stehen blieb. „Wir sind tief bekümmert.“

In seiner Stimme lag indes mehr Ärger als Kummer, aber May widmete ihm für den Augenblick nur wenig Aufmerksamkeit. Hinter Mr. Chedworths Stuhl saß Sir Henry Waterville und las eine Zeitung, ohne anscheinend an seine Abreise zu denken. Wie um Entschuldigung bittend, zuckte er die Achseln, als May ihn ansah, und schaute mit einer Grimasse, die seinem Vetter die Verantwortung zuschob, nach diesem hin.

„Wir sind tief bekümmert, Miß Daryll,“ wiederholte Mr. Chedworth. Dabei machte er keine Anstalten, sie zum Sitzen einzuladen, aber Sir Henry erhob sich und stellte ihr einen Stuhl auf den Teppich vor dem Kamin, wo sie stand.

„Blanche hat diesen Morgen das Haus verlassen, Miß Daryll," sagte er dabei in einem Tone, der Mr. Chedworth wieder die Schuld seiner Anwesenheit zuzuschieben schien, „und Mr. Chedworth wünscht, daß sie zurückgeholt werde."

Ihr Brotherr wies auf seinen Fuß, der, in Binden gehüllt, auf einem gepolsterten Bänkchen lag.

„Mich macht die Gicht zum Krüppel, Miß Daryll, und Mrs. Chedworth — nun, ich habe noch nicht den Mut gefunden, ihr zu sagen, was vorgefallen ist."

„Blanche hat das Haus so zeitig verlassen, daß sie den ersten Zug nach Bristol erreicht haben kann," fuhr Sir Henry in trockenem, erklärendem Tone fort, „und Dorothy ist der Ansicht, sie sei nach Weymouth gegangen. Natürlich kann Dorothy die Adresse nicht angeben."

„Etwas Nützliches bringt Dorothy selten in Erfahrung," knurrte Dorothys Vater, sich vor Schmerzen krümmend, „aber was sie weiß, teilt sie offen mit. Vielleicht erfreute sie sich aus diesem Grunde nicht des vollen Vertrauens ihrer Schwester. Um die Sache kurz zu machen, Miß Daryll, wie Sir Henry Waterville bereits gesagt hat, wünsche ich Blanche zurückgebracht zu haben, und er hat versprochen, sich dieser Aufgabe zu unterziehen."

Nach diesen Worten biß Mr. Chedworth die Zähne aufeinander und blickte auf seinen Fuß.

„Ich glaube nicht, daß es gut für Mr. Raymond Wilson wäre, wenn ihm alles nach der Mütze ginge," sagte Sir Henry leicht. „Ich werde ihn schütteln, daß

ihm die Zähne im Munde rappeln, und Blanche zurückbringen, denn die Möglichkeit, daß sie nach sechs Stunden in seiner Gesellschaft bereits genug von ihm hat, ist keineswegs ausgeschlossen."

Blanches Vater wollte etwas sagen, aber seine Worte gingen in einem Stöhnen des Schmerzes unter.

„Mr. Chedworth ist der Ansicht, ich sollte eine Dame bei mir haben," fuhr Sir Henry fort, „eine Dame, auf deren Takt und Umsicht ich mich verlassen könnte."

„Blanches Schwester," schlug May rasch vor.

„Genau meine Ansicht," antwortete Sir Henry, „aber ihr Vater denkt anders."

„Ihre Schwester ist zu jung," knurrte Mr. Chedworth, „und hat nicht mehr Einfluß auf sie, als eine Katze."

May Daryll hatte Lust zu sagen, daß, wie sehr auch ihr Alter sie selbst für diese Aufgabe geeignet mache, ihr Einfluß auf Miß Chedworth höchstens mit dem eines jungen Kätzchens verglichen werden könne, aber Sir Henry Waterville sah sie ernst an. Nun hatte sie ihn doch wieder getroffen, der Abschied mußte wiederholt werden, und so wäre es Torheit gewesen, wenn sie die Gelegenheit nicht benutzt hätten, so viel voneinander zu haben, als sie konnten.

„Ich bin bereit, mitzugehen," sagte sie. „Wann wollen wir aufbrechen?"

„So ist's recht," antwortete Mr. Chedworth, der augenscheinlich weder daran gedacht hatte, May formell zu bitten, noch daß diese sich weigern könnte. „Wenn

Sie in elf Minuten von hier abfahren und den Braunen nehmen, können Sie den nächsten Zug erreichen. Natürlich," fuhr er zu Sir Henry gewandt fort, „wenn sie schon verheiratet sind, so sorgst du dafür, daß es in die Zeitungen kommt, als ob alles in Ordnung wäre, und wir können ihnen dann später klarmachen, daß wir nichts mehr von ihnen wissen wollen."

„Wenn sie es sind," antwortete Sir Henry. „Heiraten ist zwar leicht, aber doch nicht ganz so leicht, wie ein Paar Handschuhe kaufen."

„Eine Tochter," brummte Mr. Chedworth, „die alles hatte, was sie nur wünschen konnte!"

„Vielleicht müssen wir sie für die Nacht in einen Gasthof bringen, wenn es für die Rückreise zu spät wird. Demnach wäre es gut, wenn Sie etwas Nachtzeug mitnähmen."

„In zehn Minuten werde ich fertig sein," antwortete May, lächelnd zu ihm aufblickend, was Mr. Chedworth, der sich gerade umwandte, um ihr eine Schmeichelei wegen ihrer Raschheit zu sagen, fast bemerkt hätte.

Eine halbe Stunde danach fuhren sie am Bahnhofe vor. Ein leichter Händedruck war die einzige Begrüßung gewesen, die sie hatten wechseln können, denn hinter ihnen saß ein Bedienter, und zu oberflächlicher Unterhaltung waren sie nicht aufgelegt. Außerdem war Sir Henry während der letzten Viertelmeile Galopp gefahren, und als er anhielt, dampfte eben der Zug in den Bahnhof.

„Erster Klasse?" fragte May, als Sir Henry vom Fahrkartenschalter zurückkam.

„Das versteht sich doch wohl von selbst," antwortete er und sprang hinter ihr in den Wagen, als sich der Zug schon in Bewegung setzte. „Mein guter Vetter fordert sehr viel von uns, aber daß wir uns seinetwegen körperlichen Unbequemlichkeiten aussetzen, kann er denn doch nicht verlangen."

Als er sich über sie beugte, wies sie ihn mit einer Handbewegung zurück.

„Wir haben uns Lebewohl gesagt," sprach sie dabei, „und diese Verfolgung ist nur ein Zwischenfall."

„Es blieb mir nichts andres übrig, als Sie dazu aufzufordern," sagte er entschuldigend, indem er sich neben sie setzte. „Sie wissen ja, daß ich selbst keine Wahl hatte. Chedworth bat mich, die Flüchtlinge zu verfolgen, noch ehe ich ihm gesagt hatte, daß ich mit diesem nämlichen Zuge abreisen wollte. Eine solche Fahrt hinter Liebenden her hat aber schließlich auch ihre guten Seiten."

„Ich wenigstens kann der Ausreißerin vergeben," antwortete May lächelnd, so daß auch in seinen Augen ein heiterer Glanz erschien. „Wir konnten die Sache nicht ändern, aber was, in aller Welt, sollen wir tun?"

„Telegraphieren Sie an Ihren Freund, daß er uns am Bahnhofe erwarten solle; er ist Rechtsanwalt, also müßte er doch zu etwas nütze sein."

„Das ist wohl möglich," entgegnete May in einem Tone, der kein allzugroßes Vertrauen in Morden Carthews Gewandtheit verriet, „aber wir wissen ja noch nicht einmal, ob die Flüchtlinge nach Weymouth gegangen sind."

„Sie haben nur bis Bristol Fahrkarten genommen," antwortete Sir Henry, „denn sie haben sich wohl gedacht, daß wir uns am Bahnhofe danach erkundigen würden. Das übrige müssen wir dem Zufalle anheimstellen."

„Ich nehme an, daß er Frau Pung sprechen will," sagte May, „aber uns wird Frau Pung nicht helfen."

„Von Blanche wird er ihr wohl schwerlich etwas sagen, und er ist selbst nur nach Weymouth gegangen, um so viel Geld, als er zum Weiterkommen braucht, aus der alten Dame herauszuschlagen," entgegnete Sir Henry Waterville und fuhr hierauf fort, May kurz zu berichten, was er von Luigi Donastrelli, dem alten italienischen Diener in Major Bittlestones Wohnung, erfahren hatte. Nach Erwägung aller Umstände war er zu dem Schlusse gelangt, daß Mr. Haggerstons Heirat und sein vorzeitiger Tod zwischen Raymond Wilson und Frau Pung abgekartet worden sei, damit diese sich heiraten und dann herrlich und in Freuden leben könnten. Der kleine Anteil an der Beute, der ihr nach der Teilung mit einem solchen Geier bleiben würde, könne, so schlußfolgerte er, nicht groß genug sein, eine achtbare alte Frau zu einer Handlung zu verführen, die, wenn sie fehlschlug, den Verlust einer einträglichen und ehrenhaften Brotstelle zur Folge hatte. Wenn der Tod des alten Herrn wirklich noch durch andre Mittel, als durch Verleitung zum Trinken — ein im Grunde genommen ziemlich langwieriges Verfahren — beschleunigt worden sei, so sei es nur um so wahrscheinlicher, daß Frau Pung durch andre,

mächtigere Beweggründe als den Durst nach Gold dazu getrieben worden sei.

May Daryll war gewohnt gewesen, die Meinung des alten Doktor Pentreath in allen Dingen hochzuhalten, teils, weil er alle ihre Kinderkrankheiten von den Windpocken an aufwärts richtig diagnostiziert, teils, weil sein Neffe sie mit seiner Überzeugung hinsichtlich Mr. Haggerstons Tod angesteckt hatte, aber sie ließ das für jetzt auf sich beruhen, denn Mr. Haggerstons Ermordung schien nach ihrer Ansicht nicht notwendigerweise ein Bestandteil der ohne Zweifel bestehenden Verschwörung zu sein. Sie fragte nur, ob es möglich sei, daß ein im Besitze seiner fünf gesunden Sinne befindlicher Mensch Verlangen tragen könne, Frau Pung zu heiraten, oder ob Frau Pung oder sonst jemand, der bei Verstande wäre, sich dazu zu entschließen vermöge, Raymond Wilson zu heiraten.

Allein Sir Henry machte sie darauf aufmerksam, daß diese Ansicht seine Annahme nur bestärke. Wilson wolle Blanche hinter Frau Pungs Rücken heiraten, und wenn er erst in Besitz ihres Vermögens gelangt sei, Frau Pung bis zum Ende ihres Lebens brandschatzen. Sein Glaube an Frau Pungs Verlangen nach Wilson stützte sich auf die eigentümliche Anschauung, kein Mann sei alt oder häßlich genug, als daß es nicht mindestens eine Frau gäbe, die gewillt sei, ihn zu heiraten. Indem er sich einem Einspruch Mays gegen den Gebrauch des Wortes Liebe in solchem Zusammenhang unterwarf, ließ er diese aus dem Spiel, aber er wies darauf hin, daß es in Wilsons Falle sogar zwei

solche Frauen gebe statt einer, nämlich Blanche und Frau Pung. Da inzwischen andre Reisende in ihren Wagen gestiegen waren, so daß sie wichtigere Angelegenheiten nicht wohl besprechen konnten, fuhr Sir Henry fort, seine Anschauungen leise zu verteidigen, wobei May ihm mit etwas mattem Interesse zuhörte, bis der Zug Bristol erreichte.

Neunzehntes Kapitel.

In Bristol zog Sir Henry Erkundigungen ein, doch ohne besonderen Erfolg, und nahm dann Fahrkarten nach Weymouth. May erzählte er, es seien drei oder vier junge Paare mit dem Morgenzuge dorthin gefahren — so hatte ihm wenigstens ein Beamter gesagt — und er machte sie darauf aufmerksam, daß in dem Wirrwarr eines Festtagsgedränges und bei der Dunkelheit, die auf dem betreffenden Seitenbahnsteige herrschte, von wo die Züge nach Dorset abfahren, selbst Raymond Wilson für jung hätte gelten können.

„Es würde ihm sehr schmeichelhaft sein, wenn er das wüßte," sagte May Daryll, als ein Herr Sir Henry zunickte und dieser sie mit einem Wort der Entschuldigung verließ.

Wie sie sah, war der Herr, mit dem er sprach, groß und sonnenverbrannt und hatte das saubere, gut gebürstete Aussehen, das für Herren charakteristisch war, die der Gesellschaftsklasse angehörten, welche sie für immer verlassen hatte und das Männer wie Morden Carthew und sein Freund Pentreath niemals erreichen zu können schienen. Das Gesicht des Herrn kam ihr bekannt vor, weshalb sie sich in den Hintergrund zurück-

zog. Sir Henry kam gerade zur rechten Zeit zurück, um die Tür eines leeren Wagens zu öffnen, ehe sich der Zug in Bewegung setzte.

„Haben Sie Hugh Egleton jemals getroffen?“ fragte er, als sie aus dem Bahnhofe heraus waren. „Mir ist es sehr lieb, daß ich ihn gesprochen habe. Er kommt von Plymouth und will zur Jagd nach Hause. Dabei behauptet er, daß auch ich eingeladen worden sei.“

„Ist er ein Egleton von Bulthorpe?“ fragte May. „Dann wird er wohl ein Vetter von mir sein.“

„Von Ihnen?“

„Ja, von mir. Soll es mir nicht gestattet sein, Verwandte zu haben, weil ich mein Vermögen verloren habe? Ich glaube, die Familie hatte sich von meiner Mutter losgesagt, als sie heiratete, und mein Vater war von der seinen schon verstoßen, aber ich vermute, ich habe auch irgendwo Verwandte namens Daryll.“

„So?“ fragte Sir Henry zerstreut.

„Vielleicht glauben Sie, Mr. Haggerston sei mein Vater gewesen?“

„Blanche hat mir das gesagt,“ antwortete Sir Henry ein wenig verlegen. „Als ich Ihnen neulich das Briefchen schrieb, glaubte ich, sie habe Ihnen das vorgeworfen und Ihnen außerdem alles das gesagt, was sie von Wilson über mich erfahren haben konnte.“

„Sie hat mir in Wahrheit mitgeteilt, daß Sie ihr einen Antrag gemacht hätten. Vor Kleinigkeiten schrickt sie offenbar nicht zurück.“

„Blanches schlechte Seiten sind von einer Vollkommenheit, die ich beinahe bewundere. Die beiden

Lügen, ohne das übrige zu erwähnen, waren nicht übel erfunden, und jede von ihnen war ganz danach angetan, uns voneinander zu trennen, was wahrscheinlich ihre Absicht war."

„Und Sie haben ihr geglaubt?"

Sir Henry zuckte die Achseln und sah wieder verlegen aus.

„Und es machte Ihnen nichts aus, wer oder was ich war? Sie liebten mich trotzdem?" fragte May und legte leise eine Hand auf seinen Arm.

„Was sollte es mir ausmachen?" antwortete er. „Ich bin schließlich kein eingebildeter Fant, ebensowenig als ich ein Narr bin. Sie wollte ich haben, und nicht Ihren Vater und Ihre Mutter, wer sie auch gewesen sein mögen. — Was mich aber jetzt beunruhigt, ist die Frage, warum ich Lady Egletons Brief nicht erhalten habe. Mit Briefen, die wie Einladungen zur Jagd aussehen, bin ich sonst sehr vorsichtig."

Bei diesen Worten zog er das Häufchen Briefe aus der Tasche, das er am Abend zuvor, ehe er seine Wohnung in St. James Street verließ, eingesteckt hatte, und sah einen nach dem andern an.

„Das muß er sein," sagte er, indem er einen viereckigen Umschlag zwischen zwei unverkennbaren Rechnungen hervorzog und den Rest auf den Sitz gegenüber warf. „Ich dachte, es wären lauter Mahnbriefe und dergleichen."

„Dergleichen?" fragte May, indem sie auf die Briefe wies.

Ein Umschlag von ausländischem Papier, der mit

amerikanischen Marken beklebt war, hatte sich von den übrigen gesondert und lag allein daneben.

„Ja, das meine ich," entgegnete Sir Henry. „Ich schiebe das Öffnen solcher Zuschriften immer hinaus."

May beugte sich vor und sah den Brief genauer an, der ihr die Existenz dieser Frau, die sie nie gesehen hatte und die als Schranke zwischen ihr und ihm stand, mit plötzlicher Klarheit vor Augen stellte. Eines andern Weibes Gatte war es, den sie liebte — nach Gesetz und Herkommen eines andern Weibes unbedingtes Eigentum, und soweit Gesetz und Herkommen in Betracht kamen, machte es keinen Unterschied, daß die andre Frau nichts davon wußte, und daß ihr, wenn sie es gewußt, nicht das geringste daran gelegen hätte, es sei denn, daß vielleicht Geld aus der Entdeckung herauszuschlagen gewesen wäre.

Die Welt, die durch Gesetz und Herkommen zusammengehalten wird, wußte nichts davon, und sie hatte diese Welt oder wenigstens den Teil davon, an dessen Meinung ihr etwas lag, verlassen, und doch konnte sie sich nicht ganz von ihren Fesseln freimachen. Das war der Grund, weshalb sie die Empfindung hatte, sie habe recht gehandelt, als sie Sir Henry am Abend zuvor dahin gebracht hatte, ihr Lebewohl für immer zu sagen, und jetzt erfüllte sie ein Gefühl des Ärgers wie über eine erlittene Unbill, als sie sah, daß die einzige Handlung, die ihr das Bewußtsein der Rechtschaffenheit und Tugend gab, von den Umständen nutzlos gemacht worden war. Demütig und zufrieden würde sie sich der überwältigenden Macht der Umstände unterworfen haben,

wenn sich nicht dieser Brief mit den amerikanischen Marken und dem Poststempel „Sacramento" zwischen sie gedrängt hätte. Aber da lag er vor ihr, eine greifbare Tatsache.

Zeit und Gewohnheit mußten Sir Henry abgestumpft haben, denn er beachtete ihn nicht, als er das Briefchen, das er in der Hand hielt, durchlas.

„Es ist wirklich von Lady Egleton," sagte er. „Ich kannte ihre Handschrift nicht, und der Poststempel ist ‚London'."

Da May nicht antwortete, folgte er der Richtung ihrer Blicke.

„Öffnen Sie ihn doch," sagte er, „wenn Sie nicht vorziehen, ihn zum Fenster hinauszuwerfen."

May streckte die Hand aus, ergriff den Umschlag vorsichtig an einer Ecke und betrachtete ihn genauer.

„Das sieht wie eine Männerhandschrift aus," bemerkte sie.

„Wahrscheinlich ist die Adresse auch von einem Manne geschrieben, denn diese sollte unter allen Umständen leserlich sein. Wollen Sie nicht einmal hineinschauen? Ich will mich, weiß Gott, nicht rechtfertigen, aber es wäre mir lieb, wenn Sie ihren Brief läsen."

„Ich will ihn für Sie öffnen," entgegnete May und ließ die Tat ihren Worten folgen, wobei sie einen Blick auf das Blatt warf, das sie herausnahm. Diese Frau, die so deutlich und sauber schrieb, hätte doch wohl ihren eigenen Umschlag selbst adressieren können. Außerdem war die Handschrift des Inhalts allem Anscheine nach die der Adresse. May blickte zu Sir Henry

auf, aber er war in Lady Egletons Billett vertieft, weshalb sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem amerikanischen Brief zuwandte.

„Nur gut, daß ich Kapitän Egleton getroffen habe," sagte Sir Henry gleich darauf. „Kein Wunder, daß sie überrascht waren, keine Antwort von mir zu erhalten: sie hatten mich gebeten, zu telegraphieren."

„Harry!" rief jetzt May leise und mit stockendem Atem. Das war das erste Mal, daß sie ihn mit seinem Vornamen anredete, und er sah mit einem freudigen und überraschten Lächeln auf. Bolzgerade aufgerichtet saß sie da, und ihr Antlitz war totenbleich, während sie mit zusammengezogenen Augenbrauen und halb geschlossenen Augen vergeblich versuchte, den Brief zu lesen und seinen Inhalt zu verstehen.

„Lies — lies selbst," sagte sie rasch, und als er nun das Papier ergriff und las, stieg ihr das Blut heftig in die Wangen. Das Lesen nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Lady Watervilles Episteln waren in der Regel weitschweifig und ließen darauf schließen, daß sie im Bett mit einem sehr stumpfen Bleistift geschrieben worden seien; was aber jetzt vor ihm lag, war in einer fließenden Schreiberhandschrift geschrieben.

„Geehrter Herr!

Ohne Zweifel werden Sie in den englischen Zeitungen Berichte über den beklagenswerten Tod einer Dame gelesen haben, die auf der Bühne unter dem Namen ‚La Salvolatilla' bekannt war. Sie starb infolge eines Unfalls, der sich am Abend des 4. d. M.

in O'Reillys Theater am hiesigen Orte zugetragen hat. Wir haben indessen unter dem heutigen Tage Zeitungen an Sie abgehen lassen, die ausführliche Berichte über den Unfall, den Tod und die Beerdigung enthalten. Am Tage nach dem Vorfalle und wenige Stunden vor ihrem Tode ließ uns die Verstorbene rufen, die sich allein hier aufhielt und ein Engagement erledigte. Sie teilte unsrem Vertreter mit, sie sei durch ein Band, das sie als das der Ehe bezeichnete, mit Ihnen verbunden. Ohne uns ein Urteil darüber zu erlauben, und da andre Leute, deren Adressen uns aufgegeben worden waren, auf unsre Mitteilungen nicht geantwortet haben, erlauben wir uns, hiermit zu berichten, daß die Sachen der Verstorbenen verkauft worden sind und daß, nachdem wir deren Erlös Ihnen gutgeschrieben haben, laut einliegenden Belegen für Beerdigungskosten, unsre eigenen Gebühren und so weiter noch ein Saldo von Dollar 135,75 zu unsern Gunsten verbleibt.

Wir ersuchen um dessen gefällige Berichtigung und um Anweisung, was mit einigen Schmuckgegenständen geschehen soll, die nicht verkauft worden sind, da sie nach erfolgter Abschätzung als zu geringwertig erschienen. Wir haben zu erwähnen vergessen, daß die Verstorbene kein Testament hinterlassen hat, und daß auch keine Zeit war, eins zu errichten, bevor der Tod eintrat.

In Erwartung einer gefälligen Antwort verbleiben wir, geehrter Herr,

Hochachtungsvoll ergebenst
Thuber & Schelfall, Rechtsanwälte,
Sacramento."

„Großer Gott!“ rief Sir Henry, indem er sich umsah wie ein Mensch, der gerade aus einem Traume erwacht ist. „Sie ist tot — meine Frau ist tot — und — ich bin frei!“

„Und wir sind frei!“ murmelte May.

Stürmisch schloß er sie in die Arme, und sie machte keinen Versuch, sich ihm zu entziehen.

„Es wird doch wohl alles wahr sein?“ flüsterte sie.

Ein leises Lachen, das er ausstieß, klang beinahe krampfhaft.

„Du meinst, die Neuigkeit sei zu gut,“ antwortete er, indem er sie losließ. „Ich weiß doch nicht. Dieser Brief macht mir einen vollkommen geschäftsmäßigen Eindruck, und die Verfasser scheinen achtbare Leute zu sein. Allerdings sieht es ja schauerlich und roh aus, wenn man die Nachricht vom Tode seiner Frau auf diese Weise aufnimmt, aber du weißt nicht, wie furchtbar es gewesen ist. Drei Wochen lang eine Art von Glück — ich war kaum einundzwanzig Jahre alt, und wir tranken Massen von Champagner in diesen drei Wochen — und dann alle diese Jahre!“

„Und alles das war nicht deine Schuld,“ murmelte May.

Sir Henry war ein zurückhaltender Mann, und ein Achselzucken war seine einzige Antwort.

„Ich habe es getan und habe die Folgen auf mich genommen. Natürlich gibt es eine Menge Leute, die einen dummen Jungen noch antreiben, wenn er sich zum Narren machen will, und die, die ihm wirklich guten Rat geben, verstehen es auch nicht immer, ihn

in eine Form zu kleiden, die ihn die Medizin willig verschlucken läßt. Warum sollen sie sich auch die Mühe nehmen?"

„Die meisten haben ja auch nichts andres im Sinne, als daß sie hinterher, wenn es zu spät ist, sagen können: ‚Hab' ich's nicht gleich gesagt?'" meinte May.

„Dann kann ich nicht sagen, daß ich sie durch Befolgung ihres Rates um dieses Vergnügen gebracht hätte."

„Jetzt begreife ich, weshalb du deine Cousine verhindern willst, diesen Menschen zu heiraten."

„Manchmal sollte man etwas mehr tun, als nur guten Rat geben," erwiderte er nickend. „Ein dummer Junge ist ein dummer Junge, mag er nun männlichen oder weiblichen Geschlechts sein, aber es ist viel leichter, zu reden, als zu handeln."

May hielt es nicht für nötig, ihre Zustimmung zu dieser Binsenwahrheit auszusprechen, und sagte deshalb nichts.

„Ich bin selbst nur einmal mit einem jungen Mädchen durchgegangen," fuhr er ernst und nachdenklich fort. „Es war sogar in dieser Gegend, damals als Tom Tressington mit seiner jetzigen Frau verlobt war und ihre Angehörigen die Verbindung nicht zugeben wollten. Er war gerade im Begriffe, mit seinem Regiment nach Indien zu segeln, und sie hatte nicht den Mut, allein durchzubrennen. Deshalb fuhr ich hin, um zu sehen, was ich machen könne, traf sie auf einem Balle, wozu sie ihre Eltern mitgenommen hatten, brachte sie aus dem Tanzsaale in eine Droschke, dann auf die Eisenbahn, und — eins, zwei, drei, fort mit ihr nach Aldershot. Es war ein Sonderzug, und ich habe ihn bezahlt."

„Das sieht dir so recht ähnlich."

„O ja, es war höllisch gut von mir. Aber nicht deshalb habe ich dir das erzählt, sondern weil sie anfing, Heimweh oder Angst oder dergleichen zu bekommen, was jungen Damen gewöhnlich zu höchst ungelegenen Stunden und an möglichst unpassenden Orten zu passieren pflegt. Nachdem wir ein paar Stunden zusammengewesen waren, fing sie an zu weinen und wollte wieder nach Hause gehen, indessen konnte ich den Zug natürlich nicht anhalten und zurückfahren lassen, aber ich wette zehn gegen eins, daß wenn in diesem Augenblick jemand aufgetaucht wäre, der sie hätte nach Hause bringen können, sie jetzt nicht Mrs. Tom Tressington sein würde."

„Nun," entgegnete May, „du warst ja auch nicht der Mann, den sie heiraten wollte."

„Ebensowenig war ich Raymond Wilson und sie nicht Blanche," erwiderte Sir Henry. „Aber selbst Blanche kann vielleicht genug an dem Biest bekommen, bevor sie zusammengekoppelt werden, und dann kommt unsre Gelegenheit. Ich schulde ihrem Vater etwas. Er versuchte sein möglichstes für mich zu tun, als mich die ganze übrige Familie im Stiche gelassen hatte, aber — sie beraubte ihn der Möglichkeit."

May kam es vor, als ob die Erwähnung seiner verstorbenen Frau diese ihm wieder ins Gedächtnis zurückgerufen habe, denn er saß einige Zeit schweigend neben May, sah sie an und machte dann und wann eine Bemerkung über den Fortgang ihrer Reise, wenn sie an einer kleinen Station anhielten oder einen Bahnhof durchfuhren. Auch May dachte schweigend an die Frau,

deren Namen sie nie von ihm gehört hatte, und fragte sich, ob sie stets nur eine goldverschlingende Harpyie mit einem Verlangen nach schäumenden Weinen gewesen sei, oder ob sie nicht doch am Ende eine Art von Neigung zu ihm gehabt, oder vielleicht ein Gefühl der Reue, daß sie ihn an sich gefesselt habe. Jedenfalls war sie in weite Ferne gegangen, hatte nie seinen Namen geführt, sondern nur den mehr oder weniger berechtigten Anspruch auf einen Teil seines Einkommens erhoben. Das ist doch das Mindeste, was eine Frau verlangen kann. Jede Frau kann eine Last für einen Mann sein, dem es an Geld fehlt, für sie zu sorgen. May Darylls Gedanken waren während der nächsten paar Meilen durchaus nicht angenehm. Nach einer fast schlaflosen Nacht hatte sie ein unzureichendes Frühstück eingenommen, und ihr Kopf schmerzte. Als sie Sir Henry ansah, fragte sie sich, ob er wirklich an die Vergangenheit, oder nicht etwa an die Zukunft denke, oder ob ihm am Ende beide so gleichgültig seien, wie sein Ausdruck ruhiger Zufriedenheit andeutete.

„Ich fühle es immer, wenn mich jemand ansieht," sagte er gleich darauf, indem er sich umdrehte und ihr ins Gesicht schaute. „Wie blau deine Augen sind! Ich glaubte, sie seien grau. — Ach, bitte, laß das, Liebchen!"

„Kein Mann kann es doch ertragen, eine Frau weinen zu sehen," sagte May. Sie hatte kaum geahnt, daß ihr Tränen in den Augen stünden, bis er sprach und sie herabzufallen begannen. „Jede Frau kann einen Mann durch Weinen dahin bringen, daß er sie heiratet, doch ich werde dich jetzt durch Tränen davon abhalten. —

Nein, unterbrich mich nicht, ich habe mir die Sache überlegt; sie steht jetzt viel schlimmer als zuvor, wo ich wußte, daß es ganz unmöglich war. Jetzt bist du eine Bürde los und unter keinen Umständen darfst du dich mit einer andern beladen."

„Ich werde tun, was mir gefällt," antwortete Sir Henry, sich über sie neigend, „und wenn du so sprichst, muß ich dich mit dem nächsten Zuge nach Chedworth zurückschicken."

„Einmal habe ich mich bereits deinem Bereiche entzogen," fuhr May fort. „Das tat ich, als ich wußte, daß ich vermögenslos war, und als ich noch nicht wußte, daß du verheiratet warst, aber Madge Lightfoot hat uns wieder zusammengeführt."

„Schönen Dank, Mrs. Lightfoot!"

„Gestern abend habe ich dir Lebewohl gesagt, und es war meine Absicht, mich zu verbergen und dich nie wieder von mir hören zu lassen, aber Mr. Chedworth hat uns wieder zusammengeführt."

„Schönen Dank, Vetter Dick!"

„Er hat mich mit dir geschickt, weil er glaubte, ich sei nur eine Erzieherin, und es käme nichts darauf an. Da hat er auch ganz recht: ich bin nur Erzieherin, und auf mich kommt auch nichts an. Ich werde dir deine Aussichten im Leben nicht verderben."

„Wenn du so weiter sprichst, werde ich dich nicht nur nach Chedworth zurückschicken, sondern auch schreiben, du habest mir im Zuge ganz unverschämt den Hof gemacht."

„O, nicht doch, bitte! Ich scherze durchaus nicht."

„Aber ich. Ich habe dir gesagt, ich fühle mich schauerlich, unanständig glücklich, und ...“

„Bitte, bitte, laß das; der Zug hält, und es wird dich jemand sehen.“

„Wahrhaftig, schon Dorchester!“ sagte er. „In ein paar Minuten werden wir in Weymouth sein, und wir haben noch gar nicht überlegt, was wir tun wollen.“

Nun begann er Pläne zu machen, wie man Blanche einfangen und Raymond Wilson besiegen könne, wobei er rasch und fröhlich sprach, in der offenbaren Absicht, Mays Gedanken abzulenken. Das gelang ihm auch in gewissem Maße, obgleich die Absicht etwas gar zu offenbar war. Während sie leicht ihre Augen mit dem Taschentuch tupfte, sah ihn May an, und er schien ihr dermaßen heiter, tatkräftig und herrisch geworden zu sein, wie sie es nie für möglich gehalten hätte. Ein solcher Mann konnte viel mehr leisten als der Mensch, für den sie ihn bis jetzt genommen hatte, aber für den Augenblick hatten sie jedenfalls an andre Dinge zu denken als an ihre eigenen Angelegenheiten. Ehe der Zug hielt, hatte sie alle Tränenspuren von ihren Wangen weggetupft und sah nur noch etwas bleich und ermüdet aus.

„Der lange Mensch dort auf dem Bahnsteige ist gewiß dein juristischer Freund,“ sagte Sir Henry, als er die Tür öffnete. „Lauf hin und frage ihn, wieviel Strafe es kosten würde, wenn man dem alten Wilson eine ordentliche Tracht Prügel verabreichte — einschließlich der Gerichtskosten.“

Zwanzigstes Kapitel.

„Bitte, erwarten Sie mich um Zwei nachmittags auf dem Bahnhofe von Weymouth in Geschäftsangelegenheiten. — May Daryll.“

Das war die Botschaft, die Sir Henry von Bristol an Morden Carthew geschickt hatte, und kurz ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten, zeigte er May mit stolzer Miene eine Abschrift des Telegramms.

„Wenn man nicht alles erklären kann, ist es am besten, gar nichts zu sagen,“ bemerkte er dabei. „Hätte ich mich selbst erwähnt, so würde er gedacht haben, wir gingen zusammen durch und wollten in aller Eile einen Heiratsvertrag aufgestellt haben, und wenn ich ihm gesagt hätte, er solle nach dem Bahnhofe gehen und sich nach Blanche und dem alten Wilson umsehen, so würde er mit der ganzen Geschichte nichts zu tun haben wollen.“

Darauf hatte May geantwortet, Mr. Carthew würde sich gewiß freuen, irgend etwas für sie tun zu können, selbst wenn es ein kleines Opfer persönlicher Würde kosten sollte, worauf Sir Henry nur „So?“ sagte, um sodann dazu überzugehen, ihre Unternehmung von einem andern Gesichtspunkte aus zu besprechen.

Tatsächlich waren Morden Carthew und William Pentreath durch das Telegramm sehr überrascht worden

und hatten sich die Köpfe über seine Bedeutung zerbrochen, doch zeigte Carthew wenig Lust, seine Zeit mit Mutmaßungen zu verschwenden, indem er sich auf die Andeutung beschränkte, Chedworths möchten am Ende ihre Verpflichtungen gegen May nicht erfüllt haben. Auf die meisten von Pentreaths Annahmen hatte er einen kalten Wasserstrahl gerichtet, wobei nebenbei bemerkt werden mag, daß keine dieser Annahmen auf Mays Ankunft in Begleitung eines Herrn verfallen war. Vielleicht fuhr ihnen ein Gedanke, wie ihn Sir Henry soeben angedeutet hatte, durch den Kopf, als sie ihn erblickten, denn sie verbeugten sich bei der Vorstellung sehr förmlich, und als Pentreath den Baronettitel hörte, der den Namen seines unerwarteten Nebenbuhlers schmückte, wurde er auffallend kalt in seinem Benehmen. May Daryll lächelte ihnen allen heiter zu und schlug vor, sich sogleich in den Wartesaal zu begeben, wo sie, ohne von Gepäckträgern angerempelt zu werden, ihnen eine kurze Erklärung über den Zweck ihres Kommens geben könne. Die Miene würdevoller Zurückhaltung, die Pentreath aufgesetzt hatte, wurde nicht milder, als er an ihrer Seite dahinschritt und sie ihn daran erinnerte, wie schlau er ihr dazu verholfen hatte, eine gute Lehrerin zu werden, und ihn fragte, ob er kein wirksames Mittel zur Verhinderung der Ehe kenne.

Seine Gesichtsfarbe wurde noch röter und sein Benehmen noch steifer als vorher, allein die Antwort wurde ihm dadurch erspart, daß Sir Henry beim Schließen der Tür die Bemerkung machte, sie hätten nicht viel Zeit zu verlieren. Da er May dabei ansah,

fühlte sich diese aufgefordert zu beginnen, und sie erzählte kurz die Umstände und Ereignisse, die sie und Sir Henry nach Weymouth geführt hatten.

„Die Dame ist mündig, muß ich hinzufügen," warf Sir Henry dazwischen, als May geendet hatte, „sie hat selbständiges Vermögen und ist von Natur bockbeinig."

Morden Carthew, der mit einer zu nichts verpflichtenden Miene höflichen Berufsinteresses zugehört hatte, nickte, und Pentreaths Gesicht nahm beinahe seinen gewöhnlichen heiteren Ausdruck an.

„Kann ein Mann auf Entschädigung wegen Nichterfüllung eines Eheversprechens klagen?" fragte er plötzlich.

„Bei Gott," rief Sir Henry, „daran habe ich noch gar nicht gedacht!"

„Daß Wilson daran gedacht hat, darauf können Sie sich verlassen," sagte Morden Carthew. „Schade, daß Miß Chedworth mündig ist. Das Versprechen ist wohl nicht gegeben worden schon ehe sie mündig war?"

„Nein, sie war schon mündig, als sie zuerst seine Bekanntschaft machte," antwortete Sir Henry.

„Dann werden Sie finden, daß nichts zu machen ist," entgegnete Morden Carthew.

„Und überdies nur eine Stunde Zeit, um die nötigen Schritte zu tun," erwiderte Sir Henry, indem er nach der Uhr sah, „das heißt, wenn sie nicht schon verheiratet sind, aber beabsichtigen, sich noch heute trauen zu lassen. Ich hoffe jedoch, daß Sie trotzdem bereit sind, uns dabei behilflich zu sein, sie zu finden."

Morden Carthew machte eine zustimmende Verbeugung.

„Natürlich werden Sie wohl darauf rechnen, daß die junge Dame auf Sie als Verwandte hören wird,“ sagte er, „und Sie können ihr ihr Vorhaben in einem wenig anziehenden Lichte zeigen.“

„Ich könnte ihr den Bräutigam in wenig anziehendem Lichte vor Augen stellen,“ antwortete Sir Henry, wobei er eine bedeutsame Bewegung mit seinem schweren Bambusstock machte, allein Carthew schüttelte den Kopf, während Pentreath May zuflüsterte, er stelle sich ihrem Freunde völlig zur Verfügung und werde darauf achten, daß alles ehrlich zugehe.

Aber auch May schüttelte den Kopf. Eine Herausforderung zum Kampfe trübt leicht den Glanz auch des besten Rufes, und sie hatte doch gewissermaßen einen Eigentumsanspruch auf Sir Henry.

„Meiner Ansicht nach wäre es am besten, wenn sich Sir Henry Waterville und Mr. Carthew alsbald auf den Weg nach dem Standesamte und den verschiedenen Kirchen machten, und Sie können mich irgendwo hinführen, wo ich etwas zu frühstücken bekommen kann,“ sagte sie, indem sie sich an William Pentreath wandte. Beinahe hätte sie lachen müssen, als sie Sir Henrys Ausdruck wahrnahm. Es war das erste Mal, daß er Gelegenheit hatte, zu Gunsten eines andern auf ihre Gesellschaft zu verzichten, und er ließ dabei sein gewohntes Entgegenkommen vermissen. Selbst ihr gegenüber war er etwas kurz angebunden, als sie einen andern Vorschlag machte, nämlich den, daß sie

und Mr. Pentreath sich sofort nach Mrs. Haggerstons oder Frau Pungs, wie sie sie nannte, Villa begeben wollten, wenn Sir Henry das für ratsamer halte.

„Das wäre unnütz," erwiderte Sir Henry. „Vielleicht weiß er nicht einmal, daß sie hier lebt."

„Sie dürfen nicht vergessen, Miß Daryll, daß, wenn Mrs. Haggerston irgend etwas mit der Angelegenheit zu schaffen hat," wandte Carthew ein, „sie auf seiner Seite stehen wird. Ist er ihrer Unterstützung nicht sicher, so wird er sie überhaupt gar nicht in die Sache einweihen."

May sah Pentreath an, als ob sie von ihm Zustimmung erwarte, allein auch er ließ sie im Stiche, denn er erinnerte sich seiner eigenen Erfahrungen und sprach sich sehr entschieden über die Nutzlosigkeit eines Versuches aus, eine solche Person günstig zu stimmen und Hilfe von ihr zu erlangen.

„Es ist höchste Zeit, daß Sie etwas zu nagen bekommen. Sie sehen ganz blaß aus," fügte er, zu May gewandt, hinzu, und da sie sich für ihre Annahme eben nur theoretisch interessierte und kein Verlangen trug, sie auf die Probe zu stellen, gab sie nach.

„Im Grunde genommen ist es mir einerlei, was wir tun," antwortete sie, „und was mein blasses Aussehen anlangt, so sehen Blondinen immer verwaschen und greulich aus. Daß Sie mich aber daran erinnerten, war nicht gerade erforderlich."

Allein Pentreath hatte so ziemlich seine gewöhnliche Laune wiedergefunden und erklärte, sie sehe reizend aus. Hierauf half er das nicht sehr umfangreiche Gepäck

nach der Garderobe tragen und machte seine Begleiter, als sie den Bahnhof verließen, auf die Schließerin einer nahegelegenen Kirche aufmerksam, die, wie er sich ausdrückte, Bazillen ausstreute. Sodann überließen er und May es Sir Henry Waterville und Carthew, ihre unfruchtbaren Nachforschungen damit zu beginnen, daß sie die alte Frau anredeten und sie fünf Minuten lang am Ausklopfen und Schütteln von Kissen und Teppichen hinderten. Die Kirchenschließerin betrachtete sie mit unverhohlenem Mißtrauen, und obgleich ihre Zurückhaltung unter dem wohltätigen Einfluß einer halben Krone schmolz, konnte sie ihnen doch nur sagen, daß in der Kirche nichts, was einer Hochzeit ähnlich sei, bevorstehe, sondern nur zwei Taufen, wovon eine von Zwillingen. So mußten denn Sir Henry Waterville und Morden Carthew kreuz und quer durch die Stadt fahren, wobei sich Carthew allmählich zu seinem Gefährten hingezogen fühlte und Sir Henry jenen für einen aufgeweckten jungen Herrn und einen Gentleman zu halten begann, wie er auch von der Offenheit belustigt war, womit Carthew durchblicken ließ, daß er sich nur aus Gefälligkeit gegen Miß Daryll und nicht, um sich Mr. Chedworths Kundschaft zu erwerben, zu diesen geschäftswidrigen und unfruchtbaren Nachforschungen gebrauchen lasse.

„Natürlich hat sich Miß Daryll das vollkommene Vertrauen und die Achtung Mr. Chedworths erworben," sagte er, und Sir Henry stimmte dem zu, indem er zum Beweis auf die heikle Aufgabe hinwies, womit sie gegenwärtig betraut war.

„Mit welcher Energie sie sich auf ihre Arbeit geworfen hat, ist ganz erstaunlich,“ sagte Carthew, und Sir Henry nickte. Mays Eifer zu Gunsten der jüngeren Glieder der Familie Chedworth Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, fand er nicht ganz so leicht, und er meinte, daß Mr. Carthew für einen jungen Mann, der mit einer andern Dame verlobt war, alles gesagt, was zu sagen notwendig war, und daß er hinreichendes Interesse an Miß Darylls Wohlergehen betätigt habe. So setzten sie denn ihre Fahrt schweigend fort.

„Sie wissen gar nicht bestimmt, ob Miß Chedworth überhaupt hierher gekommen ist?“ fragte Morden Carthew später, als sie sich der letzten Kapelle näherten, die auf der vom Standesbeamten erhaltenen Liste von Gebäuden, wo Ehen geschlossen werden, verzeichnet stand.

„Wir wissen gar nichts,“ antwortete Sir Henry Waterville. „Blanches Schwester meinte zwar, es sei ziemlich gewiß, aber in der Regel sind ihrer Schwester Meinungen nicht viel wert.“

Die Kapelle war geschlossen, und ein mitteilsamer Mensch, der in der Nähe wohnte, behauptete ganz zuversichtlich, daß der Herr, der der Gemeinde Gottes Wort verkündete, einen sechstägigen Ausflug nach Jersey gemacht habe und daß die Kapelle vor nächsten Sonntag nicht wieder geöffnet werde. Sir Henry betrachtete die Semmel und das Dünnbier, die den Warenvorrat ihres Berichterstatters bildeten, und bemerkte, daß sie nun genug für einen Tag getan hätten. Morden Carthew sah Sir Henry an und schlug vor, im Klub ein belegtes Brötchen zu essen und etwas zu trinken. Es

war schon lange drei Uhr durch, so daß an diesem Tage keine Trauungen mehr stattfanden, während sie ihre Erkundigungen bei den Droschkenkutschern am Bahnhofe auch noch später einziehen konnten. Demnach entließen sie ihren Einspänner und schlenderten eine von Carthew bezeichnete Straße hinauf, an deren Ende sie ein Stück der Esplanade und der See sahen, während sich zur Linken die Eingangstür eines großen roten Backsteingebäudes befand.

„Ich bin nur zeitweiliges Mitglied des Klubs," sagte Morden Carthew, „aber ich kann Sie leicht einschreiben lassen, wenn ich selbst kein Recht dazu habe. Die Leute sind hier sehr freundlich und spielen ein recht gutes Whist."

„Hoffentlich dauern diese Förmlichkeiten nicht lange," antwortete Sir Henry, „denn ich habe einen Wolfshunger."

Allein es stand im Schicksalsbuche geschrieben, daß er seine Wanderungen unerfrischt fortsetzen sollte, denn gerade, als sie sich den zur Tür des Klubs emporführenden Stufen näherten, hörten sie zornige Stimmen und mußten sich schleunigst zurückziehen. Ein großer Mann kam herausgeflogen, verfehlte die drei obersten Stufen ganz, was er dadurch wieder ausglich, daß er die untern auf allen vieren hinabrutschte, ein Turnerkunststück, das seine Erklärung zum Teil in der Haltung eines Herrn mit sehr rotem Gesicht und grauem Schnurrbart fand, der in die Tür trat und dort stehen blieb, während ihm andre von hinten über die Schultern sahen. Der Herr mit dem roten Gesicht keuchte, als ob er sich

mehr angestrengt habe, als zu tun er sonst gewöhnt war, und drehte, auf dem linken Fuße stehend, seinen rechten im Knöchelgelenk vorsichtig hin und her, als ob er nicht ganz sicher sei, daß dieser noch ihm gehöre.

„Hätte ich mir um Ihretwillen nicht meinen Knöchel verstaucht, so würde ich Sie die ganze Esplanade hinunterbefördern," sprudelte er endlich hervor.

Aber diese Worte waren nur an Sir Henry Waterville und Morden Carthew gerichtet, denn der große Herr hatte sich selbst vom Bürgersteige und seinen Hut aus dem Rinnstein, wohin er gerollt war, aufgelesen und entfernte sich rasch dem Meere zu. Das alles tat er, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen, und die beiden Herren sahen sein Gesicht nur auf eine Sekunde, als er sich aufrappelte. Wäre Morden Carthew allein gewesen, so würde dies nicht genügt haben, allein Sir Henry ergriff ihn am Arme.

„Kommen Sie rasch!" flüsterte er ihm zu. „Die Vorsehung hat ihn in unsre Hände geliefert — hat sich wahrscheinlich dreizehn Trümpfe gegeben oder sonst ein Kunststück ausgeführt, das Ihren überlegenen Freunden etwas zu überlegen war."

„Wollen Sie nicht erst etwas essen und trinken?" fragte Morden Carthew. „Wir können ihn nachher immer noch wiederfinden."

„Jetzt, wo der Fuchs seinen Bau verlassen hat, nicht. Danke bestens," entgegnete Sir Henry. „Aber wir dürfen ihm im Augenblick nicht zu nahe kommen, also, bitte, etwas langsamer. Um ein Haar wären wir eben in ihn hineingerannt."

Das Klubhaus stand an einer Straßenecke und hatte einen schmalen Vorgarten, woran sich die Straße und die Esplanade schloß. Ehe er den Bürgersteig verließ, blieb Raymond Wilson an der Ecke stehen, und da unsre beiden Freunde dasselbe taten, sahen sie, wie er sich straff aufrichtete, sich mit beiden Händen rasch über die Rockschöße fuhr, um den Staub abzuwischen, den Hut abnahm und sich mit einer Hand sehr leicht über den Kopf strich (Sir Henry lachte spöttisch über diese Vorsicht), um dann mit dem bedächtigen Schritte eines Mannes, der nichts zu tun hat und einen warmen Nachmittag genießen will, über die Straße zu schlendern, sich dann links zu wenden und seinen Spaziergang auf der asphaltierten Promenade, die an der See entlang führte, fortzusetzen.

An den Fenstern des Klubs waren zahlreiche Köpfe zu sehen, und der Herr mit dem roten Gesicht, der einen so tätigen Anteil an Wilsons Entfernung genommen hatte, genoß für seine Energie das Vorrecht, dessen Rückzug durch das Klubfernrohr zu beobachten.

„Wie ein Mensch, der eben aus einem Klub bis beinahe mitten auf die Straße geworfen worden ist, sich so halten kann, geht über meinen Horizont,“ sagte Sir Henry, nicht ohne eine leise Beimischung von Bewunderung.

Unter diesen Umständen war es nicht wahrscheinlich, daß sich Wilson umdrehen werde, so daß Sir Henry und Carthew im stande waren, ihn, ohne Entdeckung besorgen zu müssen, gut im Auge zu behalten. Während sie ihm folgten, erzählte Sir Henry, was er über

Haggerstons Zustand vor der Hochzeit von dem kleinen Italiener in Major Bittlestones Wohnung in Maddox Street gehört hatte, und fügte eine kurze, nicht gerade schmeichelhafte Lebensgeschichte Wilsons hinzu, der, wie er fest überzeugt war, die Verbindung herbeigeführt hatte.

„Viel läßt sich daraus nicht machen,“ entgegnete Morden Carthew, „wenn man nicht beweisen könnte, daß der alte Herr nicht zurechnungsfähig war, und mein Freund Pentreath, der dabei war, wird Ihnen sagen, daß er nichts Auffallendes an dem Bräutigam wahrgenommen hat.“

„Das habe ich gleich befürchtet,“ antwortete Sir Henry, „aber halt, es wäre vielleicht besser, wenn wir auf die andre Seite der Straße gingen und bei der Sache blieben, die wir jetzt in der Hand haben.“

Nachdem sie die Esplanade hinauf hinter Wilson hergegangen waren, hatte dieser eine Nebenstraße eingeschlagen, die, wie Carthew wußte, die Straße nach Dorchester war, und hier hatte er seine Schritte beschleunigt und sich verstohlen umgeschaut. Indessen war das mehr eine Folge seines gewohnheitsmäßigen lichtscheuen Wesens, als irgend einer bestimmten Besorgnis, und obgleich er wohl bemerkt haben mochte, daß zwei Herren hinter ihm hergingen, hatte er sie doch nicht erkannt. Als er ein paar hundert Schritte weiter an einer Gittertür stehen blieb, setzten sie ihren Weg ruhig fort, und er schenkte ihnen keine Beachtung.

„Wir haben den Lump bis in seine Höhle verfolgt,“ sagte Sir Henry Waterville. „Das nenne ich Glück, daß wir ihm so in die Quere gekommen sind.“

„Wir sind mehr, als ihm nur in die Quere gekommen," antwortete Morden Carthew. „Dies muß das Haus sein, wo Pentreath Mrs. Jabez Haggerston besucht hat."

„Dann können wir unsrem Freunde eine angenehme Viertelstunde bereiten, wenn er der alten Dame nichts gesagt hat," meinte Sir Henry. „Kommen Sie mit als mein Rechtsbeistand."

„Sir Henry Waterville," antwortete Morden Carthew feierlich, „bevor wir weitergehen, muß ich Sie ersuchen, mir Ihren Spazierstock in Verwahrung zu geben."

„Wenn Sie das wünschen, gern. Wilson ist sechzig Jahre alt und hat heute schon einmal Prügel bekommen."

„Und ich habe keine Lust, eine Nacht auf der Polizeiwache zuzubringen," erwiderte Morden Carthew, als sie die Straße überschritten. „Nach wem wollen Sie fragen?"

„Nach niemand," entgegnete Sir Henry. „Die Vordertür ist nur eingeklinkt, denn ich habe genau gesehen, daß er keinen Schlüssel gebraucht hat. Wenn er aber nach Belieben aus und ein gehen kann, so hat er sich jedenfalls zunächst hinauf begeben, um sich zu versichern, daß er keinen Knochen gebrochen hat. In einer kleinen Villa, wie diese, liegt das Speisezimmer auf der einen und der Salon auf der andern Seite der Haustür, darauf kann man zwei gegen eins wetten, und zu dieser Tageszeit wird Mrs. Jabez Haggerston wohl gerade daran denken, sich einen frühen Tee zu gönnen, den sie wahrscheinlich im Speisezimmer einnimmt."

„Das Speisezimmer ist links," antwortete Carthew.

„Sie hat Pentreath durch das Gewächshaus hinausgelassen. Aber glauben Sie, daß wir ohne weiteres einbringen können?"

„Vielleicht werden Sie Gelegenheit haben, Ihre Advokatenvorsicht zur Anwendung zu bringen, wenn es sich darum handelt, mich aus der Klemme zu ziehen," versetzte Sir Henry. „Hineinbringen werde ich mich, wie es mir am besten erscheint. Bitte, gehen Sie auf dem Rasen, sonst kann man uns hören."

„In manus tuas, Domine," murmelte Morden Carthew. „Ich werde Ihnen zur Seite stehen."

Geräuschlos öffnete Sir Henry die Haustür und schloß sie wieder, nachdem sie eingetreten waren. Zuerst versuchte er die Tür zur Rechten, aber der Salon war leer, die Stühle waren umgestülpt und mit Überzügen verhüllt.

Nun trat er an die Tür auf der andern Seite des kleinen Hausflurs, drehte rasch den Griff und trat ein. Über seine Schulter hinweg konnte Morden Carthew Mrs. Haggerston sehen, die gerade eine Teebüchse aus einem neben dem Kamin stehenden Schrank nahm.

„Schon wieder da?" sagte eine andre Stimme, und nun wurde Morden Carthew eine junge Dame gewahr, die mit einem Roman in der Hand auf einem Sorgenstuhle saß, ihnen aber den Rücken kehrte.

„Wie geht's, Blanche?" fragte Sir Henry.

Der Roman fiel zu Boden, und die Stimme, die jetzt ausrief: „Vetter Henry!" war auffallend frei von jeder Spur verwandtschaftlicher Zuneigung.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Indessen führte Pentreath May Daryll die Hauptstraße von Weymouth hinab und bestellte in einer Restauration ein Diner von mehreren Gängen für sie, eine Bestellung, die sie sofort widerrief.

„Nun," sagte sie, als sie ein Kotelett gegessen hatte, „führen Sie mich irgendwohin, wo ich Leute sehen kann. Da ich einmal hier bin, kann ich auch ebensogut helfen, das Mädchen zu finden, wenn sie mir über den Weg läuft. Wo pflegen denn die Leute hier spazieren zu gehen, wenn sie sich einbilden, sie seien verliebt?"

„Dazu würde ich für meine Person die Esplanade nicht wählen," antwortete Pentreath, „aber die andern Orte sind ziemlich weit entfernt. Sind die beiden stark ineinander verschossen?"

„Blanche ist in den Gedanken verschossen, zu heiraten, aber nicht in Wilson; und er ist nicht gut zu Fuße."

„Dann können wir uns ja auf die Esplanade setzen," entgegnete Pentreath.

Der Punkt, wohin er sie führte, lag etwas rechts vom Klub, während Sir Henry Waterville und Morden Carthew sich links gewandt hatten, als sie Wilson ge-

folgt waren, so daß May Daryll ein Anblick entging, der sie lebhaft interessiert haben würde. Wie die Dinge aber jetzt lagen, gähnte sie in demselben Augenblick, wo sich der Vorfall ereignete, und Pentreath war überrascht, daß die Fähigkeit leichter Plauderei, worauf er sich sonst etwas zu gute tat, ihn in ihrer Gegenwart so vollständig im Stiche ließ. Zum fünften Male sprach er seine Bereitwilligkeit aus, ihr in jeder möglichen Weise beizustehen, sei es bei der Verfolgung von Miß Chedworth, sei es bei irgend einer andern Angelegenheit, die von mehr unmittelbarem Nutzen für sie sei.

„Ich sehe nicht ein, welchen Vorteil Sie davon haben, wenn Sie sie fangen," sagte er, worauf sie resigniert antwortete, sie wisse es auch nicht; ihrer Erfahrung zufolge nütze ihr überhaupt nichts mehr.

„Bis jetzt habe ich Ihnen viel geschadet," antwortete er in traurigem Tone.

„Sie mir? Im Namen aller Schicksalsgöttinnen, wie denn?"

Wurde Pentreath empfindsam, so wurde sie immer gereizt.

„Nicht nur das, was wir tun," erwiderte er, „sondern auch das, was wir ungetan lassen, zählt mit, wissen Sie, aber man weiß es nicht immer, wenn der Augenblick gekommen ist, wo man etwas tun sollte. Als Mr. Haggerston sich in den Finger geschnitten hatte, hätte ich ihn zu Bett schicken oder ihm den Arm abnehmen oder die Heirat auf irgend ein andre Art hintertreiben sollen, aber ich wußte es nicht."

„Ich glaube nicht, daß die kleine Schnittwunde,

wovon er später niemals gesprochen hat, Ihnen eine günstige Gelegenheit bot, etwas für mich zu tun," entgegnete May.

„O, darüber gesprochen hat er natürlich nicht," antwortete Pentrath, „aber es war bei alledem doch eine häßliche Verletzung."

„Und Sie haben sie selbstverständlich ausgezeichnet verbunden," erwiderte May. „Sie sind sehr tüchtig in Ihrem Fache, wie ich weiß. Warum lassen Sie sich denn nicht hier oder an irgend einem andern Orte, der größer ist als Polyton, als Arzt nieder?"

Von Mr. Haggerston mochte sie andern gegenüber nie sprechen, denn sie hatte ein unklares Gefühl, daß er viele Jahre lang sehr gütig gegen sie gewesen sei, und wenn das, was er zuletzt getan hatte, in der Meinung andrer alles verlöschte, so wünschte sie das nicht zu hören oder sich gar dazu verführen zu lassen, es selbst zu sagen.

„Ich hätte es wissen müssen," antwortete er. „In der Tat wußte ich auch, daß er ein alter Spitzbube war. Ich habe Ihnen ja doch von seiner Hand erzählt?"

„Mr. Haggerston war viele Jahre lang mein einziger Freund," versetzte May sehr steif, „und seine Hand war die eines feinen, gebildeten Herrn."

„O ja," antwortete Pentreath, „er wird sich wohl die Nägel gebürstet haben, aber das dritte Gelenk seines kleinen Fingers verriet ihn, wenn man durch andre Dinge aufmerksam geworden war."

„Sie schwatzen Unsinn," rief May ärgerlich, aber

um Pentreaths Lippen spielte ein gedankenvolles Lächeln, das ganz verschieden war von seinem gewöhnlichen breiten Grinsen, wobei alle seine weißen Zähne sichtbar wurden, und das in einem Kichern zu enden pflegte.

„Seit Jahren studiere ich eine Wissenschaft, die voll harter und trauriger Tatsachen steckt," erwiderte er, „und solch eine Wissenschaft, die an und für sich lächerlich ist, lenkt den Sinn manchmal auf etwas andres. Ich bin nicht nur ein gedankenloser Tor, Miß Daryll."

„Niemals habe ich angenommen, daß Sie auch nur im entferntesten einem solchen glichen," entgegnete May, „aber Sie sollten sich irgendwo seßhaft machen und in Ihrem Berufe tätig sein."

„Und heiraten?"

„Ja, und heiraten."

Das junge Mädchen, auf das Pentreath Morden Carthew vor einigen Tagen aufmerksam gemacht hatte, ging eben mit leichten, federnden Schritten an ihnen vorbei. Unter dem Arme trug sie ein paar Bücher, die sie wahrscheinlich in der Leihbibliothek wechseln wollte. Sie richtete einen verstohlenen Blick auf Pentreath und machte eine fast unmerkliche Verbeugung, als er mit einem leichten Erröten seinen Hut abnahm.

„Vermutlich sind Sie der Ansicht, daß nichts darauf ankomme, wen ich heirate," fuhr er fort. „Jede Beliebige ist gut genug für mich — jede Beliebige, wenn nur Sie es nicht sind."

„Ihre zukünftige Frau sollte viel besser sein als ich," sagte May weich, „auch müßte sie etwas Vermögen haben."

„‚Etwas Vermögen‘ muß für alles andre entschädigen, nicht wahr?“ sagte er bitter. „Jede Pille sollte hübsch versilbert sein. Jemand wie Miß Chedworth zum Beispiel?“

„O nein, ich hoffe, Sie bekommen eine viel nettere Frau.“

„Miß Kerswell haben Sie geschrieben, sie sei nicht häßlich. Ich habe mir einen Teil Ihres Briefes vorlesen lassen. Wie sieht sie denn eigentlich aus?“

„Nun,“ antwortete May, „die junge Dame, die Sie eben gegrüßt haben, erinnert etwas an sie, nur ist sie nicht ganz so groß und ein wenig — nun, ein klein wenig . . .“

„Hübscher?“

„Eine etwas vornehmere Erscheinung. Ihre Freundin mag ja sehr nett sein, aber . . .“

„Ich maße mir kein Urteil über Damen an, und ich und meine Freundin stehen meilenweit unter Ihnen. Das predigt mir Morden Carthew wenigstens schon ein paar Tage lang vor.“

„O, wirklich?“

„Ich weiß wohl, daß es nicht fein ist, eine junge Dame zum Gegenstand einer Diskussion zu machen, und er wollte es auch nicht tun, bis ich ihn sozusagen dazu zwang. Als Doktor würden Sie wohl nicht sehr viel von mir halten?“

„Im Gegenteil, sehr viel,“ entgegnete sie. „Bitte, seien Sie mir nicht böse, aber wenn ein Mann ein so furchtbares Kopfweh hätte, wie ich, würde auch er alle möglichen Abscheulichkeiten sagen. — Nein, Sie brauchen

mir kein Rezept zu schreiben; ich bedarf weiter nichts als Stille, Ruhe und Nachdenken."

„Dann werde ich lieber nicht mehr sprechen," antwortete er bescheiden. „Ich verlange weiter nichts, als Ihnen willfährig zu sein, wenn ich von mir selbst aus nichts ausrichten kann, was Ihnen etwas hilft."

Falls sich ein Mann von einer Frau schlecht behandeln läßt, so wird sie ihn auch tatsächlich schlecht behandeln. May wußte sehr wohl, daß sie Pentreath sehr schlecht behandelt hatte. Es gibt eben Männer, die, obgleich sie sich von niemand anderm etwas gefallen ließen, doch bereit sind, sich einer Frau zu Füßen zu legen, trotz aller schlimmen Erfahrungen, die sie schon gemacht haben. May wußte auch, daß die äußere Erscheinung der jungen Dame, die er gegrüßt hatte, keineswegs das etwas enthusiastische Lob verdiente, das sie ihr gespendet hatte, und daß, wenn sie seine Verehrung zurückwies, er zum wenigsten berechtigt war, anderweitige Bekanntschaften zu machen. Wie er da neben ihr saß, trug sein Gesicht den verzweifelten Ausdruck, der zu schlechter Behandlung geradezu herausfordert; doch da ihr Gewissen ihr Vorwürfe machte, so hatte seine bedrückte Miene eine niederschlagende Wirkung auf sie.

„Daß Sie gern alles täten, was in Ihrer Macht liegt, weiß ich," sagte sie endlich etwas weicher. „Sie sind in dem Glauben zu der alten Frau gegangen, daß Sie mir dadurch etwas helfen könnten — Mr. Carthew hat mir das auf dem Bahnhofe erzählt."

„Ich habe aber nichts erreicht," antwortete er trübselig, „und werde auch nie etwas erreichen."

Da sie indessen geneigt schien, ihm zuzuhören, berichtete er, wie er Mrs. Haggerston besucht, sich aber besiegt habe zurückziehen müssen. Mehr oder weniger aufmerksam lauschte sie seinen Worten und wünschte dabei fortwährend, sie hätte seine Stimmung nicht allzusehr niedergedrückt. Wäre er im stande gewesen, seine Geschichte in der Weise vorzutragen, die ihm sonst natürlich war, so würde sie May vielleicht auf kurze Zeit unterhalten haben, aber so wie es war, unternahmen ihre Gedanken Ausflüge auf eigene Faust. Sie suchte sich vorzustellen, was Sir Henry wohl gerade tue und ob er an sie und ihre gemeinsamen Angelegenheiten denke, oder ob er ganz von der Verfolgung und Zähmung Blanche Chedworths in Anspruch genommen sei.

„Sagen Sie mir das über den Mann an der Haustür doch noch einmal," bat sie mit einem leisen Gähnen, als er einen Moment innehielt, „ich habe es nicht recht verstanden."

„Er kam, um Mrs. Haggerston zu besuchen, in dem Augenblick als ich ging," antwortete er, nicht gerade sehr befriedigt, als ihm auf diese Weise klar wurde, daß sie ihm überhaupt kaum zugehört hatte. „Es war ein großer Mann — mager — ziemlich gut gekleidet."

„Gut gekleidet?" wiederholte sie. „Hatte er eine Taille? Trug er ein Korsett und spitze Stiefel und sah er wie ein galvanisierter Leichnam aus, wenn er lächelte?"

„Ich habe bloß seinen Hinterkopf gesehen und ihm keine große Aufmerksamkeit geschenkt, aber jetzt, wo ich

daran denke, glaube ich mich zu erinnern, daß seine Haut etwas gelblich war," entgegnete Pentreath. „Trägt Ihr Freund den Hut etwas schräg?"

„Mein Freund ist der Mann, den wir verfolgen, und wenn er weiß, daß Frau Pung dort wohnt . . ."

„Dann ist er vielleicht jetzt dort," unterbrach Pentreath sie, dem die Aussicht auf die Möglichkeit, handeln zu müssen, neues Leben verliehen zu haben schien.

„Der Gedanke kam auch mir soeben," erwiderte May, „daß er entweder mit Miß Chedworth oder ohne sie dort sein könne, allein Mr. Carthew schien es nicht für eines Versuches wert zu halten, in dieser Richtung nachzuforschen."

„Advokaten halten nichts eines Versuches wert, was sie nicht selbst vorgeschlagen haben," antwortete Pentreath, „und was den langbeinigen Menschen anbelangt, so ist er . . ."

„Sir Henry Waterville ist mein Freund," fiel May warnend ein.

„Ein Ihnen nahestehender Freund?"

„Ein mir sehr nahestehender Freund."

„Mag's drum sein," antwortete Pentreath düster, „aber wenn ich Kastanien aus dem Feuer hole, so tue ich das für Sie und nicht für ihn. Kommen Sie, wir wollen der alten Dame einen Besuch machen und die beiden andern übertrumpfen."

„Ist es weit?" fragte May in zweifelndem Tone.

„Etwa zehn Minuten zu fahren," antwortete Pentreath. „Ich wollte, es wäre weiter," fügte er für sich hinzu, denn nun, wo er mit May allein war, hätte er

ihr Zusammensein gern bis ins Unendliche verlängert, einerlei, wie sie ihn behandelte.

Gegenüber der Bronzestatue, womit die Einwohner von Melcombe Regis die Erinnerung an die Tugenden des Königs, der unter ihren Vorfahren gelebt hat, frisch erhalten, fanden sie ein Pferd mit, wie Pentreath sich ausdrückte, drei Beinen und einem pathologischen Präparat, das an ein Fuhrwerk gespannt war, für dessen Mängel er sich in übermäßigen Entschuldigungen erging, während es May mit der größten Gleichgültigkeit betrachtete.

„Sie können mich ja schließlich in einen Fahrstuhl setzen," entgegnete sie, „und mir liegt gar nichts daran, ob wir dorthin gelangen oder nicht."

Seinen Vorschlag, eine Spazierfahrt am Strande zu machen, lehnte sie jedoch ab, und so fuhr sie denn der Kutscher, seinen Anweisungen entsprechend, zu der kleinen Villa an der Straße nach Dorchester, die sie gerade zehn Minuten später erreichten als Sir Henry Waterville und Morden Carthew.

„Hoffentlich hat uns die alte Dame nicht gesehen," sagte Pentreath ängstlich, als sie den Gartenpfad hinaufgingen. „Soll ich klingeln?"

Seine Hand lag schon auf dem Klingelgriff, als May seinen Arm berührte.

„Warten Sie einmal," sagte sie. „So hatte ich also doch recht: sie sind vor uns hier. Hören Sie?"

Pentreath schlich auf den Fußspitzen unter das Fenster zu seiner Linken und kam rasch zurück.

„Sie machen einen netten Spektakel," flüsterte er.

„Kein Wunder, daß sie uns nicht gehört haben. Kommen Sie hierher, sonst sehen wir nichts von dem Spaß. Bücken Sie sich.“

May Daryll fühlte, daß dieses Vorbeischleichen unter den Fenstern des Speisezimmers nicht im Einklang mit ihrer sonstigen Würde stehe, aber Pentreath zog sie hinter sich her, indem er ohne Gewissensbedenken ihr Handgelenk mit eisernem Griffe umklammert hielt, so daß jeder Versuch, sich davon freizumachen, aussichtslos war, während Einspruch zu erheben die Gefahr der Entdeckung herausfordern hieß. Als sie vorbeikroch, hörte sie eine Flut von Schimpfwörtern, die eine Frauenstimme hervorstieß. Eine unklare Erinnerung stieg in ihr auf, daß sie in Polyton gelegentlich etwas Ähnliches gehört hatte, wenn die Türen, die die Verbindung mit der Rückseite des Hauses vermittelten, bei Entlassung eines Dienstmädchens offengestanden hatten.

Dann folgte die Stimme Raymond Wilsons. Sie klang mißtönend, kreischend und herausfordernd und erinnerte an die gespreizte Sprechweise des Bühnenhelden.

„Hinaus!“ rief Raymond Wilson. „Hinaus!“

„Er befiehlt ihnen, das Haus zu verlassen,“ flüsterte Pentreath in großer Aufregung, als er sich aufrichtete, „und Morden Carthew gibt klein bei. Der, der antwortet, ist der andre Herr. — Kommen Sie hierher, sonst verpassen wir den ganzen Jux.“

Die Tür des kleinen Gewächshauses, durch das er vor wenigen Tagen seinen Rückzug bewerkstelligt hatte, stand offen, ebenso die Tür am andern Ende, die ins Speisezimmer führte, und der Fußboden war mit Matten be-

legt. Als May Daryll rasch hinter ihm eintrat, konnte sie Raymond Wilson sehen, der ihnen den Rücken kehrte und mit der rechten Hand nach der Tür wies, während er den linken Arm um Blanche gelegt hatte. An der gegenüberliegenden Seite des Zimmers stand Sir Henry Waterville, der etwas blaß aussah und in dessen Augen eine gefährliche Flamme leuchtete, während Morden Carthew im Hintergrunde umhertrippelte und durch die Erkenntnis seiner und seines Klienten Stellung den Gesetzen gegenüber bedrückt zu sein schien.

Da May keine Lust verspürte, sich aus dem Zimmer weisen zu lassen, beschloß sie, lieber gar nicht einzutreten, und deshalb konnte sie Mrs. Haggerston nicht sehen, der über ihrem Schimpfen der Atem ausgegangen war und die sich schweigend in irgend einer Ecke hielt. In diesem Augenblick war eine verlegene Pause eingetreten, als ob Wilsons feierliches „Hinaus!“ das Stichwort für das Fallenlassen des Vorhangs gewesen wäre, und dieser irgendwo festhänge.

„Hinaus!“ sagte Wilson zum dritten Male mit einer Handbewegung, die einem Heldenvater Ehre gemacht hätte, aber es sollten noch weitere Personen auftreten. Niemand ging ab, und der Vorhang weigerte sich standhaft, zu fallen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Sir Henry Waterville hatte die Tür zu Mrs. Haggerstons Speisezimmer geöffnet und war eingetreten, ohne eine genaue Vorstellung von dem zu haben, was er weiter tun oder sagen werde. Das mußte in weitgehendem Maße davon abhängen, wer seine Hörer sein würden, und deshalb konnte es nichts nützen, Reden für ein halbes Dutzend vorzubereiten, ganz abgesehen von den möglichen Zusammenstellungen der verschiedenen Personen. Außerdem wäre er der erste gewesen, der zugegeben hätte, daß er bei den wichtigsten Ereignissen seines Lebens „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe" die Rolle des Opfers der Umstände gespielt hatte, bis ihm dies zur zweiten Natur geworden war, so daß er sie auch bei weniger wichtigen Anläßen mehr aus Trägheit als aus eigener Wahl beibehielt.

Als Blanche in einem Tone, der keineswegs auf eine leidenschaftliche, sehnsuchtsvolle Braut schließen ließ, „Schon wieder da!" rief, schien es Sir Henry Waterville angemessen, „Wie geht's, Blanche?" zu fragen, um so die Unterhaltung gleich von vornherein auf eine freundliche und vetterliche Grundlage zu stellen.

Wie aus den Wolken war er hereingeschneit, und

Blanche wußte einige Augenblicke nichts zu sagen, allein sie sammelte sich rasch und wandte sich an die Hausherrin, die mit offenem Munde und aufgerissenen Augen dastand.

„Mrs. Haggerston," sagte sie, „der Herr da ist mein Vetter Sir Henry Waterville. Bitte, befehlen Sie ihm, Ihr Haus zu verlassen."

„Wenn ein Mann im Hause wäre," rief Mrs. Haggerston wütend, „würde ich sie alle beide hinauswerfen lassen, und das wissen sie auch."

Bei den Worten „alle beide" sah sich Blanche noch einmal um, denn sie hatte Morden Carthew noch nicht bemerkt.

„Ich dachte, es sei die Erzieherin," murmelte sie eben hörbar, indem sie ihren Roman aufhob und aufschlug.

„Weit davon entfernt, zu wissen, daß Sie allein sind, Madame," begann Sir Henry, Blanche übersehend und Mrs. Haggerston freundlich anredend, „versichere ich Ihnen, daß wir Mr. Raymond Wilson bei Ihnen zu finden erwarteten."

„Er wird auch gleich hier sein," entgegnete Mrs. Haggerston, wobei ihre Stimme und ihr Mut in gleichem Maße stiegen.

„Sehr gut," antwortete Sir Henry. „Es würde uns nämlich sehr leid tun, wenn wir ihn verfehlt hätten, aber wir können auch ohne ihn anfangen."

Dabei bemerkte er, daß in Mrs. Haggerstons Augen trotz ihrer zur Schau getragenen Wut ein gewisser ängstlicher Ausdruck lag, und daß sie mehr Morden Carthew ansah, als ihn.

„Ich habe meinen Freund noch nicht vorgestellt," fuhr Sir Henry höflich fort, „weil ich dachte, Sie wären mit dem Sachwalter des verstorbenen Mr. Haggerston bekannt. Er vertritt in dieser Angelegenheit Miß Chedworths Vater. — Danke bestens. Ja, ich will Platz nehmen."

Mrs. Haggerston hatte ihm durchaus keinen Stuhl angeboten, aber er setzte sich doch und machte Morden Carthew ein Zeichen, dasselbe zu tun. Dieser beschäftigte sich im Augenblick damit, seine Verteidigung in einer Klage wegen Hausfriedensbruches zu entwerfen, und da er zu dem Schlusse gelangt war, daß eine gewisse Strenge im Blicke des Friedensbrechers die Höhe der Strafe kaum beeinflussen werde, wenn er im weiteren Verlaufe der Dinge zum Angeklagten wurde, so setzte er eine Miene auf, die die Unsicherheit Mrs. Haggerstons zu vermehren schien, ohne ihre Wut zu vermindern. Sie murmelte einige unzusammenhängende Worte, glotzte Morden Carthew an, der sich Platz nehmend verbeugte und neugierig war, was sein unverantwortlicher Klient zunächst sagen werde. Sir Henry Waterville begann ruhig, aber, wie er hoffte, eindrucksvoll: „Ich bin hierhergekommen, weil der Vater dieser jungen Dame erwartet, es werde mir gelingen, sie zu überreden, auf die Stimme der Vernunft zu hören. Natürlich habe ich ihm gesagt, daß etwas Derartiges von ihr zu hoffen aussichtslos sei, aber ich bin entzückt, daß ich Gelegenheit habe, die Sache mit einer Dame von Ihrem Gewicht und Ihrer Erfahrung zu besprechen."

An längeres Reden nicht gewöhnt, hielt er inne,

während Mrs. Haggerston ängstlich an ihrem Kreppkleid hinabsah, da sie nicht ganz sicher war, ob das Wort „Gewicht“ eine persönliche Anspielung sein sollte, die sie sich verbitten müsse.

„Mich geht die Geschichte nichts an,“ entgegnete sie eigensinnig, „und ich habe das dem Herrn auch gesagt.“

Das war beinahe ein Eingeständnis der Schwäche und insofern ermutigend. Mit feierlichem Ernst machte Sir Henry Waterville eine zustimmende Verbeugung, und Blanche, die so tat, als ob sie in ihrem Buche läse und nicht zuhöre, runzelte die Stirn.

„Wenn Sie ihr Alter berücksichtigen ...“ begann Sir Henry wieder, allein Mrs. Haggerston hatte nicht die Absicht, sich im mindesten beirren zu lassen.

„Berücksichtigen Sie, was Sie Lust haben,“ versetzte sie, ihn unterbrechend. „Berücksichtigen Sie aber vornehmlich eins. Es gibt keine schlimmeren Narren als alte Narren, ausgenommen die jungen, und deshalb passen sie ganz gut füreinander.“

Nach William Pentreaths Ansicht hatte Morden Carthew einen ganz außerordentlichen Wissensdurst, und er wünschte dringend, einige Tatsachen in Erfahrung zu bringen, worüber sie noch ziemlich im dunkeln waren. Deshalb griff er jetzt in das Gespräch ein, und zwar mit einer gewissen Plötzlichkeit, so daß Mrs. Haggerston zusammenfuhr und ihn mit einiger Besorgnis ansah.

„Ich darf wohl annehmen, daß die erforderlichen Schritte geschehen sind,“ sagte er, „so daß die Trauung in etwa drei Wochen stattfinden kann, und daß Miß Chedworth bis dahin in Ihrem Hause bleibt.“

„Sie bleibt hier," erwiderte Mrs. Haggerston, die sich offenbar erleichtert fühlte, fast höflich, „sie bleibt in Ehrbarkeit ganz ruhig hier, bis sie verheiratet sind, und dann bin ich sie beide los."

Das sagte sie, als ob sie gute Lust hätte, hinzuzufügen: „Gott sei Dank!" und augenscheinlich hatte nicht etwa der Schmerz über den bevorstehenden Verlust der Gesellschaft und Hingebung Mr. Raymond Wilsons ihre Bereitwilligkeit, dem Paare zu helfen, vermindert. Allein Blanche Chedworth, die ihr Buch geräuschvoll zusammengeklappt und auf den Tisch geworfen hatte, erhob sich jetzt und trat ihnen gegenüber.

„Sie bleibt hier, solange es ihr gefällt und solange sie Lust hat," sagte sie. „Da hast du es, und du magst zur Hochzeit kommen — wenn du eingeladen wirst — und die Erzieherin mitbringen," (Sir Henry Waterville errötete ein wenig und fühlte, daß Morden Carthew ihn unter seinen dunkeln Augenbrauen hervor scharf ansah) „da du deine Frau nicht mitbringen kannst."

Das stieß Blanche hervor, als ob sie überzeugt sei, damit eine Bombe in die Unterhaltung zu werfen, und sie sah sehr enttäuscht aus, als keine Explosion erfolgte. Die geringe Röte, die in Sir Henrys Angesicht gestiegen war, verschwand wieder, und er sah sie, sich den Schnurrbart streichend, eine Weile schweigend an.

„Meine Frau ist tot, Blanche," erwiderte er sodann ruhig. „Sie ist vor einigen Wochen gestorben. Natürlich wußte Mr. Wilson das nicht."

„Was er weiß oder nicht weiß, ist mir schnuppe. Jedenfalls weiß er genug über dich," höhnte Blanche.

„Wer bist du wohl, daß du dir herausnehmen könntest, uns etwas über das Heiraten vorzupredigen?“

Das gab ihm die Gelegenheit, wonach er verlangte.

„Wer ich bin? Ich bin ein Mann, der es empfunden hat, welch ein Fluch es ist, wenn man in der Übereilung tut, was kein Mensch in Ruhe ungeschehen machen kann; ich bin ein Mann, der sich in sein Verderben stürzte, weil seine Angehörigen ihn zurückhalten wollten; ich war so jung wie du und zehnmal so töricht, wenn du willst. Gott weiß, ich predige niemand, und ich suche mein Tun auch nicht zu entschuldigen, aber ich habe mir einmal eingebildet, daß ich liebte.“

Daß seine Worte einen gewissen Eindruck hervorgebracht hatten, sah er deutlich, ebenso kam ihm zum Bewußtsein, daß das Haus nicht sehr fest gebaut war und daß er seine Stimme laut genug erhoben hatte, um über das Zimmer hinaus vernehmlich zu sein.

„Na, du bist ziemlich rasch dahintergekommen, daß das ein Irrtum war,“ antwortete Blanche verdrossen, „und es hat dich auch wenig Zeit gekostet, deine Frau loszuwerden — nicht wahr?“

Das Haus war in der Tat nicht sehr fest gebaut, und er konnte hören, wie jemand die Treppe herabkam.

„Ich hatte bei der Sache nicht viel mitzusprechen, Blanche,“ entgegnete er, „ebensowenig wie du viel mitzusprechen haben wirst, wenn dein Vermögen erst hin ist.“

„Du denkst ja jetzt sehr viel an mein Geld und mich, wie?“ fragte sie herausfordernd. „Bis dahin war die Erzieherin gut genug für dich.“

Zwischen ihm und May Daryll bestand keine genaue

Verabredung, wieviel von ihren Angelegenheiten sie sagen oder nicht sagen wollten, allein er war sich doch bewußt, daß dies kaum die Zeit und der Ort war, ihre Verlobung bekannt zu machen, lediglich um dem Hohne einer ungebildeten jungen Dame, die zufällig seine Cousine war, die Spitze abzubrechen. Deshalb sagte er nichts, sondern erhob sich und ging nach der Tür. Auch Morden Carthew hatte die Schritte auf der Treppe gehört und sah ihn besorgt an.

Blanche meinte, er beabsichtige den Rückzug anzutreten, und folgte ihm, als ob sie auf einer Antwort bestehen wolle.

„Welches Recht hast du, zu sagen, daß wir uns nicht lieben?" rief sie.

„Nicht das geringste, meine liebe Blanche," antwortete Sir Henry, indem er den Türgriff rasch drehte und die Tür aufriß. „Sieh hier den Gegenstand deiner Neigung!"

Eigentlich war er gekommen, den Mann durchzuprügeln, aber da Morden Carthew seinen Stock mit Beschlag belegt hatte, wollte er ihn wenigstens beschimpfen, und ein Mensch, der am Schlüsselloch horcht, bevor er in ein Zimmer tritt, gibt dazu die beste Gelegenheit. Allein Sir Henry Waterville hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wilson verlor das Gleichgewicht und wäre beinahe ins Zimmer hineingefallen, aber er raffte sich sofort auf, und ohne den geringsten Versuch zu machen, abzuleugnen, was er getan hatte, warf er sich in die Brust und trat auf Blanche zu. Dann wandte er sich um, stellte sich den

Fremden gegenüber und legte dabei seinen Arm um Blanches Hüfte.

Das führte er bewundernswert aus. Hätte nicht ein gewisses Maß von Übertreibung in seinem Auftreten gelegen und wäre nicht ein sehr helles Licht vom Fenster auf die Gruppe gefallen, so hätte das Paar, als er sich über Blanche beugte, für ein Bild der Liebe, die sich gegen ungerechte Angriffe verteidigt, gelten können.

Jedenfalls rief es Morden Carthew die Unangreifbarkeit ihrer Stellung ins Gedächtnis zurück, allein Sir Henry lächelte verächtlich und schüttelte die Hand ab, die Carthew mahnend auf seinen Arm gelegt hatte.

„Haben diese Herren dich belästigt?“ fragte Wilson seine Geliebte in einem Tone, der ihm ebensogut gelang wie sein Auftreten.

„Wir sind hierhergekommen, um Sie zu belästigen, Wilson,“ sagte Sir Henry Waterville, und er gestand später ein, daß er sich in diesem Augenblick hilflos, plump und roh vorgekommen sei. „Ich hatte die Absicht, Sie durchzuprügeln, allein Mr. Carthew will es mir nicht gestatten, und außerdem sind Sie ja heute nachmittag schon einmal hinausgeworfen worden.“

Wilsons Gesichtsfarbe war nicht auf einen Farbenwechsel eingerichtet; seine Lippen öffneten sich auf einen Augenblick und ließen die glänzenden Zähne sehen, schlossen sich aber wieder, bevor er sprach.

„So? Waren Sie etwa dabei?“ fragte er mit gespielter Lebhaftigkeit. „Ich werde Zeugen brauchen. Also haben Sie sich hierhergeschlichen, um meine zu-

künftige Gattin dadurch zu beleidigen, daß Sie es ihr erzählten?“ Dabei trug er Sorge, Blanches kräftige Gestalt zwischen sich und Sir Henry zu stellen, allein dieser machte keine Bewegung.

„Wir alle haben Blanche schon so viel über Sie erzählt, daß es überflüssig wäre, noch mehr zu sagen,“ antwortete er, sich innerlich seine Niederlage auf der ganzen Linie eingestehend.

„Hinaus!“ rief Wilson, indem er mit der rechten Hand nach der Tür wies, während die linke Blanche umfaßt hielt.

„Packen Sie sich, machen Sie, daß Sie fortkommen, oder ich lasse die Polizei holen!“ schrie Mrs. Haggerston mit unerwarteter Heftigkeit.

Sie hatte sich auf einem Armstuhl hin und her gewiegt und dabei etwas gemurmelt, was ebensogut Flüche über die Eindringlinge als auch Gebete für ihre eigene Sicherheit sein konnten. „Schert euch hinaus, oder ich lasse einen Schutzmann rufen!“

Sir Henry wollte es fast ratsamer erscheinen, sich zurückzuziehen. Indessen machte er noch einen Versuch, sich Gehör zu verschaffen, aber vergeblich, da Mrs. Haggerston ihn mit einem Hagel von Schimpfwörtern überschüttete. Wilson sah sie ärgerlich an, denn sie keifte so, daß man kaum ein Wort verstand und sie sich um alle Wirkung brachte.

„Hinaus!“ rief er noch einmal, als sie innehielt, um Atem zu schöpfen. Seine Stimme schnappte über und seine Handbewegung war geradezu melodramatisch.

Diese Geste sollte in Wilsons Lebensgeschichte eine

bedeutende Rolle spielen, denn sie erregte die Aufmerksamkeit Mr. Pentreaths, als er durch das Gewächshaus hereinkam. Seine knochige, gelbe Hand hatte dicke Gelenke und sie war mit vorschriftsmäßiger Korrektheit ausgestreckt: die Fläche sah nach oben, Zeige- und Mittelfinger wiesen nach vorn, die andern waren leicht gekrümmt und der Daumen war nach außen gedreht, kurz, sie zeigte genau die Haltung, die man in jedem Lehrbuche der Mimik beschrieben finden kann. Wilson sah Pentreath zuerst nicht, und als er ihn gewahrte, machte er eine halbe Wendung nach ihm zu, hielt dann inne und starrte ihn mit noch immer ausgestreckter Hand an. Pentreath betrachtete ihn einige Augenblicke scharf, und zwar schien seine Aufmerksamkeit hauptsächlich durch die Hand in Anspruch genommen zu werden.

„Was? Noch mehr von der Sorte?“ rief Wilson heiser.

„Nur wir,“ entgegnete Pentreath trocken. „Hören Sie mal, Miß Daryll, das ist aber wirklich sonderbar.“

„Lassen Sie meine Hand los, Sie verfluchter . . .“ schrie Wilson mit vollständig überschnappender Stimme. „Lassen Sie meine Hand los!“

„Fällt mir gar nicht ein,“ antwortete Pentreath, der Raymond Wilsons ausgestreckten Arm am Handgelenk ergriffen und zu gleicher Zeit gewandt die Fingerspitzen gefaßt hatte.

Sein Gefangener wand und krümmte sich und ließ gleichzeitig Blanche los, die sich eilig zurückzog. Dann sah es einen Augenblick aus, als ob er mit seiner freien

Hand William Pentreath ins Gesicht schlagen wolle, aber er besann sich eines Besseren. Pentreaths Muskeln waren wie Eisen. Er zerrte sein Opfer am Handgelenk nach dem Tische hin und legte dessen Hand so darauf, daß der Daumen, der nervös zuckte, als ob er sich verstecken wolle, deutlich zu sehen war.

„Miß Daryll!“ rief Pentreath — und May blieb nichts andres übrig, als aus dem Gewächshause hervorzukommen — „hatte Mr. Haggerston eine solche Hand?“

„Nicht im geringsten,“ antwortete May, kaum einen Blick darauf werfend. Ihr schien der Augenblick zu einem Vortrag über Chiromantie sehr schlecht gewählt, und sie war erstaunt, daß sich Wilson nicht kräftiger zur Wehr setzte.

„Zum Teufel noch einmal,“ knurrte dieser nur, „lassen Sie mich gehen!“ was aber Pentreath gar nicht beachtete.

„Hatte er eine Narbe wie diese?“ fuhr Pentreath fort, indem er sich May zuwandte, aber sie glaubte, er habe den Verstand verloren, und erwiderte nichts.

„Um Gottes willen, Pentreath, sei doch ruhig!“ bat Morden Carthew, der dasselbe dachte.

Mrs. Haggerston stieß einen Schrei aus und fing an, laut zu schluchzen.

„Sei doch ruhig!“ ahmte Pentreath höhnisch nach — er war wirklich fast außer sich vor Aufregung. „Sei doch ruhig! O du maulwurfsblinder Dummkopf von einem Advokaten! Kommt alle hierher und seht euch dies an! Halten Sie stille, Sie Schuft, oder ich zerbreche Ihnen das Handgelenk.“

Jetzt ging Sir Henry Waterville ein Licht auf. Er ergriff May am Arme und schob sie rasch vorwärts.

„Fahren Sie fort,“ sagte er dabei mit stockendem Atem zu Pentreath.

„Dies ist der Daumen, genau derselbe Daumen, den ich letzte Weihnachten in Little Ashley verbunden habe.“

Mrs. Haggerston stöhnte und wiegte sich hin und her.

„Es wird wohl außer mir noch mehr Leute geben, die sich in den Daumen geschnitten haben,“ sagte Raymond Wilson.

Seine Hand wurde wie mit einem eisernen Schraubstock auf dem Tische festgehalten, und alle sahen sie an, als ob sie ein interessantes, aber widerliches Ungeziefer wäre, aber er hatte sich zusammengenommen und beherrschte sich meisterhaft. Nur seine Stimme hatte er nicht in der Gewalt; sie klang schwach und unnatürlich.

„Ich wette fünf Pfund gegen einen Pfennig auf den Daumen,“ fuhr Pentreath fort, „und ich könnte auch auf Sie schwören, nur war Ihr Haar damals grau und Ihr Kopf kahl.“

„Das ist ja eine unbedeutende Nebensache,“ höhnte sein Opfer, das aussah wie eine Ratte in der Falle.

Sir Henry zog einen Handschuh an.

„Ich kann auch auf die Narbe schwören, aber aus dem Haar werde ich nicht klug,“ sagte Pentreath eigensinnig.

Jetzt legte Sir Henry seine mit dem Handschuh bekleidete Hand auf Wilsons Kopf, und es sah aus, als ob er den mittleren Teil emporhöbe, bis er einen Zoll hoch inmitten eines Ringes von wirrem Haar empor-

stand, während dicht über der Stirn in einer wohlgeölten, von rechts nach links gezogenen Locke eine Lücke erschien. Sir Henry ließ die Perücke wieder los, zog seinen Handschuh aus und warf ihn in den Kamin.

Ein halblautes Ächzen kam vom Fenster her, aber niemand achtete auf Blanche.

„Was soll denn das alles heißen?" fragte May Daryll, allein William Pentreath antwortete erst, nachdem er seines Gefangenen Finger freigelassen hatte, während er das Handgelenk noch weiter fest umklammert hielt.

„Das heißt, Miß Daryll, daß nicht Mr. Haggerston, sondern dieser Mensch hier jenes Weib geheiratet oder wenigstens vorgeblich geheiratet hat, und sie hat ihm geholfen, Sie zu bestehlen."

Dabei nickte er in der Richtung, wo die ehemalige Haushälterin des verstorbenen Mr. Haggerston stöhnend auf ihrem Stuhle saß.

„Ja, ja, das hat sie getan, das hat sie getan," ächzte Frau Pung, „und Gott möge ihrer Seele gnädig sein."

„Halt 's Maul, du Gans!" fuhr Wilson sie an.

Das war das letzte Wort, das er an diesem Nachmittag in Gegenwart der Anwesenden sprach, doch brachte es die Person nicht zum Schweigen. Wie bei vielen rohen Naturen war ihr Mut nur oberflächlich; war er erst einmal verraucht, so war's für immer damit vorbei, und Wilsons Macht über sie war ebenfalls gebrochen.

„Ich hab's getan, ich hab's getan, und es kann nichts nützen, falsch zu schwören, wenn es zu spät ist," wimmerte sie. „Ich habe ihm den Anzug besorgt, den blauen Rock und alles, und einen von den Hüten des guten Herrn, der nun tot ist, und dann habe ich geholfen, meinen armen lieben Herrn und meine junge Herrin zu bestehlen, und der da würde mich bis zu meinem letzten Augenblick geplündert und geschunden haben, und Gott möge Erbarmen mit meiner armen Seele haben, denn der Mensch da hat mich zu allem angestiftet."

„Damit wollen Sie sagen," fiel hier Morden Carthew trocken ein, indem er ein Notizbuch öffnete, „daß Wilson den Betrug angezettelt hat, und daß Sie bei der Ausführung geholfen haben?" Nachdenklich kratzte er sich die Spitze der Nase mit seinem Bleistift, während er die beiden Schuldigen ansah. „Vorspiegelung falscher Tatsachen," fügte er sodann in überlegendem Tone hinzu, „Komplott, Zuwiderhandeln gegen das Ehegesetz, Meineid — nebenbei gesagt, möchte ich wohl wissen, ob sie wohl nur eine Scheinheirat beabsichtigt haben und welchen Einfluß das auf die Anklage wegen Komplotts haben würde, und ob schon jemals ein Mensch wegen versuchter Bigamie bestraft worden ist — na, ich weiß nicht — das, was vorliegt, scheint mir jedenfalls vollkommen zu genügen. Ist denn jemand gegangen, um einen Schutzmann zu holen?"

* * *

Morden Carthew hatte sich entfernt, nachdem er Sir Henry einige Worte ins Ohr geflüstert hatte. May schloß aus dem Geräusch von Rädern draußen, daß er das Fuhrwerk benutzt habe, womit sie und Pentreath gekommen waren, während sie aus dem sich entfernenden Rasseln weiter entnahm, daß er den Kutscher antrieb, in einer Gangart bergab zu fahren, die am Ende bedeutenden Aufenthalt bewirken möchte, indem Roß und Wagen Gefahr liefen zu zerschellen. In Frau Pungs Speisezimmer war ein beklommenes Schweigen eingetreten. Pentreath ließ Wilsons Handgelenk endlich frei, wies mit gebieterischer Miene auf einen Stuhl und trat zu den beiden andern.

„Hoffentlich beeilt er sich," flüsterte er.

„Er will sich einen Haftbefehl besorgen," antwortete Sir Henry, „denn er ist der Ansicht, daß, da die Galgenvögel nur etwa ein halbes Dutzend Verbrechen begangen haben, ein Schutzmann sie ohne einen solchen nicht sofort in Haft nehmen würde."

„Wenn ich sie hier in Haft behalte, bis er zurückkommt, wird es wohl kaum den Kopf kosten," entgegnete William Pentreath. „In Carthews Hand ist das Gesetz eine ganz verwünscht langsam arbeitende Maschine."

„Könnten wir nicht so lange in den Garten gehen?" schlug May vor, indem sie dem Fenster zuschritt.

Da raschelten die Vorhänge und Blanche trat dahinter hervor, um, ohne rechts oder links zu sehen, durchs Gewächshaus das Zimmer zu verlassen.

„Wahrhaftig!" flüsterte Sir Henry May zu, „ich hatte sie rein vergessen."

Damit folgte er Blanche, und Pentreath trat zu May, die nicht wußte, ob sie Sir Henry nacheilen sollte oder nicht.

„Ich hätte Ihnen das Kreuz am kleinen Finger zeigen können,“ sprach Pentreath leise, „aber ich habe es ganz vergessen. Es bedeutet, daß der Betreffende ein Dieb ist, der auch vor einem Morde nicht zurückschreckt. Ich glaube, Sie würden sich dann überzeugt haben, daß die Sache doch nicht ohne ist.“

„Sie haben vollständig genug bewiesen, Mr. Pentreath, und ich bin Ihnen herzlich dankbar,“ entgegnete May.

„Ja, ich habe Ihnen geholfen,“ antwortete er traurig, „doch mir wird das nichts nützen, aber ich weiß wenigstens, daß Sie glücklich sind und daß Ihr Glück mein Werk ist.“

„O, sprechen Sie doch nicht so,“ erwiderte May und legte ihm eine Hand auf den Arm, aber es fiel ihr ein, daß Raymond Wilson und Frau Pung sie beobachten konnten, obgleich diese beiden anscheinend wenig auf ihre Umgebung achteten. „Noch einmal, ich danke Ihnen,“ sagte sie weich und folgte Sir Henry Waterville in den Garten. —

Als Blanche Schritte hinter sich hörte, wandte sie sich kalt und trotzig um.

„Nun,“ sagte sie, „ganz habe ich die Sache zwar nicht begriffen, aber ich vermute, ihr habt gesiegt.“

„Das ist das, was wir zu vergessen wünschen,“ entgegnete Sir Henry Waterville.

„Wenn ihr glaubt, daß ich euch auch noch danken werde, so seid ihr im Irrtum.“

„Selig sind die, die nichts erwarten,“ antwortete Sir Henry Waterville, indem er seine Zuflucht zu einer Zigarre nahm.

Der Garten war sehr klein, und Sir Henry wünschte, er wäre im Zimmer geblieben, um Raymond Wilson zu trösten. Auch mit May hätte er gern gesprochen, die, als sie herauskam, einen letzten Friedensversuch machte.

„Ihnen bin ich zu Danke verpflichtet,“ sagte sie zu Blanche, „selbst wenn es ohne Ihre Absicht so gekommen ist.“

Das war keine sehr geschickte Einleitung. Ehe May noch etwas hinzufügen konnte, wandte sich Blanche auf dem Absatz um, setzte sich auf den einzigen im Garten vorhandenen Sitz und starrte düster das Haus an.

„Das Mädchen ist ein unglaublicher Starrkopf,“ sagte Sir Henry Waterville. „Wir wollen sie nach Hause bringen, sowie wir von hier fort können, und dann kommt sie uns hoffentlich nie wieder vor Augen.“

„Hast du mir gar nichts zu sagen?“ fragte May.

„Gar nichts,“ antwortete er, indem er sich herabbeugte und sie trotz ihrer geflüsterten Einsprache küßte. Niemand konnte sie sehen, außer einem Fleischerburschen, der gerade vorbeifuhr, und Blanche, und Sir Henry behauptete, er kümmere sich keinen Pfifferling um die beiden.

„Und Mr. Pentreath?“ fragte May mit einem Blicke nach dem Fenster.

Dort sah sie den breiten Rücken Williams, der Raymond Wilson bewachte, wie die Katze die Maus, und

sie konnte sich vorstellen, wie er nichts sehnlicher wünschte, als daß die Maus einen Fluchtversuch mache und ihm einen Vorwand gebe, irgend jemand schlecht zu behandeln, aber sie war froh, daß er nicht zum Fenster hinaussah.

„Also du willst fest zu mir stehen mitsamt deinem Vermögen?" fragte Sir Henry, ihr in die Augen schauend.

„Ich denke, wir verkaufen Polyton, tragen die auf Waterville lastenden Hypotheken ab und leben dort," antwortete sie.

„Du bist ja sehr rasch ins klare gekommen."

„Wenn man Jahre darüber nachgedacht hat, was man in einem bestimmten Falle am liebsten täte," erwiderte sie, „dann weiß man genau, was man will, wenn dieser Fall eintritt. Ich fühle, daß nun alles in Ordnung ist und daß ich etwas Überschwengliches sagen sollte, aber ich bin so glücklich, daß ich es nicht vermag."

„Es ist, wie wenn man nach einer schlimmen Nacht aufwacht," versetzte er. „Man freut sich, daß die Träume nicht wahr sind, aber sie haben einem doch die Stimmung verdorben."

Hierauf zündete er seine Zigarre wieder an und ging mit May auf und ab, bis Morden Carthew mit einem Schutzmanne und einer vom Bürgermeister, den er glücklicherweise bei Ausübung seiner Pflichten in seinem Laden getroffen hatte, unterzeichneten Urkunde zurückkehrte.

* * *

Einige Wochen beschäftigte sich Morden Carthew mit Sir Henry Watervilles und May Darylls Angelegenheiten, die er mit Meisterhand ordnete und damit zum Abschluß brachte, daß er den Ehevertrag und ihre beiderseitigen Testamente aufsetzte.

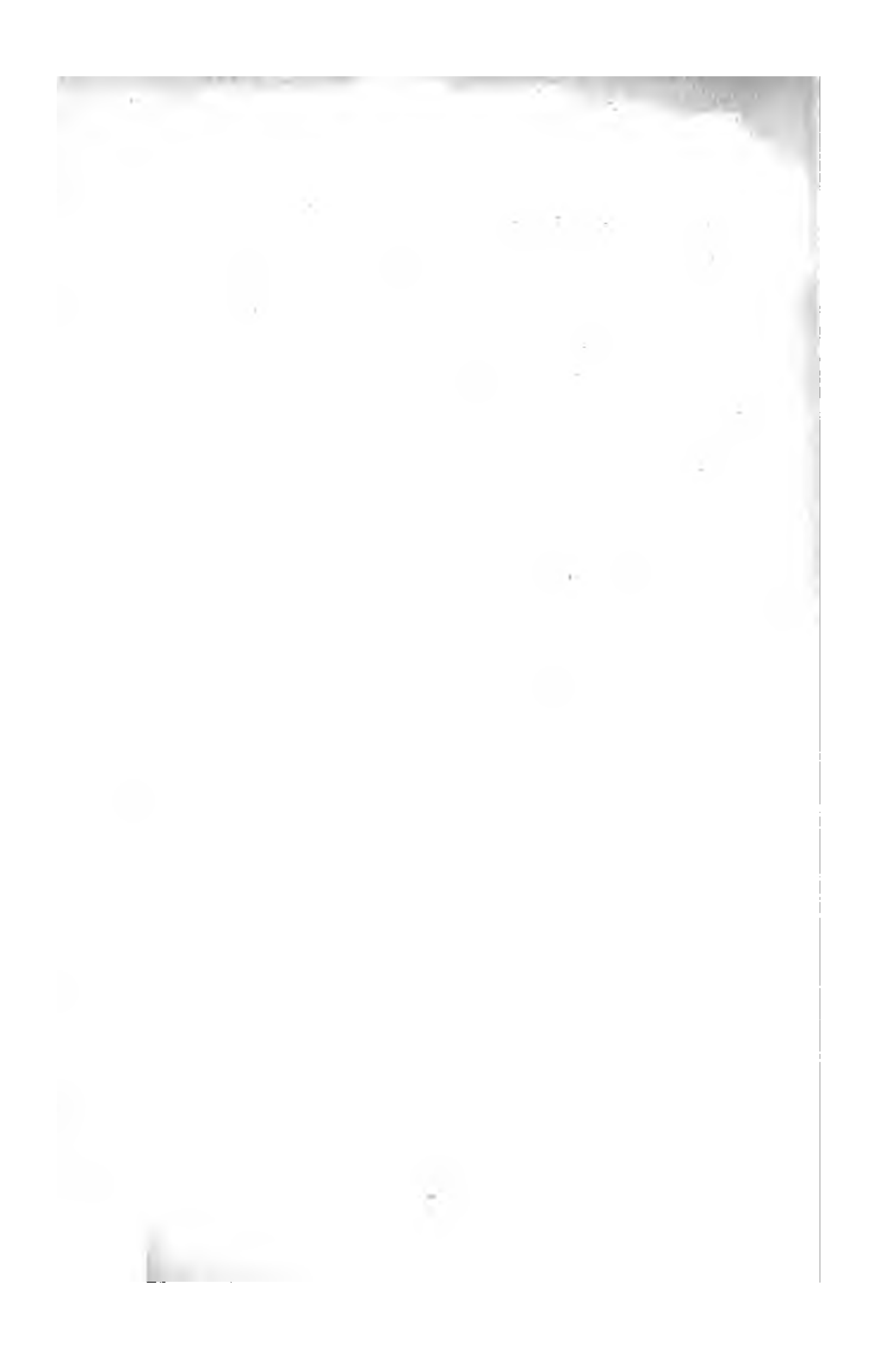
Nachdem Frau Pung ihre Absicht erklärt hatte, sich schuldig zu bekennen, hatte er ziemlich leichtes Spiel, selbst bei den Verhandlungen mit Oberst Haggerston. May wollte die beiden Verbrecher laufen lassen, allein Morden Carthew sprach sehr ernst über „Besitztitel" und daß die Gerechtigkeit ihren Gang gehen müsse. So kam es, daß sich Raymond Wilson schließlich ebenfalls schuldig bekannte, nachdem er gehört hatte, daß die Enthüllung, die er sich als letztes Hilfsmittel aufgespart hatte, tatsächlich wertlos war. Zu diesem Entschlusse trug auch die von seinem Verteidiger unterstützte Auffassung bei, daß es den Richter milder stimmen werde, wenn er ihm unnötige Mühe ersparte. Dieser sah die Sache jedoch in einem andern Lichte. Mit voller Hingebung widmete er sich dem Dienste seines Vaterlandes, solange dieses nicht mehr von ihm verlangte, als die Entwirrung der einfachen Verwicklungen, die die Verbrecher in der Gesellschaft anrichten, und ihm dafür sieben Pfund und zehn Schilling täglich bezahlte, und solange ihm keine anziehenderen Aussichten geboten wurden. Demnach sagte er Wilson, seine Missetat sei die schwerste ihrer Art, die ihm jemals vorgekommen, und belegte ihn mit der höchsten gesetzlich zulässigen Strafe, während er gegen die weinende Frau Pung etwas milder verfuhr.

„Es war ein grausamer Betrug, Mr. Disney," sagte Morden Carthew ernst, als er dem Anwalt der Kläger im Gerichtsgebäude von Exeter sein Honorar aushändigte.

„Es war ein wunderbar einfacher Fall," entgegnete dieser Herr, „und umsichtige und verständige Männer wie Sie und ich konnten mit nur etwas Glück gar nicht anders, als . . ."

Morden Carthew schüttelte den Kopf und wandte sich zu Sir Henry Waterville und May Daryll, die dabei standen, und sagte etwas über den Lohn strenger und selbstloser Pflichterfüllung, allein keins von beiden war sich bewußt, viel dazu beigetragen zu haben, dem Schicksal bei Gestaltung ihres Lebenslaufs die Hand zu führen.

Ende.



Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet,** Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff,** Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard,** Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget,** Kosmopolis. — 7. **Stockton,** Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée,** Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock,** Simson und Delila. — 11. **Jókai,** Die gelbe Rose. — 12. **Gréville,** Verloren. — 13. 14. **Croker,** Zwei Herren. — 15. **de Amicis,** Eine Schultragödie. — 16. **Harraden,** Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen,** Susi. — 19. Tim. — 20. **Munch,** Frauen. — 21. 22. **de Berkeley,** Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel,** Der Sänger. — 24. **Sims,** Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford,** Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui,** Der Kameenknopf. — 4. **Claretie,** Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson,** Dodo. — 7. **Zehren,** Die Brüder. — 8. **Howells,** Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts,** Revanche! — 11. **Serrao,** Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff,** Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau,** Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore,** Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage,** Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen,** Selbstgerecht. — 19. **Jerome,** Roman-Studien. — 20. **Busse,** Jugendstürme. — 21. 22. **Croker,** Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst,** Verbotene Frucht. — 24. **Moeller,** Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota,** Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß,** Villa Falconieri. — 3. **Ohnet,** Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen,** Die Siegerin. — 5. 6. **Croker,** Eine dritte Person. — 7. **Gyp,** Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot,** Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt,** Sich selber treu. — 11. **Loti,** Islandfischer. — 12. **Böhlau,** Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod,** Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel,** Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley,** Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage,** Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga,** Königstigerin. — 20. **Boyesen,** Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs,** Frost im Frühling. — 23. **Niemann,** Smaragda. — 24. **Croker,** Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska,** Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen,** Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau,** Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers,** Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet,** Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin,** Die Heimkehr. — 9. **de Tinseau,** Vergessene Pflicht. — 10. **Hyne,** Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis,** Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker,** Ein Millionär. — 14. **Brada,** Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau,** Verspielte Leute. — 16. **Robinson,** Die goldene Hand. — 17. 18. **v. Roberts,** Die schöne Helena. — 19. **Murray,** Der Bischof in Not. — 20. **Gréville,** Das Geständnis. — 21. 22. **White,** Korruption. — 23. **Vincent,** Künstlerblut. — 24. **Merrick,** Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin,** Die Nihilistin.

Fünfzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Hopfen,** Der Väter zweie. — 3. **Hill,** Um eines Haares Breite. — 4. **Eckstein,** Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. **Ohnet,** Nimrod & Cie. — 7. **Malling,** Der alte Herrenhof. — 8. **Griffiths,** Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. **H. v. Zobeltitz,** Talmi. — 11. **Yorke,** Um des Kindes willen. — 12. **Claretie,** Das Auge des Toten. — 13. 14. **Croker,** Verheiratet oder ledig? — 15. **Ahrenberg,** Neue Bahnen. — 16. **Murray,** Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. **Schubin,** Vollmondzauber. — 19. **Clifford,** Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. **v. Bunsen,** Auf Riedenheim. — 21. 22. **Markewitsch,** Prinzessin Lina. — 23. **Doyle,** Ein gefährlicher Ausflug. — 24. **Georgy,** Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. **Rameau,** Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Ohnet**, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. **Skowronnek**, Hans der Sieger. — 4. **[illegible]**, [illegible] Cermann. — 5. 6. **Croker**, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. **v. Wende**, Im eigenen Nest. — 8. **Hope**, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. **Döring**, Jadwiga. — 11. **Hornung**, Der neue Herzog. — 12. **de Lièvre**, Tante Baby. — 13. 14. **F. v. Zobeltitz**, Das Heiratsjahr. — 15. **Wahlenberg**, Maria Hilding. — 16. **Alden**, Seine Tochter. — 17. 18. **Hopfen**, Die ganze Hand. — 19. **Gerard**, Eine vergessene Sünde. — 20. **Walters**, Der Wohltäter. — 21. 22. **Theuriet**, Die Zuflucht. — 23. **Grahame**, Das goldene Zeitalter. — 24. **v. Baudissin**, Im engen Kreise. — 25. 26. **Croker**, Berechtigter Ehrgeiz?

Siebzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **Davis**, Soldaten des Glücks. — 3. **Skowronnek**, Ihr Junge. — 4. **de Wailly**, [illegible] Schwur. — 5. 6. **Kipling** und **Balestier**, Naulahka. — 7. **Misch**, Der Weltmensch. — 8. **de Tinseau**, Durch fremde Schuld. — 9. 10. **Schulte vom Brühl**, Frühlings-Evangelium. — 11. **Murray**, Die Jagd nach Millionen. — 12. **Busse**, Röschen [illegible]. — 13. 14. **Leys**, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. **H. v. Zobeltitz**, Die Tante aus Sparta. — 16. **Theuriet**, Unter Rosen. — 17. 18. **Schubin**, Im gewohnten Geleis. — 19. **Lie**, Im Märchenland. — 20. **Hopfen**, Zehn oder elf? — 21. 22. **Croker**, Die Dorfschönheit. — 23. **Blicher-Clausen**, Inga Heine. — 24. **Griffiths**, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. **v. Oertzen**, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die arme Sünderin. — 3. **Bodkin**, Verschwindende Diamanten. — 4. **v. Bülow**, Im Hexenring. — 5. 6. **Lesueur**, Slavische Leidenschaft. — 7. **Voß**, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. **de Vere-Stacpoole**, Toto. — 9. 10. **v. Roberts**, Schwiegertöchter. — 11. **Aïdé**, Die Erzieherin. — 12. **H. v. Zobeltitz**, Frau Karola. — 13. 14. **Robinson**, Jung-Nin. — 15. **v. Oertzen**, Frei für die Ehre! — 16. **Bourget**, Das Spitzenmäntelchen und andres. — 17. 18. **F. v. Zobeltitz**, Die papierene Macht. — 19. **[illegible]**, Elisabeths Besuche. — 20. **Döring**, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. **Ohnet**, Die lichtscheue Dame. — 23. **Croker**, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. **Heine**, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. **Burnett**, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang. Band 1. 2. **F. v. Zobeltitz**, Der Backfischkasten. — 3. **Ouida**, Zwei Sünder. — 4. **Schubin**, [illegible]. — 5. 6. **Malot**, Daheim. — 7. **v. Rom**, Man lebt so hin. — 8. **Bodkin**, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. **v. Oertzen**, Irrlichter. — 11. **Rod**, Auf halbem Wege. — 12. **Westkirch**, Geschichten von der Nordkante. — 13. 14. **Hunt**, Kein Herz. — 15. **Döring**, Deutsche und polnische Liebe. — 16. **Poradowska**, Die Stimme des Blutes. — 17. 18. **Skowronnek**, Das rote Haus. — 19. **Cobb**, Skrupel. — 20. **Lie**, Nordwärts. — 21. 22. **Ohnet**, Der Schritt zur Liebe. — 23. **Croker**, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. **Olden**, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. **Warden**, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang.

Ein Königsdrama. Von Richard Voß. 2 Bände.

Das neue Werk des berühmten Dichters ist von gewaltiger Wirkung. Mit dem ehernen Schritt einer antiken Tragödie einherschreitend, ergreift es den Leser im Innersten, um ihn nicht mehr loszulassen, bis sich das grausige Schicksal des beklagenswerten Helden erfüllt hat.

Die Amazone und andre Geschichten. Von Johannes Johannsen.

Von einsamen Frauen wissen diese Geschichten zu erzählen und von heimlichen Tränen; von schlanken Mönchen wissen sie zu berichten und von fröhlichen Herzen. Wen die Stille abseits liegender Gehöfte lockt und der Zauber verwachsener Gärten, der wird die aus diesen Novellen sprechende Stimmung verstehen und die Charaktere ihrer Gestalten begreifen.

Gefeit. Von D. Melegari. Aus dem Französischen.

Interessante Streiflichter auf die Gesellschaft des modernen Rom wirft dieser überaus [illegible] geschriebene Roman, der sich namentlich auch durch eine feine und selbständige Auffassung der [illegible]frage auszeichnet.

Maximum. Roman aus Monte Carlo. Von Ossip Schubin. Zwei Bände.

Ein Meisterstück erschütternder [illegible], worin seine Beobachtungsgabe und [illegible] des menschlichen Herzens sich zu [illegible] Charakterzeichnung erheben. [illegible]

Ein Einbrecher aus Passion. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.

Man wäre versucht, den Helden dieser spannenden Abenteuer, einen abgefeimten Verbrecher mit ritterlichem Wesen, für die Ausgeburt einer tollen Phantasie zu halten, wenn sich nicht erst kürzlich ganz ähnliche Vorkommnisse vor englischen Gerichten abgespielt hätten.

Die schwarze Maske. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.

Das edle Paar, das wir in „Ein Einbrecher aus Passion" kennen gelernt haben, setzt sein Geschäft mit ungeschwächten Kräften fort und gibt neue Proben eines Scharfsinnes, der einer besseren Sache würdig wäre.

Goldene Blumen. Von Champol. 2 Bände. Aus dem Französischen.

Dieser wirklich gute und gediegene Roman weist alle Vorzüge des Schrifttums unserer westlichen Nachbarn auf, ohne in dessen Fehler zu verfallen; er ist duftig und graziös, prickelnd und spannend, aber dabei sittlich ganz einwandfrei.

Der Bourgeois. Von Henry de Vere Stacpoole. Aus dem Englischen.

Köstliche Typen aus der Pariser Bohême, wahre Kabinettstücke feinen Humors sind es, die wir in diesem kurzweiligen Schwank kennen lernen.

Heiratstifter. Ein Novellenkleeblatt von Thomas Glahn.

Das lustige Novellenkleeblatt führt drei amüsante „Heiratstifter" vor – ein Zeitungsinserat, einen Zeisig, eine photographische Camera – und in spannendster Art, oft mit fröhlichem Humor, sind darum Erzählungen gewoben, die Herz und Phantasie des Lesers gleicherweise anregen und befriedigen werden.

Angelika. Von Mrs. B. M. Croker. 2 Bände. Aus dem Englischen.

Von den vielen anmutigen Mädchengestalten, die wir Mrs. Croker verdanken, ist Angelika eine der gelungensten. Mit gespanntem Interesse folgen wir den Erlebnissen und Schicksalen dieser wilden Hummel, der trotz ihrer tollen Streiche jedermann gut sein muß.

Blütenumrankte Ruinen. Von Guy Chantepleure. Aus dem Französischen.

„Recht romantisch und unwahrscheinlich" nennt der Verfasser seine Geschichte. Das ist sie in der Tat, dabei aber so duftig und anmutig, so voll von Poesie und Grazie, daß man die Unwahrscheinlichkeit dieses Liebesmärchens gern in Kauf nimmt.

An stillen Wassern. — Aus der Flutzeit. Von L. Budde. Aus dem Dänischen.

Die erste dieser beiden trefflichen Novellen ist eine Meeresidylle voll duftigster Stimmung und von wahrhaft erquickender Gefühlswärme, wogegen die zweite mehr die herbe Kampfnatur der Meeresanwohner hervorkehrt.

Krach. Von Hanns v. Zobeltitz. 2 Bände.

Dieser neueste Roman von Hanns v. Zobeltitz ist ein großes packendes Zeitbild aus dem geschäftlichen Treiben der Gegenwart. In eigenartiger Weise hat der Verfasser eine Reihe interessanter Typen in die reichbewegte Handlung verflochten, Männer und Frauen, deren wechselvollem Schicksal der Leser mit steigwachsender Spannung folgen muß.

Ambrosines Tagebuch. Von Elinor Glyn. Aus dem Englischen.

Den vielen Tausenden, die sich an „Elisabeths Besuchen" von Elinor Glyn erfreut haben, wird diese neue Gabe der vorzüglichen Erzählerin hochwillkommen sein. Ambrosines Tagebuch, die Geschichte einer jungen Aristokratin von echtem Schrot und Korn, ist nicht minder geistreich, tauftisch und prickelnd.

Sommerliebe und andre Geschichten. Von Richard Skowronnek.

Ein bunter Strauß kurzer Geschichten, von denen jede einzelne ein Meisterwerk der Erzählungskunst darstellt und in knapper Form ein ganzes Menschenschicksal ausschöpft. Den Schluß des Bandes bilden einige Skizzen, deren Humor zu dem Ernst der vorhergehenden einen wohltuenden Gegensatz bildet.

In der Gewalt der Umstände. Von Archie Armstrong. 2 Bände. Aus dem Englischen.

Es wirkt geradezu erfrischend, auf einen gut geschriebenen Roman zu stoßen, der von alt und jung mit Vergnügen gelesen werden kann. Wenn Armstrong fortfährt, in diesem Sinne zu schreiben, so wird er rasch einer der beliebtesten Erzähler werden. (Athenäum.)



